



# Die verlorene Welt

Die Legende von Relsh I  
Florian Auer

# Die Legende von Relsh

Teil 1: Die verlorene Welt

# 1 Grigorij | Tod

Er fühlte sich so unbeschreiblich schwach. Wieder einmal hatte er viel zu lange geschlafen, bald würde es mit ihm zu Ende sein. Das war gewiss.

Am Ende des Bettes, in dem Grigorij lag, saß jemand. Sein Freund. Sein einzig wahrer Freund. Er hatte ihn nie betrogen.

„Mensch, was hast du nur gemacht? Wieso musstest du eine jede vögeln? Es bringt dich um.“

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Ist... in Ordnung. Ich sehe alle wieder. Ich sehe... sie wieder.“

Sein Freund zuckte nur mit den Schultern.

„Wirst doch noch sentimental? Es gibt nichts nach dem Tod. Du zerfällst zu Staub und bist nichts mehr.“

Dennoch stand er auf und berührte ihn an den Schultern.

„Immerhin hast du gelebt. Du hast mehr gesehen als andere, die doppelt so alt sind wie du. Es ist gut.“

*„Ich hatte alles, was man sich wünschen konnte. Geboren wurde ich vor 35 Jahren irgendwo im russischen Hinterland. Durch den großen Terror des politischen Systems floh mein Vater, verlor in der neuen Heimat aber schnell seine Arbeit, soff sich zu Tode und*

*riss meine Mutter gleich mit sich. Meine Schwester übernahm die Verantwortung, wollte uns Waisen durchbringen, doch sie war noch keine acht Monate auf dem Strich, als sie irgendein verrückter Freier im Wald verscharrte. Sein Pech war, dass ich ihn fand.*

*Die Welt war ungerecht zu mir, doch ich konnte ihr es heimzahlen. Es gelang mir, Geld mit der Abhängigkeit anderer zu verdienen. Die Zeiten waren wild, und der Reichtum, der sich bei mir anhäufte, fand schnell seine Neider. Doch ich war schneller als die schnellsten und klüger als die klügsten. Ich überlebte, die anderen starben. Die Frauen kamen zu mir, ob freiwillig oder nicht, meine Bodyguards beschützten mich, meine Villen waren riesig. In meinem Imperium von Gewalt und Tod ging nie die Sonne unter.*

*Durch eines der Mädchen, die ich mir nahm, wie es mir gefiel, holte ich mir die Krankheit. Selbst die besten Ärzte konnten mich nicht heilen. Das Leben ist kein Zuckerschlecken, sagt man bei mir zu Hause. Ich liege hier im Totenbett, in einem schäbigen Krankenhaus. Doch jetzt sehe ich bald Mama, Papa und Nadescha wieder. In dem Leben, das mich jetzt erwartet... Ja... endlich.“*

## 2 Viri | Aufbruch

Sie spürte es an der Nasenspitze. Während sich ihr Körper unter der warmen Bettdecke wohl fühlte, waren ihr Gesicht und ihre Nase unangenehm kühl. Früher hatte sie immer mit offenem Fenster schlafen können, doch mittlerweile war es zu kalt dafür geworden. Zu dieser Jahreszeit durfte es eigentlich gar nicht so kalt sein.

Ihr flaes Gefühl im Magen ignorierend stand sie auf und beschloss, sich auf ihre Berufung zu konzentrieren, schließlich gab es einiges zu tun heute, die Anzahl der ankommenden Menschen wurde immer größer, jeder musste in Sonderschichten arbeiten. Auch Viri hätte an diesem Tag eigentlich frei gehabt. Ein weiteres Thema, das bei ihr ein unangenehm kribbelndes Gefühl in der Magengegend verursachte.

„Ach du große Güte Mädchen, werde doch bitte erwachsen“, flüsterte sie sich zu während sie Tee aufgoss. Draußen vor dem Fenster tanzten Schneeflocken. Er blieb sogar schon liegen.

Viri nahm die noch dampfende, halb volle Tasse Tee in die Hand und stellte sie gedankenverloren in der Küche ab. Sie schlüpfte in ihren Mantel, zupfte kurz Haar und Kleidung zurecht und ging hinaus aus ihrem Haus in die kleine Stadt Gaalkayo.

Sie sah sich um. Die Gegend war dunkel wie immer, und obwohl sich die Sonne nie weit über den Horizont erheben konnte, standen die Bäume dicht und finster aneinander, reckten ihre spitzen Wipfel in den Himmel, der meistens nur in dem fahlen Blau der Dämmerung zu sehen war. Durch die Kälte und die Schneeschicht wünschte sie sich sofort wieder in ihr warmes Haus zurück. Doch sie war gerufen worden.

Sie musste wieder einem Menschen seinen Platz zuweisen. Er würde sich wehren, sicher, wie jeder. Glücklicherweise war der Weg nicht weit, Viri konnte ihn zu Fuß gehen. Hier in der Umgebung war sie aufgewachsen und zu Hause, auch ohne Karte konnte sie sich gut zurechtfinden. Normalerweise konnte sich ihresgleichen nicht aussuchen, wo sie zu arbeiten hatte, doch da Viri bereits ein Haus in Gaalkayo gehörte, erhielt sie von den Wächtern das Recht, in der Nähe ihrer Heimat zu arbeiten. Sie schloss die Augen, atmete tief ein, und ging los.

Nachdem sie einige Stunden von ihrer Stadt aus zu dem Ort gegangen war, an dem der neue Bewohner erwartet wurde, schaute Viri sich um. Inmitten der drückenden Dunkelheit des Waldes standen die Überreste einiger niedriger Mauern, die meisten verrottet und eingestürzt, doch sie deuteten klar die Umrisse von Häusern an. Dominiert wurde der Anblick aber von den riesigen Bäumen, die in Viris Wald wuchsen. Im Vergleich zu den heruntergekommenen Mauern standen die schweren,

großen Stämme mächtig empor in die Düsternis, wie hunderte Säulen einer finsternen Halle.

Der Waldboden war weich und roch nach den Nadeln der großen Fichten und Tannen. Neben den Bäumen gab es am Boden kaum noch eine andere Pflanze. Kleinere Büsche und Triebe wurden von den hungernden Tieren gefressen, bevor sie auch nur die Chance hatten, größer als die Bäume zu werden.

Tiere gab es kaum welche in ihrem Wald. Durch die Dunkelheit streiften ab und an Sleipnir, achtfüßiges Rotwild, die mit ihrem grauen bis rötlichem Fell und ihrem scheuen Wesen aber kaum zu finden waren. Solche Tiere, die sich zeigten, wurden meistens von Räufern wie Mahren geschlagen oder von Ghuls gefressen. Doch all diese Wesen hatte Viri bisher noch nicht auf ihren Streifzügen entdeckt. Es war einsam in der Welt. Nur der sanfte Wind huschte durch das Nadelwerk der Bäume, in der Ferne hörte man Raben rufen und einen kleinen Bach plätschern.

Dieser Bach kreuzte schließlich Viris Weg. Sie hörte das Geräusch des fließenden Wassers in der Stille, doch konnte sie in der Dunkelheit kaum seinen Lauf erkennen. Wie eine dunkle Ader durchzog er den Boden, die Steine an seinem Ufer waren von Moos überzogen und glitschig. Der Bach hatte sich in den Boden gegraben, wohl einen halben Meter tief. Das Fehlen eines flachen Ufers machte ihn noch tückischer. Viri wägte ab, ob sie direkt über den

Bach springen konnte, denn Ihr Ziel lag noch einige hundert Meter hinter dem Wasser. Zumindest war das die Ortsangabe ihres Auftrages.

Kurz bevor sie zum Sprung ansetzte, erhellte sich der Waldboden. Hinter ihr stand Unico, ein alter Freund aus ihrer Kindheit und hielt ein Irrlicht in seiner Hand. Die Schatten flackerten im grün-bläulichen Licht, doch es reichte, um die Dunkelheit zumindest ein bisschen zu vertreiben. Unico war in den letzten Jahren wirklich hübsch geworden, musste Viri feststellen. Eine stattliche Figur, muskulös, das Gesicht breit, kantig, doch die Augen sanft und mit kleinen Lachfältchen.

Viri selbst war zierlich, schlank und drahtig. Viele sagten ihr, sie hätte ein hübsches Gesicht, ihre blonden Haare hatte sie hinten zusammengebunden, eine breite Strähne wurde von einem Lederband geführt, diese fiel locker von der Stirn.

Beide trugen sie die Arbeitsuniform, rote Overalls mit ausgeprägten schwarzen Streifen an Kragen, Ärmeln und den Hosenbeinen. Um die Taille war ein breiter Gürtel mit allerlei Taschen und Werkzeugen befestigt, und natürlich auch Waffen. Unico und Viri zählten zu den Sammlern; so war es ihre Aufgabe, die neu angekommenen Menschen aufzunehmen, ihre Waffen, kurze Dolche, waren deshalb nur zur Selbstverteidigung bestimmt. Die Uniformen waren sehr eng geschnitten, damit sie im Zweifel den Gürtel abwerfen und den



Menschen folgen konnten, wenn sie zu fliehen versuchten.

Unico fasste Viri sanft an der Schulter und drehte Sie in Richtung des Bachs.

„Wolltest du da wirklich rüber springen?“

Jetzt sah sie erst, dass der Bach nicht nur in einem tiefen Becken lag, sondern auch einige Meter breit war. Das hätte sie selbst mit Anlauf nur mit Mühe geschafft, und so unvorbereitet aus dem Stand wäre sie sicherlich in das Wasser gefallen. Sie sah sich um, lächelte und bedankte sich höflich. Die Situation war ihr nun schrecklich peinlich. Sie fühlte sich ertappt und schlecht vorbereitet. Wie unerfahren sie doch wirken musste. Schließlich war dieser Bach nicht einmal sonderlich weit von ihrem Haus entfernt, sie war ja nur wenige Stunden gelaufen. Und wieso hatte sie nicht selbst an ein Irrlicht gedacht?

Unico und sein Irrlicht wiesen ihr von nun an den Weg. Einerseits war sie froh, denn sie konnte mit den ungenauen Anweisungen in ihren Aufträgen nie viel anfangen. Behände, für sie beinahe ein bisschen zu flott ging er durch die dicht beieinanderstehenden Baumstämme.

In diesem finsternen Wald bekämpften die Tannen, Fichten und Kiefern einander bitterlich; jeder strebte nach oben, um mit seinem dichten Nadelwerk die wenigen Sonnenstrahlen zu ergattern, welche die

Dämmerung preiszugeben bereit war. Wurden die Bäume alt, so verließ sie die Kraft, sie verloren den lange währenden Kampf und sie starben ab. Am Waldboden wurden sie dann langsam wieder zum nährbaren Boden für die anderen Bäume.

Einer dieser Bäume lag wie eine Brücke über dem namenlosen Bach, und die beiden konnten ihn nutzen, um den Fluss zu überqueren. Der Umweg kostete sie Zeit, so dass sie auch die Dämmerung schließlich verließ und der langen Nacht wich. Nun war das Irrlicht ihre einzige Lichtquelle. Doch sie mussten nicht mehr weit gehen.

Er war in weiß gekleidet, wie alle Besucher. Verängstigt und ruhelos irrte er umher, die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er torkelte von Baum zu Baum, als würde die Erde unter ihm schlingern und wackeln. Er wirkte schlaftrunken, unsicher auf den Beinen. Einige Male fiel er hin, konnte sich nur mühevoll wieder auf die Beine stellen und taumelte weiter.

Viri mochte die Sicherheit, die ihr Unico gab und am liebsten hätte sie sich in diesem Moment ganz aus der Verantwortung gezogen, doch als vollwertige Sammlerin musste sie auch ihre Aufgabe erfüllen.

„Bist du der Mensch, den sie Grigorij Ardankin nannten?“

Mit großen, angsterfüllten Augen sah er sie an. Er sah selbst wie ein Geist aus im fahlen Schein des Irrlichts,

doch bei Viris Anblick wich er zurück, die Augen weit aufgerissen. Sie ging einen Schritt nach vorne und schob ihre blonde Strähne zur Seite, so dass ihre vier kleinen Hörnchen auf der Stirn besser zu sehen waren.

Sie standen etwa drei Meter vom Bach entfernt, dieser plätscherte hinter ihnen und vertrieb die schier tödliche Ruhe des dunklen Waldes. Der umgestürzte Baum hinterließ eine Lichtung, in der junge Pflanzen gediehen, und während Viri und Unico etwa kniehoch im Gebüsch standen, saß Grigorij am Boden und stützte seinen Oberkörper mit den Händen auf. Er hatte eine ganze Reihe kleinerer Pflanzen plattgedrückt.

Der Schrecken wich ihm überraschend schnell aus dem Gesicht, er stand auf und sah die beiden nun weniger angsterfüllt, aber unglaublich traurig und niedergeschlagen an.

„Ich bin in der Hölle, nicht wahr?“

Viri nickte. „Zumindest ist das einer der Namen, den ihr Menschen unserer Welt gebt“

Grigorij schmunzelte, zumindest verstand Viri sein Schnauben so. Er bemühte sich, einen Mundwinkel nach oben zu ziehen.

„Ich hätte sie mir anders vorgestellt. Lava, Hitze, gequälte Menschen überall. Ich dachte nicht, dass ich mich in einem finsternen Wald finden würde.“

Viri konnte nicht anders, als mit den Schultern zu zucken.

„Tut das wirklich etwas zur Sache? Grigorij, du warst ein schlechter Mensch, hast dein Leben durch Leid und Qual anderer gelebt. Du hast es genossen. Du wolltest dieses Leben weiterleben. Du wirst hier für immer leiden. Das hier ist kein Urteil, sondern die Vollstreckung.“

Ihre Bestimmung war es, die Menschen zu finden und sie auf jahrhundertelange Qual einzustellen. Doch Viri war noch nicht geübt, sie hatte nicht viel Erfahrung. Ardankin hingegen hatte eine unglaublich finstere Ausstrahlung. Viris Muskeln spannten sich an, Schweißperlen standen auf ihrer Stirn. Sie wich unbewusst einen halben Schritt zurück. Grigorij's angedeutetes Lächeln wurde nun deutlicher, er fühlte sich anscheinend wohl.

Mit einem gewaltigen Satz sprang er auf, über den Bach und lief in die Dunkelheit des Waldes.

Unico riss seinen Gürtel vom Leib und rannte los, um Ardankin zu folgen, Viri tat es ihm gleich. Sie konnte hier nicht versagen. Sie durfte nicht. Grigorij konnte weit springen, doch Unico und Viri wählten den Weg über den alten Baumstamm.

Auf eine gewisse Weise war sie beeindruckt von Grigorij. Viri konnte mit Unico kaum mithalten und orientierte sich an dessen Irrlicht; doch Ardankin bahnte sich seinen

Weg durch das Unterholz und kam auch noch schnell voran. Er musste scheinbar ein Kämpfer gewesen sein.

In einem Moment der Unachtsamkeit kam Grigorij ins straucheln, versuchte sich in einer Linkskurve wieder zu stabilisieren, doch er stürzte und überschlug sich mehrmals auf dem Waldboden, rutschte auf dem Meer von toten Nadeln einige Meter weit und blieb an einem Baum hängen. Viri erkannte seinen Sturz in der Dunkelheit, sprang nach links und kniete sich auf den liegenden Grigorij.

„Das hier ist unsere Welt. Uns entkommt niemand.“

Sie war so glücklich, dass sie ihn noch erwischte hatte. Unico stellte sich hinter sie, legte die Hand auf ihre Schulter und als sie sich nach ihm umdrehte, lächelte er sie aufmunternd an. Wo auf Viris Stirn nur vier kleine Hörner thronen, hatte Unico zwei deutlicher ausgeprägte Hörner. Doch so groß wie die der Vollstrecker wurden sie nicht. Darüber war Viri froh, denn so blieb Unicos hübsches Gesicht erhalten.

Sie fesselte Grigorij, so wie sie es mit jedem Menschen tat, der sich seiner Vollstreckung widersetzte und führte ihn zurück in ihre Stadt. Dort gab es wie in allen Städten und Orten ihrer Welt eine Sammelstelle, in welche die Neuankömmlinge gebracht wurden.

In Gaalkayo war das schon eine recht große Halle, doch diese platzte aus allen Nähten. Sie hatte Mühe, Grigorij

noch irgendwo unterzubringen. Nicht, dass sie sich um seine Gesundheit oder das Wohlbefinden sorgen machen musste - die Menschen waren ja schließlich schon gestorben, und ihnen stand jahrhundertlanges Leid bevor; nein, es ging um den Platz an sich. Sie bekam Grigorij fast nicht in die Halle hinein und musste ihn mit einem Besen und Unicos Hilfe aus dem Vorraum heraus in die Halle drücken. Das Gebäude war nicht schön, die Wände dunkel und verkommen, Die Halle selbst war fast fensterlos, nur im Vorraum und der danebenliegenden Schreibstube war Licht und je ein Fenster.

Gedankenverloren drehte sie sich noch einmal nach der Halle um, nachdem sie sich schon wieder auf den Weg nach Hause gemacht hatte. Sie stand wie ein Tempel in der Mitte der kleinen Stadt. Die Hauptstraßen waren mit Pflastersteinen ausgelegt, die Nebenstraßen nur mit Kies. Etwa kreisförmig umschloss eine hohe Mauer die Stadt, im Abstand von fünfzig Metern waren Wachtürme angebracht.

Feindseligkeit der Völker ihrer Welt gab es keine, aber die Welt war deswegen nicht ungefährlich. Es waren nicht die Ghuls, die sie fürchten mussten. Diese begnügten sich damit, die toten Sleipnir und andere kleine Tiere aus ihrem Wald als Aas zu fressen. Nein, die Menschen konnten gefährlich werden. Sie widersetzten sich oft derart heftig, dass schon Sammler zu Tode gekommen waren.

Die Häuser des Ortes waren einfach gehalten, aber warm und behaglich. Es gab wenige Handwerksbetriebe, ein paar Geschäfte und viele Wohnhäuser. Der Platz, welchen die Stadt einnahm, wurde dem umgebenden Wald mühevoll abgerungen, bedrohlich reckten die Bäume ihre Wipfel über die Häuser, und das in allen Himmelsrichtungen. Efeu und andere Mauerpflanzen kamen über die Stadtmauern gekrochen, als würde die Natur versuchen, die Stadt aufzufressen. Wie Viri an anderen, verlassenen Städten sah, war das durchaus eine realistische Vorstellung.

„Es sind zu viele, die Vollstrecker kommen gar nicht mehr damit nach, sie abzuholen.“ Unico stand neben ihr.

„Ja“, antwortete sie. „Entweder bestimmt wieder ein großer Krieg die andere Welt, oder die Menschen werden von Generation zu Generation schlechter.“

Unico zuckte mit den Schultern. „Manchmal habe ich das Gefühl, wir müssen uns um die andere Welt mehr Sorgen machen, als um unsere eigene.“

Zur Verabschiedung nahm er Viri noch kurz in den Arm und trottete dann langsam nach Hause. Ihr Bauch meldete sich und deutete ihr an, dass sie seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte. Ohne weitere Umwege ging sie nach Hause und wartete auf den nächsten Auftrag.

### 3 Viri | Klippen

Der nächste Auftrag kam bereits am folgenden Morgen, nachdem Viri mit Unico zusammen Ardankin in der großen Sammelhalle in Gaalkayo untergebracht hatte. Wie immer lag der kleine Zettel in ihrem Briefkasten. Für solche Zwecke erhielten die Briefkästen der Sammler ein kleines rotes Fähnchen, welches auf einer dünnen Stange befestigt war. Dieses stellte der Bote auf und sie wusste, dass sie etwas zu erledigen hatte und nicht nur ein einfacher Brief angekommen war.

In jenen Tagen war es aber eigentlich nicht notwendig, das Fähnchen aufzustellen, da sich ohnehin jeden Tag ein neuer Auftrag in ihrem Briefkasten fand, manchmal konnte sie sogar schon den nächsten Auftrag abholen, wenn sie vom ersten zurückgekommen war.

*„Begib Dich zu den Klippen am südlichen Rand des Waldes zur Straße nach Predinas. Du wirst einen Tag und eine Nacht gehen. Der Ankommende ist gefährlich. Vergiss diesmal nicht, die richtige Ausrüstung zu wählen! Warte auf Hilfe!“*

Sie hatten es also bemerkt. Viri war zu unvorbereitet bei ihrem letzten Auftrag gewesen. Sie atmete tief ein und packte alles, was sie für notwendig hielt, in die Taschen ihres Gürtels. Diesmal wollte sie den Neuankömmling ganz allein einsammeln. Auch wenn der Auftrag sie



darüber warnte, dass die neu ankommende Person gefährlich sein sollte, wollte sie sich ein Mal beweisen. Im Gegenteil, wenn sie es schaffte, hier allein fertig zu werden, dann würde sie all ihre Zweifler verstummen lassen.

Sie ging in sich und dachte darüber nach, was sie tun sollte. Die Gefahr auf sich nehmen und beweisen, dass sie eine würdige Sammlerin ist? Oder sollte sie in der Gruppe mit anderen Sammlern zum beschriebenen Ort gehen und warten, bis der Neuankömmling kam?

Der Weg nach Süden zu den Klippen würde mehr als einen Tag dauern. Sie ging los, achtete diesmal aber gar nicht auf die Straße, die sie beschritt, die Bäume oder die Natur. Viri überlegte nur, ob sie es wagen sollte, die Anweisungen zu missachten oder nicht.

Als am zweiten Tag der Wald bereits dünner und das Licht des Tages heller wurde, hatte sie ihren Entschluss gefasst.

Die Klippen lagen am Rand des Waldes, der ihre Stadt und ihr ganzes Land umschloss. Der riesige Wald im nordwestlichen Teil des großen Kontinents war eines der wenigen bewohnbaren Gebiete in ihrer Welt. Neben dem finsternen, kühlen Wald, der viele Tagesreisen groß war gab es noch die hohen Berge auf dem westlichen Kontinent, ein kühles, immergrünes aber beinahe kaum zu durchquerendes Gebirge, die Oasen im Zentrum der

ewigen Wüste in der Mitte der Welt und das sumpfige Meer ganz im Osten des großen Kontinents.

Außerhalb dieser Gebiete war die Welt karg, trocken und leer. Es gab kaum Wasser, der Boden bestand aus Sand, Steinen oder eisiger, trockener Wüste. Dürre Pflanzen zehrten von den wenigen Nährstoffen, welche der Boden herzugeben vermochte. Nur einige Insekten lebten in diesen Gegenden, größere Tiere beschränkten sich alle auf die wenigen Inseln des Lebens, in denen auch ihresgleichen lebte. Viri wurde einst gesagt, dass es die besondere Aufgabe der Bewohner dieser Welt war, trotz der feindlichen Umgebung zu überleben. Das kam ihr manchmal ungerecht vor. Niemand konnte sich an eine Zeit des Überflusses erinnern. Nicht einmal die Alten, die schon viele Jahrhunderte lebten.

Oft wirkte der dunkle Wald bedrückend mit seinen hohen Bäumen, doch sorgte er doch auch immer in seinen wenigen Lichtungen für frisches Grün und gute Luft, die befreiend und belebend war. Dort, wo man den Wald gerodet hatte, war der Boden fruchtbar und konnte die Städte ihrer Heimat gut ernähren. Am südlichen Rand des Waldes endete dieser vor steilen Klippen. Schon eine ganze Tagesreise davor waren die Bäume karger geworden, der Boden trockener das Leben spärlicher. Doch immerhin gab es noch die Geräusche der Tiere, so spärlich sie auch sein mochten. Vor Viri aber breitete sich nun das trockene, unwegbare Land aus, unterhalb der riesigen Klippen, auf denen sie stand.

Diese Klippen gaben einen weiten Blick frei, viele Kilometer weit konnte man in die Ferne blicken, bis sich am Horizont hohe Berge auftürmten. Die Berge, die Klippen, und alles dazwischen war kahl und trocken. Die Steine waren etwas rötlich gefärbt, alles schien ausgetrocknet und tot. Staubwolken wurden über den Boden geweht, ab und an konnte man auf dem Wüstenboden eine Windhose entdecken. Die Wolken waren fahle Streifen am Firmament, Regen war aus diesen nicht zu erwarten.

An diesem Ort der Welt befand sich der Himmel nicht mehr in der beinahe ständigen Dämmerung, untertags brannte die Sonne hier bereits heiß vom Himmel. Nun aber zu dieser späten Stunde lag das Firmament wie ein dunkelblauer Schleier über dem Wald, nur am westlichen Horizont, wo sich die Berge schon nicht mehr erstreckten, konnte Viri einen rötlichen Streifen erblicken. Sie atmete tief durch und wartete auf die anderen Sammler, mit denen sie sich treffen wollte. Auch wenn sie schon auf die Tristesse und Trockenheit der Welt blickte, die bedrohlich auf ihren Wald einwirkte, so war die Luft noch frisch und Rein, gereinigt von den großen Zypressen, die sich hier gegen die anderen Arten von Nadelbäumen durchgesetzt hatten.

„Nein! Nein! Nicht ich!“

Viri fuhr herum. Ein alter Mann stand vor ihr, die Augen weit aufgerissen. Seine Hände waren verkrampft, Adern

standen weit hervor. Der Mann zitterte am ganzen Körper, er schien außer sich vor Rage. Er trug die weiße Kleidung eines frisch angekommenen.

„Ich habe nur Gutes getan! Ich habe immer gebetet, nie an mich gedacht, hatte immer nur das Wohl der anderen im Sinn!“

Er riss die Arme in die Höhe, verkrampfte die Hände in seinen Haaren und riss ein Büschel aus. Erst jetzt bemerkte er Viri und sah zu ihr hinüber. Er betrachtete sie von oben bis unten, seine Augen fokussierten sich auf ihre Hörner am Kopf. Er stöhnte laut auf.

Wo waren die anderen? Sie war zu früh. Und auch der Neuankömmling kam zu früh. Sie hatte sich doch dafür entschieden, nicht die Heldin zu spielen.

„Und du, Weib, bist hier, um mich zu holen!?“

Der alte Mann rannte auf sie zu, und obwohl sie gleich in die Abwehrhaltung ging und ihren Dolch aus dem Holster reißen wollte, war der Mann zu schnell. Er sprang Viri an, packte sie an den Schultern und riss sie zu Boden. Die Wucht des Aufpralls war so hart, dass sie mit ihm nach hinten geschleudert wurde.

Sie schlug mit dem Rücken auf, so hart, dass ihr zuerst der Atem stockte und sie danach einen schmerzgefüllten Schrei ausstieß. Ihr Kopf war nur wenige Zentimeter vom Rand der Klippen entfernt. Ihr Rücken schmerzte sie so sehr, dass sie sich nicht bewegen konnte. Der Mann

kniete auf ihren Oberarmen, sie konnte sich nicht bewegen. Er atmete in kurzen, heftigen Stößen und blickte zum Horizont.

Er war in Rage. Auch er musste unglaubliche Schmerzen ertragen, doch ihm konnte ja nichts passieren, er war ja schon gestorben. Bestenfalls half ihm dieser Ausbruch bei seiner Reinigung, sodass seine Seele ihre Welt bald wieder verlassen konnte. Doch das konnte er natürlich noch nicht verstehen.

„Gott verflucht, ich habe die Hölle nicht verdient. Wieso konnte ich nicht einfach sterben? Wieso hier?“

Er hielt einen Moment inne.

„Das hier ist doch die Hölle, oder?“

Der alte Mann sah Viri an, doch noch bevor sie antworten konnte, begann er mit der Faust auf ihren Kopf einzuschlagen. Beim Aufprall auf ihre Hörner schlug er sich die Hände blutig, doch das schien ihn nicht zu interessieren. Viri versuchte ihre Hände zu befreien und den Kopf zu schützen, doch sie erreichte das Gesicht nicht.

Sie verspürte so viele Schmerzen. Das war ungerecht. Sie wollte nicht sterben. Sie wurde in diese Welt geboren. Sie hatte keine Seele. Würde er sie hier töten, so wäre alles einfach vorbei. Keine zweite Chance. Keine Möglichkeit auf Reinigung der Seele wie die Menschen sie hatten.

„Nicht! Aufhören!“ schrie nun Viri, und sie versuchte sich verzweifelt zu lösen in dem sie mit ihrem Becken eine Rolle vollzog. Das hob den alten Mann aus den Angeln, er kippte nach vorne, und stürzte in die Klippe, doch im letzten Moment erwischte er ihren Gürtel und riss sie mit. Im Sturz klammerte er sich an sie und beide stürzten den Abgrund hinab.

„Ich sterbe.... wie meine Eltern“, flüsterte sie leise, als sie den Boden auf sich zukommen sah.

## 4 Manai | Tod

*„An diesem Sonntag im Winter war ich ganz schrecklich  
verfroren. Dennoch musste ich in aller Kälte mit dem  
Auto raus; ich hatte vergessen, etwas für den Tag zu  
Essen zu besorgen.*

*Verpflegung besorgen fiel mir nicht schwer. Ein paar  
abgepackte Sandwiches, Chips und Cola sollten es tun  
für diesen Tag. Ich hatte nicht vor, mich heute gesund zu  
ernähren. Ab und an gönnte ich mir diesen Luxus, denn  
der nächste Tag versprach wieder viele Stunden im  
Auto, frühes Aufstehen im kalten Wintermorgen und viel  
Stress.*

*Das Studium hatte ich erst erfolgreich hinter mich  
gebracht, ich begann gerade, meine Position in der  
Firma zu festigen. Das sorgte zwar dafür, dass ich in  
einer entlegenen Außenstelle arbeiten durfte und jeden  
Tag viele Kilometer pendeln durfte, doch war der  
Arbeitsplatz sicher und versprach viele  
Aufstiegsmöglichkeiten.*

*Einen guten Job brauchte ich auch, schließlich wollte ich  
die Welt erkunden - das ferne Asien, Amerika, mich zog  
es überall hin, wo die Leute freundlich waren und es viel  
neue Technologie zu entdecken galt. Nicht immer waren  
meine Freunde von diesen Ideen begeistert, aber bisher  
hatte ich noch jeden dazu bekommen, ein paar Tage*

*oder Wochen mit mir zu reisen. Ich denke, man konnte mit mir gut die Zeit verbringen.*

*Ich war komplett durchgefroren als ich mit meinem Essen wieder nach Hause kam. Auch wenn ich nicht oft das Verlangen hatte, diesmal wollte ich eine Tasse mit heißem Tee trinken; das half bestimmt gegen die Kälte.*

*Der Wasserkocher war alt und verkalkt, und ich hatte ihn schon einige Male selbst reparieren müssen, doch schlussendlich sollte er für eine Tasse Tee noch reichen. Da ich erwartete, dass es länger dauern würde bis das altersschwache Gerät das Wasser zum Kochen bringen würde, habe ich mich kurz auf meinen gemütlichen, durchgewetzten Ohrensessel gesetzt um zu warten.*

*Meine ganze Wohnung war etwas chaotisch und vollgestellt mit elektronischem Gerät, aber mir gefiel es, und auch meine Freunde mochten den spleenigen Charme, den die Wohnung besaß. Der Stuhl war gemütlich, und als mir Stück für Stück wärmer wurde, überkam mich plötzlich eine Müdigkeit. Ich weiß nicht genau wann, aber irgendwann fielen mir die Augen zu. Ich habe sie nie wieder geöffnet.“*



## 5 Viri | Erholung

„Elvira?“

Wer sprach sie mit der langen Variante ihres Namens an? Sie hatte ihn noch nie leiden können, all ihre Freunde sprachen sie immer mit Viri an.

Doch halt, in Gedanken erschrak sie. Was hörte sie hier, und wieso hörte sie noch? Sie musste den Sturz überlebt haben. Doch um Viri herum war alles so finster, die Stimmen hörten sich gedämpft an.

„Wach doch auf!“

Schliefe sie denn noch? Ihr Geist kam ihr so wach vor.

Die Stimme kannte sie. Sie gehörte ihrer Tante Erige, der einzigen Person aus ihrer Familie, der sie noch nahestand. Die einzige Person, die sie überhaupt wirklich hatte, war die Schwester ihrer Mutter. Viri war also noch am Leben. Innerlich strahlte sie vor Glück, und versuchte, die Augen zu öffnen. Es gelang ihr nur schwer.

„Tan...te...?“

Das grelle Licht blendete Viri anfangs, doch nachdem sich ihre Augen an die Helligkeit gewohnt hatten, erkannte sie, wo sie war. Sie war in einem Krankenhaus, nicht in ihrer Stadt. Der Raum war hell und freundlich, doch künstlich beleuchtet, sogar von elektrischem Licht. Sie hatte das noch nicht oft gesehen, ihre kleine Stadt

war nur von Fackeln und Kerzen erleuchtet, Elektrizität gab es nur an wenigen Orten ihrer Welt, selbst in der großen Hauptstadt wurde sie nur spärlich eingesetzt.

Das Krankenhaus war in einem Ort, der selbst schon beinahe verlassen war. Nachdem immer weniger Kinder geboren wurden, wurden die Städte einsam. Von dieser Stadt beispielsweise war nur das Krankenhaus übriggeblieben, die Kranken und Verletzten kamen von weit her, um hier behandelt zu werden.

Neben dem Krankenhaus blieb in der Stadt Samaree noch die Sammelhalle erhalten. Die anderen Häuser wurden dem Verfall preisgegeben, wie es schon so oft geschehen war. Der dunkle Wald holte sich das Land und die Stadt zurück, sodass inmitten der finsternen Bäume nur Ruinen und zwei einsame Gebäude standen, zu denen eine Straße aus Kopfsteinpflaster führte. Diese Straße wurde regelmäßig gepflegt und überarbeitet, da sie ständig von Wurzeln uneben wurde oder kleine Pflanzen sich den Weg zwischen den Pflastersteinen nach oben erkämpften.

Ihre Tante hatte noch nicht bemerkt, dass Viri aufgewacht war, sie ging besorgt auf und ab. Nachdem ein Neuankömmling ihre Eltern überrascht hatte und beide töten konnte, indem er sie einen Abgrund einige Tagesreisen nördlich von Gaalkayo herabgetrieben hatte, wurde Viri von Erige großgezogen. Die ältere Frau bemühte sich so sehr um Viri, sie war eine einfache, aber

gute Person. Viri war als Kind oft einsam und alleine gewesen und hatte Schwierigkeiten, Freunde zu finden, da sie immer zu viel über alles nachgedacht hatte. In diesen Stunden kümmerte sich ihre Tante um sie, und schließlich wurde aus dem schüchternen Kind doch noch eine ausgebildete Sammlerin, die tatsächlich auf Außeneinsätze gesandt wurde. Nervös ging Erige auf und ab.

„Tante Eri!“

Erige wirbelte herum. Ihr Gesicht strahlte, die Augen füllten sich mit Tränen.

„O Viri!“

Sie beugte sich über das Bett und umarmte Viri ganz sanft. Beide seufzten. Wohlige Glückseligkeit durchfuhr Viri. Als einzige Person in Ihrer Familie fühlte sie bei dieser Tante eine Seelenverwandte. Erige war auch eine Sammlerin, anders als die Familie ihres Vaters, welche allesamt Vollstrecker waren. Mischbeziehungen waren zwar nicht verboten, doch wurde Viri von der Familie ihres Vaters nie anerkannt. Oder geliebt.

Die Welt um Viri wurde nun von Minute zu Minute klarer, doch auch die Schmerzen wurden stärker. Ihr ganzer Körper tat ihr weh.

„Wieso... lebe ich noch, Tante?“

Erige atmete tief ein.

„Dieser verrückte Neuankömmling hat dich mitgerissen, als du versucht hast, ihn abzuschütteln. Die anderen haben es gesehen, sie sind zu spät gekommen.“

Viri versuchte, sich aufzusetzen. Es gelang ihr auch, doch die Bewegung tat fürchterlich weh. Um ihre Tante zu beruhigen, rang sie sich ein Lächeln ab. Eigentlich war es mehr Zähne zusammenbeißen als ein Lächeln.

„Ja, an das kann ich mich noch erinnern. Ich erinnere mich noch an einen Sturz, aber danach an nichts mehr... was ist passiert?“

„Der alte Mann hat deinen Sturz gebremst. Er hat sich in seiner Wut so an dich geklammert und versucht dich noch weiter zu verletzen, doch dadurch wirkte er wie ein Schutzschild, das dich abgefedert hat.“

Ihr Blick verfinsterte sich, als sie Viri ansah.

„Ich hoffe, sie prügeln ihm noch tausend Jahre die Seele aus dem Leib.“

Viri antwortete nichts. Doch sie fühlte, dass etwas an diesem Mann nicht in Ordnung gewesen ist. Er tobte wie von Sinnen, als hätte die Ankunft in ihrer Welt sein gesamtes Leben zuvor in Frage gestellt. Natürlich verhielten sich Menschen seltsam, wenn sie feststellen mussten, wo sie angekommen waren. Doch hier war es anders. Sie hatte noch nie einen Menschen so außer sich gesehen, so gänzlich ohne Angst und Furcht.

Während sie in Gedanken vertieft war, bemerkte Viri gar nicht, dass ihre Tante einen Brief aus ihrer Tasche geholt hatte. Sie legte ihn auf Viris Decke.

„Hier, lies ihn. Er ist von den Wächtern.“

Die Wächter waren ihre Auftraggeber. Die kleine Gruppe von Wesen, die nicht Sammler und nicht Vollstrecker waren. Sie saßen in abgeschiedenen Orten und verteilten die Neuankömmlinge, damit Viri und Ihresgleichen den ewigen Kreislauf aufrechterhalten konnten. Sie prüften den Zustand der Menschen und wiesen sie an, wieder zur Erde zurück zu kehren, wenn die Seele gereinigt war oder entschieden, dass sie weitere hundert Jahre gereinigt werden sollten.

War Viris Leistung gut gewesen? Wurde sie bestraft, weil sie den Neuankömmling nicht ordentlich zuweisen konnte? Ganz vorsichtig öffnete sie den Brief.

„*Elvira,*

*der Neuankömmling ist an seinem Ort. Wir danken dir für Deinen Einsatz, der gefährliche Mann konnte durch deinen Einsatz alleine zugewiesen werden.*

*Doch du bist verletzt. Du bist ab jetzt von deinen Diensten freigestellt. Am nördlichen Waldrand steht in zwei Monaten ein Luftschiff bereit, das Dich zu den hohen Bergen bringt. Dort wirst du acht Monate leben, ohne Verpflichtung, als Dank für deine Leistung. Erhole*

*Dich gut und werde wieder gesund, wir vertrauen auf Dich.“*

Sie dankten ihr. Nicht von vielen hatte sie gehört, dass sich die Wächter bedankten. Sie betrachtete den Zettel und war glücklich, aber auch verwirrt. Nach der langen, harten Ausbildung und den Fehlschlägen, die sie in den letzten Jahren erleben musste, war diese Anerkennung eine Wohltat, auch wenn in ihrem Bauch sich ein ungutes Gefühl meldete. Ein Jahr Erholung dafür, dass sie einen gefährlichen Mann alleine gestellt hatte? Und dann noch zum schönsten Ort der Welt? Viri war skeptisch, doch ihr war auch bewusst, dass man die Wächter nicht anzuzweifeln hatte.

Sie umarmte ihre Tante, küsste sie auf die Wange und legte sich wieder hin, nachdem sich die beiden Frauen verabschiedet hatten.

## 6 Viri | Der Springteufel

Schon einige Tage später konnte Viri die Klinik wieder verlassen. Wie sie gehört hatte wurde der alte Mann besonders hart bestraft, da seine Wut sie fast das Leben gekostet hätte. Von den Wächtern wurde das Leben von Sammlern und Vollstreckern sehr hoch angesehen, da sie immer behaupteten, dass für die Bewohner von Viris Welt keine weitere Chance auf Wiederkehr bestehen würde. Menschen, welche die Existenz eines Sammlers oder Vollstreckers gefährdeten, wurden besonders unnachgiebig bearbeitet.

Sie hatte früh gelernt, dass sie keine Seele hatte. Sammler, Vollstrecker und die wenigen Wächter ihrer Welt waren allesamt Wesen, die nur eine Chance auf ein Leben hatten. Zwar lebten sie viele Jahrhunderte, doch sobald sie starben, waren all ihre Gedanken, Sorgen und Gefühle weg. Eine Wiedergeburt, wie sie die Menschen erreichen konnten, gab es für Viri nicht.

Viri selbst war noch nicht alt. Mit ihren gerade Mal siebenundzwanzig Jahren war sie erst ihrer Ausbildung entschlüpft, sie hatte gerade wenige Monate gearbeitet. Zum Beginn ihrer Ausbildung war sie in die kleine Stadt im Zentrum des großen Waldes, Gaalkayo, gezogen und hatte dort das Haus Ihrer Eltern übernommen. Zuvor hatte sie am Rand dieses Waldes bei ihrer Tante Erige gewohnt.

Sie fühlte sich wohl in ihrem Haus, es war ihre Zuflucht. Ein kleines, gemütliches Heim. Die engen Räume waren vollgestellt mit Möbeln und kleinem Zierrat, den sie aus dem Wald mitgenommen hatte. Wurzeln, Steine, oder auch das ein oder andere Relikt aus den aufgegebenen Städten. Sie hatte nur eine Petroleumlampe und einige Kerzen im Haus, an den Fenstern hingen luftige Gardinen.

Die Ausbildung und ihre ersten Einsätze waren oft anstrengend gewesen, sie hatte nie wirklich das Gefühl, zu ihresgleichen zu gehören. Zu oft dachte sie darüber nach, woher die Menschen kamen, sie versuchte, ihre Gefühle zu verstehen. Aus diesem Grund zögerte sie des Öfteren, wenn Sie einem Menschen gegenüberstand, sie sah Angst, Unverständnis und Verzweiflung. Viri empfand diese Empathie und ihr ständiges Grübeln als eine große Schwäche.

Doch nun wurde ihr ein Jahr Erholung gewährt. Viri wusste, dass es nicht nur darum ging, dass sie wieder gesund werden sollte. Sie sollte auch ihre Scheu, Angst und das Mitgefühl mit den Menschen verlieren. Vielleicht, dachte sie sich, sollte sie auch deshalb in die Hauptstadt nach Helgard kommen. Möglicherweise sollte sie noch einmal über den Inhalt ihrer Arbeit unterwiesen werden.

Dennoch freute sie sich darauf, bald mit dem Luftschiff in die Berge zu reisen. Sie war, ganz anders als Unico,



noch nie in einem Luftschiff gereist. Der Flug würde mehrere Wochen dauern, doch noch hatte sie noch einige Tage zu Hause vor sich. Sie atmete noch einmal tief durch während sie den Schlüssel ihrer Haustüre drehte. Sie öffnete die Tür und trat in ihr Haus.

Irgendetwas war anders. Der Teppich, den sie immer so penibel genau im Flur ausgelegt hatte, war verschoben. Die Türe zur Küche, die sie immer schloss, stand leicht angelehnt offen.

Vorsichtig trat sie durch ihre Wohnung und wagte es nicht, die Lampe anzuzünden. So schlich sie leise im Dämmerlicht von Raum zu Raum. Penibel genau achtete sie darauf, dass sie nicht irgendwo anrempelte oder etwas umstieß.

Viri schritt bereits zum zweiten Mal durch ihre Küche, als sie ein leises Geräusch unter dem Küchentisch hörte. Sie näherte sich dem Tisch, vorsichtig, um nicht das Wesen zu erschrecken, welches sie hier vermutete. Es könnte irgendein Tier sein, das möglicherweise durch ein nicht abgeschlossenes Fenster ins Haus gekommen war. Hatte sie nicht ihr Schlafzimmerfenster offengelassen? Wenn man einigen Ammenmärchen Glauben schenken wollte, konnte es schließlich sogar ein Extant sein, ein Wesen, das so groß wie ein Vollstrecker war. Es gab Geschichten, dass sich diese geflügelten Tiere in Häuser schlichen. Sie musste bereit sein, schnell zu fliehen, sich zu wehren.

Viri war ja noch nicht ganz genesen und gerade erst vom Krankenhaus nach Hause gekommen.

Langsam bückte sie sich unter den Tisch, selbst darauf bedacht kein Geräusch zu machen. Sie blickte unter den Tisch, jeder Muskel ihres Körpers zitterte, und was sie sah...

... war ein Mensch.

## 7 Manai | Ganz weit unten

Sie hatte ihn gesehen und blickte ihn an. Von oben herab sah sie auf ihn, Manai, der sich versteckt hatte, in der Hoffnung dieses Haus sei unbewohnt. Mehrere Tage hatte er sich schon darin aufgehalten, niemand hatte sich dafür interessiert. Nun hatte ihn das Geräusch an der Tür verschreckt.

Schnell hatte er seine Zuflucht unter dem Tisch gefunden, die Sitzgruppe war eine der dunkleren Ecken im Haus. Eine vage Hoffnung führte ihn dorthin, die Hoffnung, vielleicht doch unbemerkt zu bleiben. Der Gedanke war naiv, und nun sah sie ihm tief in die Augen. Sie war eine der Teufel. Das war der Name, den er diesen Wesen gab, denn sie erinnerten ihn an die Gruselgeschichten, die er zu Hause immer gehört hatte. Vier Hörner zierten ihre Stirn, und auch wenn es nur kleine Hörner waren, so flößten sie ihm Angst ein. Viel Angst. Seine Hände verkrampften sich, die Finger kratzten schmerzhaft an dem harten Boden des Hauses. Er versuchte, sich zu beruhigen, seine Angst zu verlieren, denn es war alles vorbei, trotzdem lief ihm der Schweiß von der Stirn. Er wusste ja nicht, was ihn erwartete.

Doch auch in ihren Augen erkannte er Angst, oder zumindest Unsicherheit. Sie war nicht groß und ziemlich zierlich gebaut; wahrscheinlich könnte er sie sogar überwältigen. Zumindest dann, wenn diese Wesen auch

ungefähr die Stärke von Menschen besitzen würden. Die Teufelin, oder was immer sie war, wirkte zudem geschwächt. Doch was war, wenn sie nur eine Vorhut war, und draußen warteten jene schrecklichen Gestalten mit den verzerrten Köpfen und den riesigen Hörnern, vor denen er geflohen war? Er erinnerte daran, wie er von vierhörigen Teufeln in Empfang genommen und dann den zweihörnigen, hässlicheren Ungeheuern übergeben worden wäre. Ein Glück, dass er sich im Getümmel der Menschen davonschleichen konnte. Scheinbar sorgten sie sich nicht besonders darum, ob ihnen der ein oder andere „Gast“ abhandenkam. Niemand hatte ihn bemerkt.

„Warum bist du hier?“ fragte sie Manai in seine Gedanken hinein. Sie fragte in einer ruhigen, fast neugierigen Stimme. Es war eine angenehme Frauenstimme, nicht zu hoch, und ein wenig heiser.

„Niemand... niemand hat mich gefunden, als ich angekommen bin. Dann bin ich weggelaufen und habe mich hier versteckt, und...“

Sie hielt ihren Zeigefinger vor ihrem Mund und gebot ihm, still zu sein. Diese Geste gab es also sogar hier, an diesem seltsamen Ort.

„Weshalb bist du gestorben?“, hakte sie nach.

„Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht daran erinnern. Ich kam von draußen, vom Einkaufen, und war gerade

dabei, mir eine Tasse Tee zu machen. Ich bin eingeschlafen und plötzlich hier aufgewacht.“

Sie neigte den Kopf etwas zur Seite, stellte sich kurz gerade auf, so dass Manai nur noch die Füße der Teufelin sehen konnte. Schließlich setzte sie sich im Schneidersitz vor ihm hin. Auch ihre Augen strahlten nun keine Angst mehr aus, sondern Neugierde. Im Dämmerlicht sahen sie groß und dunkel aus. Man konnte sich darin verlieren. Manai beruhigte sich etwas, seine verkrampfte Haltung löste sich. Es war ein seltsames Gefühl, eine Art der Nervosität, die er bis dahin selten empfunden hatte. Es tat gut, dass dieses Gefühl nachließ.

„Hat Dich niemand abgeholt?“

„Nein. Es wären einige der Vierhörnigen gekommen, aber es waren so viele Leute in weißen Kitteln um mich herum, dass ich mich einfach davonschleichen konnte. Ich habe mich im Wald versteckt.“

Sie schmunzelte.

„Vierhörnige? Das sind die Sammler. Sie holen die Neuankömmlinge ab, und bringen sie in die Sammelstationen.“

„Und wer sind diese grässlichen Monster mit den zwei Hörnern? Die sehen furchtbar aus...“

„Das sind die Vollstrecker. Sie sorgen dafür, dass die dunkle Seele gereinigt wird, und ihr Menschen einen

Neuanfang in eurer Welt machen könnt. Dazu müssen aber alle Erinnerungen aus der Seele gewaschen werden.“

Dunkle Seele? Manai dachte über sein Leben nach, überlegte, welche Menschen er enttäuscht hatte, was er schlimmes getan hatte... doch ihm fiel nichts ein, was aus ihm eine dunkle Seele gemacht hätte. Sie schien seine Gedanken zu lesen, sah gedankenverloren die dunkle Zimmerdecke an und wippte im Schneidersitz hin und her.

„Du müsstest mindestens eine schwere Sünde begangen haben. Mord, falsches Zeugnis, Neid, Hass...“

Manai schüttelte den Kopf.

„Ich habe nicht immer alles gut gemacht, aber ich habe niemandem wirklich schlimmes angetan.“

„Hm.“

Sie sah ihm tief in die Augen, beugte ihren Kopf nach vorne. Er konnte ihren Atem spüren. Er fühlte sich warm an, wie der eines Menschen. Und er roch nicht unangenehm, ein wenig nach Minze. Ohne zu blinzeln sah sie ihn an.

„Hast du jemand zurückgelassen?“

„Ich hatte jetzt keine Frau oder Freundin, aber mein Vater ist noch zu Hause, und ich wollte unbedingt mit Chris noch...“

Doch wieder unterbrach sie ihn und mahnte zur Stille.

„Ich glaube dir.“

Mit diesen Worten stand sie auch auf.

„Warte, bis es dunkel ist. Dann verlass mein Haus leise, und gehe im Wald immer nach Süden. Du erkennst Süden daran, dass ein rötlicher Stern immer am Himmel leuchtet.“

Er verstand nicht. Sie war doch eine Sammlerin, wie sie sagten. Wieso führte sie ihn nicht ab? Er war einerseits glücklich und erleichtert, doch die Unsicherheit nagte an ihm. Sie ging still durch das Haus. Ihre Bewegungen waren geschmeidig, anmutig. Sie kam mit einem großen Stück dunklem Stoff wieder.

„Hier, das ist eine Kutte. Zieh diese über, wenn du gehst. Setze immer die Kapuze auf, so hält man dich für einen Sammler.“

„Vielleicht“, setzte sie nach.

Manai fragte nicht weiter nach. Er zog sich die Kutte über, wartete noch einige Stunden, bis es wirklich dunkel war, und verließ dann das Haus. Sie sprachen bis dahin kein weiteres Wort mehr, doch er fühlte sich nicht unwohl in ihrer Nähe, während er auf die Dunkelheit wartete. Als er sich schließlich der Tür näherte, stand sie auf dem Sessel auf, in dem sie sich die letzten Minuten aufgehalten hatte. Sie nahm seine Hand und hielt sie in ihren Händen.

„Viel Glück.“

„Danke, äh...“

Sie lächelte sanft.

„Viri. Mein Name ist Viri.“

Nun lächelte auch Manai.

„Ich bin Manai.“

Viri ließ seine Hand los, drückte sich an ihm vorbei und öffnete die Türe.

„Nun geh, Manai. Geh bis zum Rand des Waldes und darüber hinaus. Und lass dich nicht von Hunger oder Durst trügen. Du kannst nicht sterben.“

Mit diesen Worten drehte sie sich wieder um, und Manai verließ das Haus. Er hoffte, dass sie recht hatte. Und er wusste immer noch nicht, was er hier eigentlich verloren hatte.



## 8 Manai | Endloses Leid

Einige Tage, nachdem er aufgebrochen war, wurde ihm klar, vor was ihn Viri genau gewarnt hatte. Anfangs noch schlich er durch den Wald, konnte sich von den Vorräten ernähren, die Viri ihm mitgegeben hatte oder sogar von der ein oder anderen Frucht, die ihm nicht gefährlich erschien.

Kaum aber hatte er den Wald hinter sich gelassen und war die Klippen hinabgestiegen, gab es nur Ödland. Es fehlten Wege und Straßen, von Dörfern ganz zu schweigen. Die ganze Umgebung bestand aus trockener, unnahbarer Wildnis. Hier gab es nichts mehr zu essen, nichts zu trinken. Es war heiß und trocken, die im Wald noch so dunkle Sonne brannte hier unbarmherzig vom Himmel, der Staub fraß sich in seine Augen, sie brannten und juckten. Schlimmer noch aber war der Durst, der Stunde um Stunde schlimmer wurde.

Am ersten Tag in der trockenen Wüste war der Durst nur ein unangenehmes Gefühl neben den vielen anderen Strapazen, die er auf diesem Weg erlebte. Doch an jenem Tag konnte Manai die Umgebung noch ein wenig genießen, schließlich bot ihm diese neue Welt, in der er sich befand, auch unbeschreiblich schöne Ausblicke. Der Himmel war anfangs im Wald immer im Dämmerzustand oder der Dunkelheit, die Gegend schroff und karg, doch die Bäume, Flüsse, Hügel und Täler, die

er sah, waren fast kunstvoll in der Landschaft drapiert. Auch hier in der Steppe gab es wunderbar vom Wind geformte Gesteinsformationen und Schattierungen sowie Töne von rotem und gelbem Gestein, die Manai nie zu sehen geglaubt hätte. Wäre ihm nicht bewusst gewesen, dass dies die Hölle war, so hätte er sie fast hübsch gefunden. Einige Male führte ihn sein Weg über Klippen, welche eine bahnbrechende Aussicht auf die Umgebung gewährten.

Der Boden war zerklüftet und schroff, sandig und karg. Der Himmel legte sich in der Nacht dunkel über das Land, die Sterne funkelten ungetrübt über ihm, am westlichen Horizont war ein roter Lichtschimmer der letzte Überrest des Tageslichts. Unter einigen Steinen konnte er vertrocknete Pflanzen entdecken, Staubwirbel fegten über den Boden, manchmal wurde der Sand sogar von kleinen Windhosen davongetragen. Alles hier schien von Wind und Sand geformt.

Die Aussicht war atemberaubend und beängstigend zugleich. Außerhalb des Waldes schien es kaum Leben zu geben. Nur ab und an hörte Manai ein Geräusch, das von einem Tier kommen konnte, aber er sah nie eines. Manchmal erspähte er die Spuren von kleinen Tieren, sie sahen aus wie von kleinen Vögeln, Insekten oder auch kleinen Echsen.

Am dritten Tag bewegte sich Manai nicht mehr bewusst, sondern nur noch wie ferngesteuert. Das Durstgefühl

hatte ihn vollkommen übermannt, er fühlte sich schwach, doch der erlösende Schlaf mochte nicht kommen, sobald er versuchte, die Augen zu schließen, sah er aufblitzende Bilder von verschiedenen Erinnerungen seines verlorenen Lebens, wie ein schlechter Kinofilm erschien Bild nach Bild, Szene folgte auf Szene und ihm wurde schlussendlich beim Schlafen noch schwindeliger. Manai wurde bewusst, was Viri gemeint hatte – er konnte nicht sterben. Er konnte leiden wie ein lebendiger Mensch, doch der Tod, den er sich beinahe schon so erlösend vorstellte, würde nicht kommen. Der Durst und die Müdigkeit machten Manai unvorsichtig. Mehrmals fiel er hin, einmal rutschte er einen tiefen Graben hinab. Die Schmerzen waren unerträglich, doch nicht einmal bewusstlos wurde er. In dieser Welt gab es keine Gnade.

Doch Viri hatte gesagt, dass er nach Süden gehen sollte. Zweifel kamen in ihm hoch. Was sollte er im Süden finden? Er wanderte mittlerweile mehrere Wochen, und es tat sich nur noch mehr Ödland vor ihm auf. Anfangs war das Land hügelig, jetzt befand er sich im Hochgebirge. Es war trocken, und nun auch noch kalt, und er litt solchen Durst.

War sie möglicherweise gar nicht die freundliche Helferin, wofür er sie gehalten hatte? War es nur ein hinterhältiger Plan einer Teufelin, die ihm einfach Qualen bescheren sollte? Er haderte mit sich selbst, was er denn denken und fühlen sollte.

"Mensch!"

Manai wurde aus seinen Gedanken gerissen. Er erschrak, torkelte, da er sich vor Durst und Schmerzen nicht mehr vernünftig bewegen konnte und blickte auf. Vor ihm stand ein Teufel. Ein vierhörniger.

"Was machst du hier? Ist das... Viris Kutte?"

Der Vierhörnige wirkte auf den ersten Blick nicht unsympathisch und auch trotz seines scharfen Tonfalls nicht bedrohlich... und er kannte Viri. Wie auch immer es sein konnte, dass hier, so weit fort von der kleinen Stadt, ausgerechnet jemand sein sollte der Viri kannte. Manai wägte ab, doch bisher war nur Viri freundlich und offen zu ihm gewesen. Alle anderen Teufel hatten ihm viel Angst eingejagt. Die Kutte bedeckte noch seinen Kopf, er trug sie wie einen Mantel. Es war einen Versuch wert.

„Was heißt hier Mensch, ich bin ein Sammler, wie du...!“

Das Sprechen fiel ihm schwer. Seine Lippen waren trocken, rissig und bluteten, und seine Kehle brannte schmerzhaft.

Der Teufel blieb stehen, musterte Manai von oben bis unten und hob verächtlich eine Augenbraue.

„Erzähl mir nichts. Niemand von uns würde ohne besondere Mission so weit rausgehen und den Wald hinter sich lassen. Und das ohne Proviant.“

Manai wollte noch nicht aufgeben.

„Meinen Proviant habe ich gestern bei einem Sturz verloren, und...“

Doch noch während Manai sprach, riss ihm der Teufel die Kutte vom Körper.

„Und wo sind deine Hörner, *Sammler*?“

Er hielt die Kutte in der Hand. Eigentlich war es nur ein dunkles Stück schweren Stoffes mit einigen Schnüren zum Binden und leichteren Tragen.

„Wo hast du die Kutte her?“

"Viri gab sie mir, sie sagte mir, ich sollte nach Süden gehen."

Der Blick des Teufels wurde finster und wütend. Doch es hatte nichts mit ihm zu tun, so schien es Manai, da der junge Mann gen Norden blickte. Kurz überlegte Manai, ob er fliehen sollte, doch ihm war klar, dass er dazu viel zu schwach war.

"Oh dieses unvernünftige Mädchen! Zu den Freien wollte sie... "

Ohne ein weiteres Wort ging er auf Manai zu, packte ihn am Kragen seiner weißen Kleidung und zog ihn unsanft mit sich.

"Du, Mensch, wirst jetzt übergeben."

Manai machte sich Sorgen. Warum auch immer er gerade in dieser Situation an die junge Frau dachte, doch sie

wollte nicht aus seinem benebelten Bewusstsein  
schwinden.

"Was ist mit Viri?"

Der Teufel schien die Sorge in Manais Stimme zu hören.  
Er hielt kurz ein und sah ihn an.

"Das geht dich nichts an."

## 9 Viri | Das eine Verbrechen

Die schwere Kiste lag offen vor Viri, nur einige Kleidungsstücke hatten es bereits hineingeschafft. Dafür, dass sie schon am nächsten Tag für ein ganzes Jahr in die Hauptstadt ihrer Welt, Helgard, reisen sollte, war sie noch schlecht vorbereitet. Doch sie war noch nie so weit gereist, und wusste nicht, was sie mitnehmen sollte.

Für ihr Auskommen war gesorgt, hieß es, doch bedeutete das auch, dass ihr die Kleidung gestellt wurde? Auf jeden Fall musste sie auf alle Situationen vorbereitet sein. Ihr Haus würde viele Monate leer stehen bis sie wieder hier sein sollte, doch die Wachen von Gaalkayo versprachen ihr, ihr Heim zu beschützen. Nicht, dass die Einwohner von Viris Stadt nicht vertrauensvoll gewesen wären.

Wie würde sie wohl in Helgard wohnen? Und würde man ihr einen Unterricht als Sammlerin auferlegen?

In ihre tiefen Gedanken, wie sie ihre Reise organisieren sollte, platzte lautes Klopfen und Rütteln an der Türe ihres Hauses. Sie erschrak und stolperte fast, als sie die Treppe vom Obergeschoss des kleinen Hauses nach unten lief, zur Tür. Irgendjemand hämmerte vehement, und Viri war davon so abgelenkt und gestört, dass sie die Tür viel zu schnell aufriss.

Vor ihr stand Unico, in der Hand hielt er ihren alten Umhang. Den Umhang, den sie Manai gegeben hatte.

Viri wurde heiß und kalt und sie fühlte sich schrecklich ertappt. Sie schwitzte und fror gleichzeitig und sie musste schwer schlucken.

Unico sah sie an. Sein Blick war zuerst streng und finster, er wollte etwas sagen, doch nach einem tiefen Seufzer wirkte sein Gesichtsausdruck ruhiger.

„Der hier... wurde dir gestohlen, als du nicht zu Hause warst.“

Sie schwieg. Die Geste von Unico war eindeutig, er wusste von ihren Sympathien für die Menschen. Er war wohl der einzige Freund den sie hatte, und nicht nur einmal hatten sie sich in der Vergangenheit in einer Waldlichtung getroffen, sahen auf die Ödnis südlich des Waldes und redeten stundenlang. Unico erzählte sie, dass sie nicht verstehen konnte wieso jahrhundertelange Qual die Menschen bereit machen konnte für ihre Wiedergeburt. Geduldig hörte er sich ihre Geschichten wieder und wieder an, und erzählte ihr immer, dass die andere Welt im Chaos versinken würde, wenn die Menschen von ihrem vorherigen Leben wissen würden.

Obwohl sie so vieles teilten, verstand Unico Viri in diesem einen Thema nicht. Immer wenn sie sich darüber unterhielten, fühlte sie sich unbeschreiblich einsam. Die Menschen waren fühlende, intelligente Wesen, und es schmerzte Viri, sie so leiden zu sehen.

.... Manai!



Unico hatte ihn aufgegriffen und sicher abgeliefert. Das Blut schien in ihren Adern zu gefrieren, Viri vergaß zu atmen.

„Wo hast du ihn abgeliefert?“, stieß sie herauf.

Unico reagierte verwirrt. Er wollte ihr einen Gefallen tun in dem er so tat, als wäre ihr der Mantel gestohlen worden. Dass sie ihn direkt auf Manai ansprach, kränkte ihn sichtlich, er sah zu Boden hinab, seine Augen schloss er halb.

„Direkt bei Wreis. Er war überfällig...“ murmelte Unico. Auch wenn er gekränkt war, er konnte Viri nicht belügen.

Viri lief aus dem Haus, stieß Unico zur Seite und lief in Richtung des Vellenge-Berges. An diesem Ort reinigte der Vollstrecker Wreis seine Menschen. Er war ein freundlicher, umgänglicher Kerl, ein bisschen älter nur als sie selbst und noch nicht so hart und kalt wie die alten Vollstrecker, die sie kannte.

Vellenge lag nur eine Stunde entfernt, wenn man normalen Schrittes zu Fuß ging. Viri jedoch lief, als ging es um ihr eigenes Leben, und so war sie schon nach einer halben Stunde am Fuß des Berges. Dort, wo die Menschen zwischen den Reinigungen warteten.

Als sie ankam, war sie völlig außer Atem und sah sich um. Die Bäume im näheren Umkreis waren geschlagen, und in engen Käfigen wurden die Menschen gehalten. Einige sahen schrecklich misshandelt aus, einige schrien,

andere weinten, und diejenigen, die kurz vor ihrer Rückkehr zur Erde standen lagen nur lethargisch in ihren Käfigen. Es waren etwas fünfzig kleine Käfige, teilweise aufeinandergestapelt, und in jedem Käfig waren viel mehr Menschen, als eigentlich hineinpassten, doch bei Menschen war das schließlich egal. Es stank fürchterlich. Die weißen Kutten waren bei vielen nur noch Fetzen, die das nötigste bedeckten, oder nicht einmal das.

Auch wenn die Zeit drängte, in solchen Momenten fand sie ihre Welt immer fürchterlich hässlich und grausam. Das Licht des Tages war so oft finster im großen Wald, der Himmel schimmerte rötlich in den Wolken der untergehenden Sonne, und um Viri herum gab es nur Tod und Verderben. Abgeschlagene Bäume, leidende Menschen, Vollstrecker die unbeteiligt und uninteressiert durch das Dämmerlicht wanderten mit schrecklichen Waffen.

„Manai!“ rief Viri inmitten der Käfige. Niemand antwortete, nicht einmal die Vollstrecker.

Sie lief wieder los. Wenn Manai nicht hier sein sollte, dann hatte ihn Wreis bei sich. Nur einige hundert Meter, etwas erhöht auf einer abgeschiedenen Ebene bearbeitete Wreis normalerweise seine Opfer. Das wusste sie von Unico, der mit ihm gut befreundet war.

Vorbei an den Bäumen, den Hügel empor, lief Viri ohne auf das schreckliche Seitenstechen zu achten das sie schon die ganze Zeit begleitete. Sie atmete falsch, doch

dafür hatte sie jetzt keine Zeit - sie hatte Angst um Manai! Sie hatte es zu verantworten, dass er jetzt hier war. Kurz darauf erreichte sie die Ebene. Von drei Seiten wurde sie von den kargen Flanken des Vellenge-Berges begrenzt, hinter ihr war der Wald und der schmale Weg, der auf die Ebene führte.

Wreis stand inmitten der Ebene, er hatte eine schwere Eisenstange in der Hand, vor ihm saß Manai auf dem Boden. Unversehrt, doch schrecklich verängstigt.

„Wreis, hör auf! Ich...“

„*Viri*“, dachte sie sich, „*irgendeine Ausrede muss dir einfallen*“. Sie hatte es zu verantworten, dass Manai hier lag. Es war ein schrecklicher Fehler! Wieso hatte auch ausgerechnet Unico ihn gefunden?

„Ich muss ihn woanders hinbringen!“ schrie sie so laut, dass ihre Stimme brach.

Doch Wreis war völlig auf seine Aufgabe konzentriert und holte mit der schweren Stange aus. Mit festem Griff hielt er sie mit beiden Händen an den zahlreichen Querstreben, die aus der Stange ragten und nicht nur den Halt verbesserten, sondern auch das Opfer schwer verletzen konnten. Manai war mit einer Kette gefesselt am Boden und konnte sich nicht bewegen, er zitterte am ganzen Körper. Um ihn herum waren Löcher von den Einschlägen der Waffe, überall Blut und auch einige Körperteile lagen herum.

„NEIN“ schrie sie nun und lief auf die beiden zu. Mit einem Hecht warf sie sich auf den Boden zwischen Manai und Wreis, so dass dieser einhalten würde. Musste. Staub wurde aufgewirbelt und sie drehte sich, so dass sie sich auf die Ellenbogen stützen konnte und sah dem Vollstrecker ins Gesicht.

„Wreis, nein! Ich muss diesen Menschen woanders hinbringen!“ brachte sie noch einmal hervor, diesmal klarer und bestimmter. So klar und bestimmt man sein konnte, wenn man im Schmutz auf dem Boden lag.

Wreis erschrak, er erkannte Viri. Doch er hatte bereits mit der schweren Stange zum Schlag angesetzt. Mit aller Kraft versuchte er, den Schwung der Stange umzulenken und riss sie nach oben. Die schwere, mehrere Meter lange und gut beindicke Stange schwang nach oben.

Der Vollstrecker kam ins Trudeln, ließ die Waffe los und stolperte nach hinten. Das Eisen schlug mit der Unterseite auf dem Boden auf und kippte auf den eben gestürzten Wreis. Dieser konnte sich nicht rechtzeitig wegrollen und wurde vom vollen Gewicht der Stange getroffen. Er konnte nicht einmal aufschreien, stöhnte nur kurz als ihn die Stange mit ihren vielen Streben traf und seinen Körper durchbohrte. Beim Aufschlag brach eines seiner schweren, dicken Hörner am Kopf ab.

Er blieb unter der Stange am Boden liegen. Aus der Wunde am Kopf und den Verletzungen am Körper lief in kürzester Zeit viel Blut. Wreis zuckte noch einmal kurz,

dann gab er kein weiteres Lebenszeichen von sich. Er war tot.

## 10 Manai | Das Reich der Oasen

Im kühlenden Schatten eines großen Findlings mussten sie pausieren. Manai suchte nach einer der Flaschen voller Wasser, die er mitgenommen hatte, doch er musste feststellen, dass er bis auf eine alle bereits aufgebraucht hatte.

Viri saß neben ihm am Boden, die Beine fest umschlungen. Sie weinte wieder leise, ab und zu schluchzte sie auf, doch sie bemühte sich, es zu unterdrücken. Sie hatte noch kein Wort gesprochen.

Nachdem die schwere Eisenstange auf den Vollstrecker gefallen war, war sie wie versteinert vor dessen leblosem Körper gestanden. Sie hatte nur leise „Nein, nein“ gehaucht, immer wieder. Dennoch taumelte sie zu ihm und öffnete seine Ketten mit dem Schlüssel, den sie dem Vollstrecker vom Gürtel genommen hatte. Manai stand auf, lief los und riss Viri mit sich. Sie ließ es über sich ergehen und, auch wenn sie zuerst stolperte, so lief sie doch mit ihm mit, Viri ließ sich mitziehen, ohne sich zu wehren.

Manai zog sie in ihr Haus, lief durch die Räume und nahm alles an Getränken und Kleidung mit, was er mit einem Griff erwischen konnte. Er dachte in diesem Moment nicht wirklich darüber nach was er tat, er wusste nicht, was es bedeutet, wenn einer der Ihren starb. Er

erinnerte sich daran, dass sie ihm geraten hatte, nach Süden zu gehen, und er erinnerte sich an die Qualen, die er ohne Proviant erlitten hatte.

So waren die beiden losmarschiert, Viri folgte Manai stumm und wie in Trance. Er konnte doch nicht wissen, was in dieser Welt geschah, und so war die einzige Sache, an die Manai sich halten konnte Viris Rat, nach Süden zu gehen. Er schlich mit ihr durch die Wälder, versuchte sowohl Ansammlungen von Menschen als auch Sammlern und Vollstreckern zu entgehen. In dem dünn besiedelten Land war zumindest letzteres kein Problem. Dennoch bemerkte auch Manai, wie häufig er Menschen erspähen konnte.

Wie zuvor auch marschierte er durch den Wald, der in Richtung Süden immer dünner wurde und irgendwann der Wüste wich. Nun hatte er Viri dabei und war schon wieder tagelang unterwegs, das Gebirge, in dem ihn Unico entdeckt hatte, lag bereits hinter ihnen. Sie mieden die kalten, windigen und harschen Bergpässe und bewegten sich in trockenen, einsamen Tälern entlang.

Mit Wasser und warmen Decken für die eisigen Nächte in der Ödnis südlich des großen Waldes kamen sie auch viel besser voran als Manai einige Tage zuvor alleine. Er führte Viri immer nach Süden, und sie folgte ihm. Sie war stumm, und traurig. Immer, wenn die beiden Pause machten, weinte sie still. Doch sie zweifelte seine Führung nie an und ging mit ihm des Weges. Sie sah ihn

nicht an, sondern richtete ihren Blick nach unten. Manai wagte es nicht, sie zu fragen, wie es ihr ging. Er wusste ja nicht einmal, ob sie ihm überhaupt aus freien Stücken folgte.

Je weiter südlich der Weg Manai und Viri führte, desto heller wurde die Gegend. Das Licht des Tages wurde freundlicher, das Firmament strahlte blau, und der rötliche Stein wich sandiger, gelblicher Erde. Hin und wieder fanden sie kleine Oasen, doch Manai traute sich nicht, von dem Wasser zu trinken. Nur nahe um die kleinen Tümpel in den Oasen wuchsen Bäume. Er kannte sie nicht. Sie erinnerten ihn an Palmen, doch die Stämme waren fester und die Rinden dicker. Die Blätter hingegen wirkten mehr wie die von Farnen, sie ließen viel mehr Licht nach unten als die Palmen, die er kannte.

Manai erkannte auch, dass die meisten Oasen einst größer gewesen sein mussten, im größeren Umkreis standen nur noch ausgetrocknete, dürre Stumpen. Magere Überreste der sonst so schönen Bäume.

Nachdem er in dieser Pause selbst nur einen kleinen Schluck aus der Flasche genommen hatte, stupste Manai Viri sanft auf die Schulter. In den Momenten der Ruhe zuvor hatte sie ihn immer durstig angesehen und bereitwillig die Flasche abgenommen, als er sie ihr gereicht hatte. Diesmal war sie zu sehr in ihrer Trauer vertieft.



Ab und an zu zog ein Windstoß von den Dünen hin zum Tümpel. Etwas Sand wurde aufgeweht, es war so unerträglich heiß und trocken.

„Wasser?“

Viri sah ihn auf. Ihre Augen waren rot, Tränen liefen die Wangen hinunter. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, ihr Blick wurde verzweifelt.

„Euch geht es so gut...!“

Manai verstand nicht, und die Vorsicht, die er sich in dieser Welt angeeignet hatte, ließ ihn einen Schritt zurückweichen. Viris Blick beruhigte sich, und sie sah in die Ferne, ihre Knie immer noch fest umklammert.

„Ihr Menschen führt in eurer Welt das Leben, das ihr führen möchtet, und wenn es nicht vollkommen war, dann kommt ihr hierher.

Wir sorgen dafür, dass ihr alle Schwächen und Fehler vergesst, ihr werdet zurückgeschickt in eure Welt, und könnt ein neues Leben führen.“

Viri sah ihn an und wischte sich die Tränen aus den ohnehin schon so roten Augen.

„Ein endloser Kreislauf voller Möglichkeiten. Unser Leben ist vorbestimmt, und wenn es vorbei ist, dann sind wir einfach... weg.“

Sie biss die Lippen zusammen, und die Tränen begannen wieder zu fließen.

„So wie Wreis“, brachte sie noch schluchzend hervor.

Manai verstand nun. Wenn einer der Bewohner dieser Welt starb, so gab es keine Chance auf Wiederkehr.

Er kniete sich zu ihr hinunter und berührte ihre Schulter.

„Dann ist es umso wichtiger, dass du trinkst.“

Viri sah ihn verständnislos an, nahm aber schließlich doch das Wasser und trank.

Manai nahm sich vor, nicht mehr zu trinken. Sein Leben stand nicht auf dem Spiel, wenn er alles richtig verstanden hatte, was Viri ihm zu erklären versucht hatte. Und er wusste ja nicht, wo sie ihr Weg hinführte und wie lange sie noch unterwegs sein würden. Als Viri wieder schlief, kletterte er auf einen der Bäume und versuchte, eine der Früchte zu essen, die unter den Blättern wie zu große Trauben vom Stamm hinab hingen. Oben angekommen, sah er die Früchte an und versuchte, sie zu schälen. Er kostete von einer der Früchte, die ihn sehr an Kiwis erinnerten.

Seine nächste Erinnerung war, wie er am Boden liegend aufwachte. Der Morgen dämmerte bereits und Viri sah ihn an. Ihr Ausdruck war ein bisschen besorgt, doch Manai kam es vor, als wäre sie auch etwas belustigt.

„Trigoribeeren sind giftig.“

„*Gut, dass ich in dieser Welt nicht sterben kann*“, dachte sich Manai.

Die beiden gingen noch einige Tage, und bald schon war das Wasser aufgebraucht. Viri wurde von Tag zu Tag schwächer. Schließlich musste Manai sie stützen, und irgendwann trug er sie auf seinem Rücken.

Er fühlte sich selbst so schwach, sein Hals brannte, und wieder übermannte ihn der Wunsch, ohnmächtig zu werden, um sich zumindest etwas Erholung zu verschaffen. Hätte er doch nur eine dieser Beeren mitgenommen. Doch er trug Viri auf seinem Rücken. Die Sammlerin, für deren Leben er nun die Verantwortung hatte. Das gab ihm Kraft. Kraft, die er sich selbst zeitlebens gar nicht zugetraut hätte.

Die Tage in der Wüste waren heiß und trocken, doch die Nächte waren eisig kalt. In den ersten Tagen hatte sich Manai auch immer noch zugedeckt, doch in der neunten Nacht deckte er Viri mit beiden Decken zu. Eine bedeckte ihren Körper, der andere den Kopf, damit sie sich in ihrem Zustand keine schlimme Krankheit zuzog. Auch wenn Manai nicht wusste, welche Krankheiten sich Sammler zuziehen konnten.

Neben den Palmen mit den Trigoribeeren gab es auch hier und da noch andere Bäume. Stolze Gestalten, mit weit ausladender Krone und dichtem, aber sehr stacheligem Blätterwerk. Von denen, die er fand, brach er Äste ab damit er ein kleines Feuer entzünden konnte. Viel Hoffnung hatte Manai in jener Nacht nicht mehr. Er hatte irgendwann aufgehört, die Tage zu zählen, und was

ihn hier erwarten sollte, das wusste er nicht. Resigniert warf er einen weiteren Ast in das Feuer und blickte in die Sterne. Der Nachthimmel war wunderschön. Er wusste nicht, dass die Sterne so hell leuchten konnten. In seiner Heimat gab es so viel Licht in den Städten, dass man kaum noch etwas am Nachthimmel erkennen konnte. Man konnte sich in den Sternenformationen verlieren, doch Manai kam keine davon bekannt vor. Manai schloss die Augen und atmete durch, sodass er alleine in dieser Welt der Dunkelheit war. Die Luft war kühl und wehte ihm in einer schwachen Brise ins Gesicht, das einzige Geräusch war anfangs das Rauschen des Sandes im Wind, doch schließlich ließen Schritte hinter ihm ihn aufschrecken. Viri lag vor Manai und schlief unruhig. Er fuhr hoch und nahm sich einen Ast in der Hoffnung, ihn als Waffe verwenden zu können, falls nötig.

Vor ihm standen einige Gestalten mit einer schweren Laterne. Sie waren in dunkle Umhänge gehüllt.

„Was wollt ihr!?“ schrie Manai. So laut, dass Viri aufwachte.

Eine der Gestalten schob die Kapuze nach hinten.

„Braucht ihr Hilfe?“

Es war ein Mensch.

## 11 Viri | Verkehrte Welt

Viri war schlaftrunken, als sie die vor Manai stehenden Gestalten wahrnahm. Er ging einen Schritt zurück und nahm einen Stock wie eine Waffe in die Hand. Seine angespannte Haltung lockerte sich, als er erkannte, wen er vor sich hatte. Dennoch wich er erst einmal zurück und bückte sich zu Viri herab, die gerade im Begriff war, wieder aufzustehen.

„Lass die Kapuze oben“, flüsterte er ihr kurz zu. „Es sind Menschen.“

Viri sah sich die Person an, die ohne Kapuze vor den beiden stand. Es war ein älterer Herr, die Haare grau, doch ein bisschen konnte man noch einen braunen Ansatz erkennen. Er trug einen üppigen Bart, und war für einen Menschen außerordentlich wohlgenährt.

Nun wusste sie auch, wo sie waren. Zumindest konnte sie sich das nun denken. Gerüchten zufolge gab es südlich des Waldes, noch bevor das Land der Oasen, Predinas, begann, eine kleinere Ansammlung von Oasen, in der geflohene Menschen Zuflucht suchten und ein Leben in Freiheit führten. Ein Leben in Freiheit, aber ohne Chance auf Wiederkehr. Bisher hatte allerdings noch niemand dieses Land gefunden und es war vielmehr eine Legende als Realität. Dennoch hatte sie die Hoffnung, dass Manai diesen Ort finden würde, als sie ihn aus ihrer Stadt

fortgeschickt hatte. Es war so falsch gewesen, doch sie hatte das Gefühl gehabt, er hätte keine Wiederkehr verdient. Er sollte friedlich leben können. Es war naiv, anzunehmen, dass er allein diesen Ort finden würde. Und Viri konnte sich auch nicht vorstellen, welche Zufälle sie hierhergeführt hatten.

*„Ich weiß doch nicht einmal, welcher Zufall mich selbst hierhergeführt hat. Ich bin ihm einfach gefolgt.“*

Niemand konnte wissen, wie diese Menschen reagieren würden, wenn sie einen Sammler vor sich sehen. Viri befolgte deswegen bereitwillig den Rat von Manai, und ließ die Kapuze oben, so dass ihre Hörner verdeckt wurden. Sie gab vor, ein Mensch zu sein. Das fühlte sich seltsam an.

*„Herzlich willkommen im Land Wasett! Mein Name ist Joseph Morel!“*

Der alte Mann lächelte und streckte Manai die Hand entgegen. Manai nahm die Geste an, drückte die Hand des Mannes, schüttelte diese und nannte seinen Namen. Als der Mann auch Viri die Hand entgegenstreckte, versuchte sie, Manais Geste nachzuahmen. Sie nahm die Hand Ihres Gegenübers, drückte sie fest. Sein Lächeln bestätigte sie darin, die menschliche Geste richtig verstanden zu haben.

*„Ich führe euch nach Hause, ja?“*

Das Lächeln des Mannes war freundlich und aufrichtig. Viri wollte sich so gerne wohlfühlen, doch sie hatte unglaubliche Angst, aus irgendeinem Grund stieg dieses unangenehme Gefühl in ihr auf. Der Mann und seine zwei immer noch halb verhüllten Begleiter drehten sich um und deuteten Viri und Manai an, ihnen zu folgen. Manai begann, hinter der Gruppe herzuziehen. Viri folgte ganz dicht hinter ihm und nahm seine Hand. Er hielt sie fest. Viri wusste jedoch nicht genau, ob er sie beschützen wollte oder ob er sich selbst nicht sicher fühlte. Jedenfalls half ihr diese Berührung in jenem Moment.

Joseph Morel bemerkte diese Unsicherheit nicht. Er war jovial, wirkte aufgeschlossen und sorglos wie er selbstbewusst den Weg wies. Und er erzählte gerne. Sie gingen einige Meter, Viri hörte gar nicht darauf, was der Mann Manai erzählte. Die Angst wich Nervosität und schließlich einer gewissen unberechtigten Vorfreude, was auf sie zukommen würde. Und nach der Vorfreude schreckliche Schuldgefühle, denn sie hatte den Tod von Wreis zu verantworten gehabt.

Sie gingen einige Meter, der Weg führte sie auf einen Abgrund zu, und plötzlich hielt die Gruppe an. Viri sah nicht viel, sie versteckte sich, so gut es ging hinter Manai, doch als sie an seiner Schulter vorbei linste, lief ihr ein kalter Schauer den Rücken hinunter.

Sie stand auf einer Klippe, diese war vielleicht hundert Meter hoch, und vor ihr lag eine Stadt aus Holzhütten, in

deren Mitte ein Hügel thronte, am Fuße des Hügel ein kleiner See. Die Stadt war weitläufig und dehnte sich fast bis zum Horizont aus. Trigoribäume säumten die zentrale Erhebung, der Hügel setzte sich in sattem Grün von der Umgebung ab. Er wirkte wie ein Hort des Friedens und Wohlstands inmitten eines Molochs. Die Häuser sahen ärmlich aus, teilweise bestanden sie nur aus Dächern und einigen Stützbalken, Manchmal waren es auch nur einige größere Steine, über die ein Laken gelegt wurde. Tausende Menschen gingen durch die engen Gassen. Viele dieser Wege waren mit Tüchern abgedeckt, sodass der heißen Sonne etwas ihre zerstörerische Kraft genommen wurde. Immer wieder wurde Sand aufgewirbelt, über der Stadt waberten orangene Wolken, am Horizont ging langsam die Sonne unter. Der See glitzerte in der Abendsonne, die Bäume rund um die Oase wurden sanft vom Wind hin- und hergewogen. Sie hörte von unten ein dumpfes Raunen, Stimmen, und wenn sie sich nicht verhörte, auch sehr oft klagende Laute.

„Das ist Desir. Die Stadt der Menschen.“ Joseph Morel deutete auf die Häuser.

„Ich habe diesen Ort gegründet“, fügte er hinzu.

Über viele unsichere und wackelige Treppen ging es hinab. Am Fuße der Klippen angekommen wirkte Desir noch beeindruckender als von oben. Lange Straßen, eingerahmt von vielen Häusern, Hütten und Baracken



ließen die Stadt riesig wirken. Doch die Stimmung war gedrückt. Die Menschen schlichen durch die Gassen, sie sahen Elend aus. Ausgetrocknet, ausgehungert. Viele wiesen Verletzungen auf; Verletzungen, die ihnen nur Vollstrecker zugefügt haben konnten. Schrecklich entstellt vegetierten sie dahin.

Joseph Morel sah ihren entsetzten Blick.

„Die Oase gibt den tausenden Menschen von Desir nicht genug, um anständig zu leben. Wir haben die Freiheit, wir haben das ewige Leben, doch viele von uns konnten sich keine Würde erhalten.“

Er sah auf die Oase im Zentrum der Stadt, die sich hier unten, wo ständig Sand aufgewirbelt wurde, nur in Umrissen abzeichnete.

„Kommt mit, ich zeige euch mein Heim.“

Das Zuhause von Joseph Morel war das Haus auf dem zentralen Hügel. Im Vergleich zu den Verschlägen in der Stadt war es ein großes Holzhaus, das direkt an der Quelle lag, die den See am Fuße des Hügel speiste. Das Fundament war sogar aus Steinen gelegt worden. Hier gab es frisches Wasser, Schatten, und Früchte. Neben dem Haus war ein kleiner Zaun, einige Sandhühner scharren und pickten nach Körnern, um das Haus standen einige Obststräucher. Neben dem Hauptgebäude stand noch eine kleine Hütte. Der Platz war nicht groß, aber reichte für einen Menschen, um gut zu leben.

Der Ausblick war malerisch, über den Hütten von Desir senkte sich die Sonne und tauchte das Elend in ein wunderschönes, warmes, und doch so unheimliches Licht. Viris Herz klopfte wie verrückt, eine Mischung aus Angst, Begeisterung, Mitleid und Unsicherheit kribbelte in ihrem Bauch.

„Übernachtet im Gästehaus, es ist schon spät.“

Joseph Morel deutet auf die kleine Hütte.

Manai nickte und bewegte sich auf die Hütte zu.

„Vielen Dank, Herr Morel. Aber wie geht es weiter mit uns beiden?“

Der alte Mann sah in die Ferne.

„Ich weiß es noch nicht. Wollt ihr in Desir leben? Oder wollt ihr zurück?“

Manai schwieg. Doch Joseph Morel lächelte und schüttelte den Kopf.

„Schlaft erst einmal hier. Wir reden morgen weiter.“

Mit diesen Worten ging er in sein eigenes Haus und sperrte die Türe ab. Manai nahm Viris Hand und führte sie in die kleine Hütte.

## 12 Manai | Entscheidungen

Manai und Viri traten durch eine niedrige Türe in die Hütte ein. Innen wirkte sie freundlicher und größer, als es von außen den Anschein gemacht hatte. Sie maß ungefähr fünf mal fünf Meter. Auf dem Boden stand ein niedriger Tisch, der Großteil der Fläche wurde aber von zwei Futons eingenommen, die auf dem Holzboden ausgebreitet waren und dort nebeneinander lagen. Am Kopfende der Futons war ein kleines Fenster, doch von draußen schien kaum mehr Licht in das Zimmer.

Manai kniff die Augen zusammen und konnte auf dem Tisch einige Kerzen ausmachen, daneben einige große Streichhölzer in einem Krug. Er rieb sie an dem rauhen Stein, welcher unter dem Krug stand und zündete die Kerzen an. Der Geruch des verbrannten Schwefels und des Hölzchens stieg ihm in die Nase, nachdem er das Feuer ausgepustet hatte. Es war ein angenehm würziger Geruch, der ihn an zu Hause erinnerte. Er atmete tief ein und legte das ausgebrannte Zündholz dann neben den Krug.

Nun wurde der Raum von einem angenehmen, flackernden Licht erhellt. Manai konnte jetzt erkennen, dass das Fenster nicht aus Glas bestand, sondern vielmehr ein sehr feines Netz war. Die Futons waren bereits gedeckt und sahen einladend bequem aus. Manai

hatte die Hoffnung, dass dies die erste angenehme Nacht in dieser Welt werden könnte.

Neben dem kleinen lackierten Tischchen, auf dem die Kerzen standen, lagen zwei helle Sitzkissen am Boden, welche mit einem Blumenmuster sowie roten und blauen Ziernähten bestickt waren. Auf dem Tischchen selbst war neben den Kerzen etwas Brot und ein großer Krug voller Wasser.

Viri setzte sich auf eines der Kissen, griff nach einem Stück Brot und nahm einen großen Schluck des Wassers direkt aus dem Krug, ohne etwas zu sagen. Auch sie wirkte erleichtert, wengleich die Trauer nicht aus ihrem Gesicht schwand.

Etwas erholter atmete sie tief durch. Sie wirkte nun wieder ruhiger und sah Manai mit dem neugierigen Gesichtsausdruck an, den sie auch schon hatte, als sie ihm die Flucht empfahl. Nun hellte sich seine Stimmung auch etwas auf. Vielleicht konnte sie für den Moment den Tod des anderen Teufels vergessen. Oder zumindest verdrängen.

„Was willst du tun, Viri?“, fragte Manai in ihre Gedanken hinein. Sie blinzelte, hatte offenbar mit der Frage nicht gerechnet.

Sie senkte den Kopf.

„Ich muss wieder zurück. Ich muss mich stellen.“

Manai setzte sich zu Viri an den Tisch. Sie hatte nichts vergessen.

„Warum denn stellen? Willst du nicht hierbleiben?“

Viri schüttelte energisch den Kopf und sah Manai an, nun nicht mehr neugierig. Vielmehr schimmerte ein wenig Vertrauen in Ihren Augen. Diesen aufrichtigen, offenen Blick hatte er bei ihr noch nie gesehen.

„Hier sind nur Menschen, die vor meinesgleichen geflohen sind. Ich gehöre hier nicht dazu. Und...“

Sie atmete tief durch.

„... ich habe den Tod von Wreis zu verantworten.“

Manai wartete einen Augenblick.

„Der Vollstrecker, der mich *bearbeiten* sollte? Ich... habe meine Schwierigkeiten damit, Mitleid für ihn zu empfinden.“

Er erinnerte sich noch an die Angst, die er ausgestanden hat, als der Vollstrecker Manai zu Boden trat, mit leerem Blick vor ihm stand und dabei war, die schwere Stange auf ihn fallen zu lassen.

Viri war gerade dabei, einen weiteren Schluck aus der Flasche zu nehmen, setzte dann aber ab.

„Bitte versteh... Wreis war kein schlechtes Wesen. Er war gutmütig, er sorgte sich für seine kleine Schwester, war fürsorglich...“

„Aber warum wollte er mir das antun? Um unsere dunkle Seelen zu reinigen? Ich habe keine dunkle Seele! du hattest gemeint, ich hätte eine schwere Schuld auf mich laden müssen um hier zu sein!“

Manai sah Viri tief in die Augen. Sie wich dem Blick aus und schüttelte wieder den Kopf.

„Es ist nicht nur das. Schau dich um in unserer Welt. Im Norden ist sie kalt und dunkel, und nur einige Tagesmärsche weiter südlich ist es bereits so heiß, dass man kaum überleben kann. Vollstrecker und Sammler können in dieser Welt gerade so ihr Leben bestreiten.“

Viri blickte auf und sah Manai wieder in die Augen, sie glitzerten im Kerzenlicht.

„Und dann erscheinen immer wieder Menschen. Sie erscheinen aus dem Nichts, sie sind beinahe unsterblich, und leiden doch so sehr, wenn man ihnen keine Nahrung gibt. Sie werden brutal, gewalttätig, gefährlich. Und die einzige Möglichkeit, die Menschen wieder loszuwerden, ist die Rückführung in eure Welt. Die einzige Möglichkeit dafür ist es, eure Erinnerung zu löschen. Doch das dauert so lange und fügt euch so viel Leid zu...“

Den letzten Satz hatte Manai gar nicht mehr gehört. Viris Aussage traf ihn wie ein Blitz, plötzlich wirkte alles um ihn herum wie ein Traum.

„Wir Menschen sind... eine Plage für euch...“

Sie nahm seine Hand.

„Ihr seid keine Plage. Ihr seid unsere Pflicht. So funktioniert unsere Welt seit endlosen Zeiten. Mittlerweile haben es einige von euch geschafft, Freiheit zu erlangen. Das hier ist der Ort der Menschen. Und ich muss zurück und für das einstehen, was ich zu verantworten habe. Aber du bleibst hier? Vielleicht hast du ja die Möglichkeit, so gut zu leben wie Joseph Morel?“

Viri lächelte Manai an. Es war ein offenes, zuversichtliches Lächeln. Diesen Ausdruck kannte Manai von Viri nicht, sie überraschte ihn erneut. Er nickte ihr zu, nun voll Zuversicht.

„Wir werden sehen, ja.“

## 13 Viri | Die hässliche Seite

Die Nacht war so kalt, dass Viri nach dem Aufwachen selbst unter der Decke des Futons fror. Allerdings hatte sie diese Nacht tief und fest durchgeschlafen. Das war die erste angenehme Nacht seit einigen Wochen, daher genoss Viri die Ruhe sehr. Auch wenn sie nicht wusste, was auf sie zukommen würde. Sie musste Joseph Morel um Proviant bitten um zurück in ihre kleine Stadt im Wald zu reisen.

Neben ihr lag Manai. Seine Hände waren über den Kopf gestreckt, er lag auf dem Rücken und atmete tief ein und aus. Er schlief noch.

Viri schauderte und sie umklammerte ihre eigenen Arme. Noch nie hatte sie neben einem fremden Mann gelegen. Natürlich hatte sie schon als Kind bei Unico übernachtet, doch das hier war etwas Anderes, sie kannte Manai ja noch nicht lange. Und er war auch noch ein Mensch. Dennoch hatte sie durchschlafen können, auch wenn sie in der Nacht immer darauf geachtet hatte, sich möglichst weit weg von ihm zu rollen. Viri schlief auf der Seite, und so sah sie beim ersten Aufwachen die Wand der Hütte an. Es dauerte noch eine Weile, bis Manai sich räkelt und schließlich auch die Augen öffnete. Draußen hörte man die Sandhühner scharren.



Manai wirkte fröhlich. Er war zwar ein wenig geknickt, dass Viri wieder zurückreiste, doch hatte er zum ersten Mal in dieser Welt eine Perspektive vor sich. Das heiterte ihn auf und gab ihm genug Kraft, um Viri auch Mut zu machen. Selbst wenn sie ohne Manai nicht in dieser Situation gewesen wäre, so war sie doch froh, dass es ihn gab. Durch ihn lernte sie die Menschen besser kennen, sah ihre Welt mit anderen Augen und hatte das Gefühl, in Zukunft eine bessere Sammlerin sein zu können, denn sie hatte jetzt einen Menschen gesehen, wie er leiden konnte. Wie Menschen einander versuchten zu helfen. Sie verstand die Menschen noch mehr, und sie hatte vor, mit ihren Wächtern zu sprechen, um besser zu verstehen, wie man mit den Menschen umzugehen hatte. Sie würde sich ihrer Strafe stellen und dann alles tun, um die Welt besser zu machen.

In der Nacht hatten beide gar nicht bemerkt, dass gegenüber dem kleinen Tisch, an dem Viri das Brot gegessen hatte, eine Schüssel voll sauberem Wasser auf einem Regal an der Wand stand. Viri und Manai machten sich frisch und traten hinaus, um zu Joseph Morel in dessen großes Haus hinüberzugehen. Der Morgen war wie schon der Abend wunderschön auf dem Hügel in Desir. Es war noch früh, Nebel waberte über den Dächern der armen Hütten. Morels Häuser und der Hügel wirkten wie eine Insel. Eine Insel der Hoffnung für all die Menschen, die dort unten in der Stadt Hunger und

Elend litten. Der Himmel war wolkenlos, es schien ein heißer Tag zu werden.

Langsam schritt Viri voran auf das größere Haus zu. Die Türe war nur angelehnt, so konnte sie ohne Hindernis eintreten. Die Hütte war wirklich schön, die Holzwände waren verputzt, innen lag ein geschliffener Holzboden aus, die Fenster waren wie das ihrer Hütte nur vergittert und mit Fensterläden verschlossen, dennoch ließen sie ein bisschen Morgensonne herein. Durch die Größe wirkte es im Innenraum luftig.

Über eine Treppe gelangte man in das Obergeschoss, in dem Joseph Morel wohl übernachtete. Doch der alte Mann war bereits wach und begrüßte die beiden zum Frühstück. Es gab wieder frisches Brot, sowie Milch und Käse. Neben den Sandhühnern musste Morel also auch noch irgendwo Ziegen halten. Mit einem Lächeln bat er Viri und Manai an den Tisch, der unterhalb der Treppen im großen Eingangsbereich stand. Die beiden setzten sich, doch Viri achtete darauf, dass sie immer noch ihre Kapuze trug, um die Hörner zu verdecken. Morel ignorierte diese seltsame Kleidung und sah die beiden lächelnd an.

„Hattet ihr eine gute Nacht?“

Viri lächelte und nickte, Manai bedankte sich für die Gastlichkeit, doch Morel winkte ab. Zwei Begleiter traten durch die Hintertür in den Raum und setzten sich neben Morel. Es handelte sich offenbar um dieselben Personen,

welche Manai und Viri am Vortag in Empfang genommen hatten, und immer noch trugen sie die Kapuzen bis tief in das Gesicht gezogen. Viri fühlte nun gar nicht mehr so ein unbehagen, weil sie auch eine Kapuze trug. Immerhin konnte sie erkennen, dass es sich um zwei bärtige Männer handelte.

Morel beachtete seine beiden Begleiter gar nicht, sondern lächelte Manai und Viri weiterhin freundlich und offen an. Er rieb sich seine Hände und ließ sie wie in betender Haltung auf dem Tisch ruhen.

„Ihr hattet mich gestern gefragt, was nun mit euch weiter passiert.“

Manai nickte, Viri schwieg.

Morels Blick wurde ernster, doch seine Körperhaltung blieb unverändert. Allerdings wirkte sie jetzt nun bemüht locker. Beinahe unaufrichtig.

„Ich habe euch gestern Desir gezeigt. Die Stadt ist arm, viele Menschen würden hier sterben, wenn sie könnten. Wir sind getrieben von der Hoffnung, auf dieser Welt ein würdiges Leben führen zu können. Wir, die sechstausend, die den Vollstreckern und Sammlern entkommen sind.“

„Ich kann euch hier die Unterkunft gewähren. Aber ich kann euch kein Essen geben, keine Verpflegung. Ihr werdet leiden müssen. Es sei denn...“

Er hielt kurz inne und wartete auf die Rückfrage von Manai, doch auch dieser schwieg in Anspannung. Er nahm Viris Hand und hielt diese fest. Viri erschrak und zuckte, und Morel war etwas irritiert, doch fuhr dann unbeirrt fort.

„Es sei denn, ihr arbeitet für uns. Es ist harte Arbeit, unten in den Minen von Desir, aber ich werde euch ein gutes Leben garantieren. Schon einige Hundert arbeiten dort unten.“

„Was wird in diesen Minen gefördert?“, fragte Manai vorsichtig nach. Er hielt immer noch Viris Hand.

Morel stand auf und ging zu einem der großen Schränke, die unterhalb der Treppe in die Wand eingearbeitet waren. Er öffnete die Tür und holte etwas heraus.

Er präsentierte ein Schwert.

Morel ging zurück auf seinen Platz und legte das Schwert auf den Tisch. Er strahlte Ernsthaftigkeit aus, und mehr noch, Entschlossenheit.

„Wir fördern seit kurzer Zeit erfolgreich Eisenerz. Doch es wird nicht nur gefördert, sondern auch zu Waffen geschmiedet. Unermüdlich arbeiten die Menschen dort unten, und sie bekommen von mir das, was die Sandhühner, die Ziegen und der Weizen uns bieten können.“

„Aber warum die Waffen?“, fragte Manai, während er Viris Hand fester drückte.

Morel stand auf und sah Manai mit einer Entschlossenheit ins Gesicht, die bei Viri für eine Gänsehaut sorgte.

„Ich will das Land südlich erobern. Das Land der Sammler und Vollstrecker, Predinas.“

„NEIN!“

Viri sprang auf, der Stuhl hinter ihr kippte um, sie entriss sich Manais Griff und schlug mit beiden Händen auf den Tisch.

Morels Leibwächter sprangen ebenso sofort auf, zückten ihre Waffen, längliche Dolche, und überkreuzten diese vor Morel, der vor Schreck wie gelähmt war. Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Eine Sammlerin! Manai, was hast du getan?“

Erst in diesem Moment realisierte Viri, dass ihre Kapuze verrutscht war, und ihr Kopf nun unbedeckt zu sehen war. Wie versteinert blieb sie stehen. Sie musste sofort zurück und Verstärkung holen. Dieser Stadt musste ein Ende bereitet werden.

„Fasst sie! Fasst sie und werft sie in den dunkelsten Kerker!“

Die Leibwächter stürzten sich auf Viri und überwältigten sie. Sie versuchte sich ihrem Griff zu entziehen, doch die starken Männer hielten sie fest und drückten sie auf die Knie. Morel stellte sich vor sie auf, er sah traurig aus.

„Mädchen, es tut mir leid, aber niemand von euch darf von der Existenz von Wasett oder Desir wissen. Du wirst im Kerker verhungern.“

Er drehte sich zu Manai um, der von einem weiteren hinzugekommenen Sicherheitsmann festgehalten wurde.

„Und du verrichtest besser den Dienst in der Mine.“

## 14 Viri | Grenzen

Obwohl die Wüste von Desir heiß, trocken und lebensfeindlich war, war es im Keller unter dem großen Hügel kalt und feucht. Einige der Gitterboxen, in denen normalerweise die Neuankömmlinge untergebracht waren, wurden in einer eng gegrabenen Höhle aufgestellt und dienten als Kerker. Von irgendwoher mussten diese Menschen die Boxen besorgt haben, die eigentlich ihresgleichen gehörten. Und Viri vermutete, was mit den Sammlern geschehen war, die mit ihren Wägen und diesen Gefängnissen umhergereist waren.

Es waren ungefähr vier bis fünf solcher Kisten, und neben Viris Gefängnis waren noch zwei weitere belegt. In beiden waren bis auf die Knochen herabgehungerte Menschen, die wie tot auf dem Boden lagen. Hätte Viri nicht gewusst, dass es Menschen sind, hätte sie vermutlich gemeint, dass die beiden tot gewesen wären. Sie verstand nicht, wie es möglich sein konnte, dass in diesen Körpern noch ein Funke Leben vorhanden war. Dass diese Körper nicht verfaulten oder zerfielen. Nein, irgendeine Kraft hielt sie hier auf dieser Welt.

Fast vier Tage war sie nun schon hier unten eingesperrt. Nur einige Tropfen, die von der Decke der Höhle herabfielen, hielten sie am Leben. Trotzdem fühlte sie sich, als würde sie der Tod jeden Moment einholen können. Morel sah traurig aus, als Viri in das Verlies

geführt wurde, dennoch war er gewillt, sie hier unten sterben zu lassen.

Sie hätte sich gewünscht, in den letzten Stunden noch darüber nachdenken zu können, wie sie ihr Leben geführt hat, doch der Durst war so unerträglich geworden. Sie fühlte sich ausgezehrt, sie hatte Schmerzen und konnte nur noch darauf hoffen, dass das Elend bald ein Ende fand.

Immer dann, wenn sie kurz davor war, aufzugeben und sich wie ihre Zellengenossen einfach lethargisch auf den Boden zu legen, musste sie an die Bewohner von Predinas denken. Jene Sammler und Vollstrecker, welche einigen Oasen genügend zu Essen und Trinken abtrotzen konnten, um dort zu überleben. Sie waren die Ärmsten ihrer Art auf dieser Welt, und trotzdem war ihrer Aufgabe so wichtig, da die Wüste genügend Orte zur Verfügung stellte, in welchen die Menschen auf ihre Wiedergeburt vorbereitet werden konnten.

Die Gedanken an Predinas waren es, welche Viris Lebenswillen noch erhalten konnten. Sie wusste, dass sie aus dem Verlies entkommen musste. Desir zählte sechstausend Einwohner laut Morel. Sechstausend Menschen, die nicht getötet werden konnten. Sechstausend Menschen, welche nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten voller Leid endlich auf ein würdiges und lebenswertes Leben hoffen konnten. Und sechstausend Menschen, die schwerbewaffnet auf einige hundert



kampferprobte Sammler und Vollstrecker trafen. Diese hatten doch keine Chance! Viri hatte gesehen, wie der Überlebenswille einem Menschen Kraft über die Grenzen der körperlichen Belastung heraus geben konnte. Manai hatte das für sie getan, doch wie würden die anderen Menschen reagieren, wenn sie endlich Aussicht auf ein besseres Leben haben sollten?

Doch Viri war schon geschwächt. Die Gitterboxen waren stabil. Sie wusste nicht, was sie tun konnte.

Die Höhle war normalerweise vollkommen dunkel. Nur durch einen kleinen Schlitz, welche die Luke zu Morels Haus offen ließ, konnte sie überhaupt etwas erkennen. So wusste sie wenigstens, wie es hier aussah. Ein kleiner, würfelförmiger Raum, grob in den Stein geschlagen, der die Basis von Morels Hügel darstellte.

Plötzlich aber fiel ein für Viris an die Dunkelheit gewohnte Augen gleißender Lichtstrahl von oben ein. Eine Gestalt stieg hinab und ließ die Luke offen, sodass Viri sich diese Person ansehen konnte.

Es war ein Mensch. Ein hagerer, groß gewachsener Typ mit langen Haaren und schiefen Zähnen. Er lächelte sie an, doch nur sein Mund grinste, seine Augen waren zu Schlitzten verengt. Viri rutschte instinktiv an die Rückwand ihrer Kiste.

Der Mensch lächelte weiter.

„Keine Sorge, Mädchen.“

Viri versuchte sich zu Räuspern. Durch den Wassermangel schmerzte ihr Hals und sie konnte nur flüstern.

„Wer bist du?“

„Mein Name ist doch vollkommen nebensächlich“, sagte der Mann, ohne sein Grinsen abzulegen.

Er deutete mit der rechten Hand auf seinen braunen, abgewetzten Ledermantel. Aus diesem Mantel zog er eine große Lederflasche heraus.

„Schau her, ich habe etwas für dich. Reines Wasser aus der Hügelquelle.“

Viri sah die Flasche und sprang sofort nach vorne. Sie reckte ihren Arm durch die Gitter und wollte die Flasche greifen, doch der Mann zog sie sofort zurück und lachte laut auf.

„Du gehörst ja zur schnellen Sorte. Seid ihr Sammler alle so schnell? Nein, so funktioniert das nicht.“

Er nahm einen Holzbecher, welcher an seinen Gürtel geknüpft war, und schenkte aus der Flasche in den Becher. Er reichte ihn Viri.

Viri nahm den Becher gierig an, gab aber darauf acht, nichts zu verschütten. Der Becher passte gerade so durch die Gitter. Sie setzte an, und jeder Schluck fühlte sich an als würde sie ein Stück wiedergeboren werden, auch wenn das Schlucken selbst weh tat. Wer immer dieser

Mann war, er hatte das, was sie jetzt zum Überleben brauchte.

Sie gab ihm den Becher zurück, ohne ein Wort zu sagen.

„Möchtest du noch mehr?“

Viri nickte mehrmals deutlich. Doch der Mann schenkte nicht noch weiter ein sondern begann, in dem engen Bereich vor den Gitterboxen hin- und herzugehen.

„Sehr schön, von mir aus sollst du die ganze Flasche haben. Aber die gibt es nicht für Umsonst. Ich schlage dir ein Geschäft vor, möchtest du mehr hören?“

Es war ihr nicht wohl bei der Sache, dennoch nickte sie erneut, wenngleich vorsichtiger. Der Versuch zu reden hatte ihr noch kurz zuvor so weh getan, dass sie nicht wieder etwas sagen wollte.

„du siehst, ich bin einer von Morels Leibwächtern“, begann der Mann zu plaudern. Nun erkannte sie ihn auch wieder am Bart, doch zuletzt hatte er noch seine Kapuze tief im Gesicht getragen. „Doch nicht nur das, ich kümmere mich auch seit vierundachtzig Jahren darum, dass in Desir nicht völlige Anarchie herrscht und ein bisschen Ordnung bestehen bleibt. Damit nicht jeder tut, nach was ihm der Sinn steht. Und seit einigen Wochen kümmere ich mich darum, dass in den Minen Erz gewonnen wird, um die Waffen herzustellen.“

Ich habe viel von euch Sammlern und Vollstreckern gehört, habe aber auch noch nie einen gesehen. Es ist

faszinierend. Ihr seid Wesen, die hunderte Jahre alt sein sollen, aber keine Seele besitzen. Und trotzdem fühlt ihr Schmerz, Hoffnung, Freude, Trauer...

Und kaum gibt man die Hoffnung auf, jemals einen von euch zu treffen, bringt das Schicksal eine Sammlerin direkt in unsere kleine Stadt.“

Er blieb stehen und sah Viri durchdringend an.

„Und dann auch noch so ein hübsches Exemplar einer Sammlerin!“

Er war unheimlich. Sehr unheimlich. Er machte ihr Angst. Doch sein Grinsen wurde breiter.

„Ich will alles über euch wissen. Bist du bereit, es mir zu erzählen? Ich werde dafür sorgen, dass du auch gut zu trinken bekommst und nicht mehr hier unten im Verlies sein musst.“

„Also Informationen gegen meine Freiheit“, versuchte Viri zu fragen, doch ihre Stimme war nach wie vor nicht mehr als ein Krächzen. Der Handel indes schien ihr nicht zu schlecht, sie musste nur ein kleines Bisschen erzählen, dafür erhielt sie die Möglichkeit, außerhalb des Verlieses ihre Flucht zu planen.

Der Mann nickte. „Ja, Informationen gegen deine Freiheit. Das ist es, was Morel vorgeschlagen hat.“

Er hielt einen Moment inne und ging dann ganz nahe an Viris Box.

„Aber ehrlich gesagt reicht mir das nicht.“

Mit seinen Händen klammerte er sich an die Gitter.

„Ich will wissen, wie das ist, euch zu... spüren, und das nicht so, wie es die anderen Menschen in der Regel tun. Du bist doch eine Frau, oder?“

Viri wurde heiß, sie hatte Angst, dennoch nickte sie wahrheitsgemäß.

„Gut, dann will ich jetzt eine kleine Gegenleistung von dir dafür, dass ich nach oben gehe und Morel berichte, dass du eingewilligt hast, und wir dich freilassen sollen.“

Er schenkte noch Mal etwas Wasser in den Becher und gab ihn Viri zu trinken. Sie nahm den Becher an und trank, doch sie hatte das Gefühl damit in etwas einzustimmen, was sie noch sehr lange belasten würde.

Er riss ihr den Becher förmlich aus der Hand, als Viri ihn zurückgeben wollte. Der Mann zitterte.

„Gut, gut, nun... kannst du dir vorstellen, welche Gegenleistung ich für meinen Gefallen haben möchte?“

Viri schüttelte den Kopf, auch wenn das nicht ganz der Wahrheit entsprach.

„Ich zeige es dir.“

Er nahm einen Schlüssel und sperrte die Gitterbox auf. Doch anstatt Viri herauszulassen, bückte sich der Mann und kroch auch in die Box. Viri saß wieder ganz hinten an der Höhlenwand und wollte sich nicht bewegen. Ihre

Hände verkrampften sich in den alten Brettern, mit denen die Box ausgelegt wurde. Die Finger schmerzten, als sich Holzsplitter in ihre Finger bohrten.

Der Mann kniete vor ihr und beugte sich vor, er öffnete den obersten Knopf ihrer Jacke.

„Nun mach weiter.“

„Nein, das... das ist falsch...“, flüsterte Viri. Doch in der Aussicht auf Freiheit und neue Chancen knöpfte sie die Jacke auf und legte sie zur Seite.

„Gut, und jetzt auch dein Hemd.“

Unter der Jacke ihrer Sammleruniform trug Viri noch ein ärmelloses Hemd, welches als Unterkleidung diente.

Unter diesem Hemd trug sie keine Kleidung mehr.

Es widerte sie an, sie hatte Angst und fühlte sich übel, doch wie geheißen fing sie an, die Knöpfe ihres Hemdes zu öffnen.

„Hoffentlich ist es das wert“, flüsterte sie kaum hörbar.

Bevor sie jedoch den vorletzten Knopf ihres Hemdes öffnen konnte, hörte sie Kämpfe und Schreie von oben aus der Luke kommen. Der Mann, für den sie sich gerade noch entkleidet hatte, fuhr herum.

Doch noch bevor er reagieren konnte, kletterten zwei weitere Männer die Luke hinab und sahen sich um. Staub fiel durch die Luke, so schnell waren die beiden herabgesprungen.

Es waren Manai und Unico. Viris Herz machte Sprünge und obwohl es ihr Schmerzen bereitete, rief sie „Hier, hier!“. Der Mensch erstarrte in Angst.

Unico sah auf die Box, in der Viri und ihr Peiniger waren. Er sah zuerst Viri an, ohne Jacke und mit offenem Hemd, und dann auf Morels Leibwächter. Sein so freundlicher Blick wich blankem Hass, und er drehte sich zu Manai um.

„Ihn auch.“ sagte er kurz und schroff, und Manai nickte.

Dieser trat vor Viris Box und überblickte auch sofort, was geschehen war. Sein Blick wurde leer, er zog ein Messer und rammte es dem fremden Mann in die Brust. Der Mann schrie auf, zuckte kurz und lag am Boden. Er war tot.

Viri wusste nicht, wie ihr geschah, doch Manai nahm sie an der Hand und zog sie nach draußen.

„Wir müssen fliehen. Es sind noch zu viele.“

## 15 Viri | Ein Moment der Rast

Wie viele Stunden sie gelaufen waren konnte Viri gar nicht sagen. Sie wollte einfach nur weg von diesem schrecklichen Ort der Menschen und war froh, Unico und Manai einfach nur zu folgen. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, liefen sie nach Süden.

Nach Süden, den Siedlungen der Sammler und Vollstrecker entgegen, auf die es Morel abgesehen hatte.

Die Wüste war an dieser Stelle noch viel trockener als im Norden in Richtung des großen Waldes. Hier fanden sich keine Bäume mehr und auch Oasen konnte sie nur ganz selten sehen. Nein, in dieser Gegend fanden sich fast nur noch raue, ungeschliffene und von der Sonne fast völlig ausgebleichte Steine und feiner Sand, der vom heißen Wüstenwind in jede Schicht der Kleidung geweht wurde. Ihre Augen brannten, selbst im Mund hatte sie ein seltsam trocken-sandiges Gefühl.

Gegen Abend wurde die Gegend hügeliger. Einzelne Tafelberge erhoben sich aus der sandigen Ebene, hier und dort durchzog ein Graben den Boden. Nun verlangsamte die Gruppe ihr Tempo. In einer geschützten Schlucht öffnete Unico seinen Rucksack und zog eine große Decke und einige Stangen hervor, er hatte ein Zelt dabei. Manai wies er an, nach Feuerholz zu suchen.



Kurz nach Sonnenuntergang kam Manai mit einer Hand voll ausgetrockneter Äste wieder zurück. In der Nähe musste also eine der wenigen Oasen sein. Die Äste waren nur dünn und konnte von keinem Baum stammen. Währenddessen hatte Unico bereits aus einer nahe gelegenen Höhle etwas Wasser geholt. Viri suchte die Büsche, von denen Manai die Äste hatte und konnte von ihnen Blätter zum Tee kochen pflücken. Manai wiederum zündete ein kleines Lagerfeuer an.

Alle setzten sich schweigend hin während der Tee aufgegossen wurde. Unico zog etwas Trockenfleisch aus seiner Tasche und kaute genüsslich darauf herum. Einige Streifen des Fleisches legte er auf Viris Decke. Als er bemerkte, wie ausgehungert Manai auf dieses starrte, rollte er kurz mit den Augen und gab auch ihm zwei Streifen ab.

Unico gab Manai einen starken Klaps auf die Schulter und sah Viri an.

„Für einen Menschen ist dein Freund hier ganz schön tapfer. Lief zwei Tage am Stück um mich zu holen. Und noch Mal zwei, um mich zu dir zu führen.“

Auch wenn die Erlebnisse der vergangenen Tage noch tief in Viris Seele brannten, wurde sie nun doch neugierig was in dieser Zeit geschehen ist.

„Wie kommt es, dass du hier bist, Unico?“

„Ich war gerade wieder auf der Suche nach Neuankömmlingen, im nördlichen Teil der Wüste. Ich bat darum, Aufträge in der Gegend zu erhalten, in der ich dich vermutet hätte“, antwortete Unico fast beiläufig, „als plötzlich dein Freund vor mir stand. Er lief auf mich zu und schrie herum, dass Viri in Gefahr war. Er hätte wohl jeden Sammler genommen, aber wie es der Zufall so wollte, lief er mir in die Arme.“

Er schüttelte kurz den Kopf und senkte den Blick.

„Hätte ihn irgendwen nur für einen verrückten Menschen gehalten, hätte niemand von dir gehört, Viri.“

Unico legte das Fleisch zur Seite und sah Viri tief in die Augen.

„Er sagte du seist in großer Gefahr, und dass es hier Menschen gibt die einen Aufstand anzetteln wollen... Ich dachte das wäre nur ein Rückzugsort für ein paar verzweifelte Seelen.“

„Das war es sicher auch einmal“, warf Manai ein, „doch Hunger und Einsamkeit haben sie den Verstand verlieren lassen.“

„Oder Morel war dafür verantwortlich“, flüsterte Viri kaum hörbar.

Unico winkte ab und mahnte die beiden so zum Schweigen.

„Es war weder der Hunger noch Morel. Manai, ich weiß nicht wie du in unsere Welt gelangt bist, aber eigentlich haben Menschen, die hier ankommen, schwere Sünden begangen. Wir haben es in Kauf genommen, dass einige Menschen entkommen konnten und ihr eigenes, ewiges Leben führten.“

Viri umklammerte ihre Knie und starrte auf das Feuer. Unicos und Manais Schatten tänzelten an den roten Wänden der Felsen, die ihnen Schutz vor der Kälte der Nacht boten. Sie atmete tief ein.

„Und jetzt besitzen sie Waffen...“

„... dennoch will es niemand glauben“, beendete Unico ihren Satz.

Sie löste sich aus ihrer geschützten Haltung und beugte sich zu Unico hervor.

„Wieso will es niemand glauben?“

Unico seufzte tief durch.

„Als Manai zu mir kam, glaubte zumindest ich ihm. Ich hatte ihn schon zu einem Vollstrecker gebracht, wieso sollte er freiwillig meine Nähe suchen? Er sagte, du seist in Gefahr und die Leute in Wasett hätten Waffen.“

Ich sandte eine Succubus mit einem Eilbrief zum Ältestenrat von Gaalkayo, doch die Antwort, die ich tags darauf bekam, war ernüchternd. Sie zweifelten. Sie

schenkten mir kein Gehör mit der Begründung, ich würde zu schnell den falschen Personen vertrauen.

Ich sollte auskundschaften, was an den *Gerüchten* wahr ist und dann Bericht erstatten.“

Das verwirrte Viri nun.

„Aber warum sind wir dann immer in südlicher Richtung gelaufen, Unico? Unser Land liegt doch weit im Norden. Solltest du mich nicht nach Gaalkayo überführen?“

„Ich habe Desir gesehen, Viri.“

Unico stand auf und blickte in den Nachthimmel. Unzählige Sterne funkelten am Firmament.

„Diese Menschen sind gefährlich. Es wird nicht mehr lange dauern bis sie ihren Marsch nach Süden antreten. Wir werden nach Predinas reisen und die Leute dort warnen. Ich habe Ayrina Bescheid gegeben, dass sie uns und alle aus Predinas abholt.“

„Wie... Wer ist Ayrina und wie will sie alle abholen?“

Manai war sichtlich verwirrt. Viri kannte Ayrina und durchschaute langsam Unicos Plan.

„Unico will wohl Predinas evakuieren. Ist das nicht so?“

Unico nickte.

„Ich weiß, dass die Bevölkerung keine Chance gegen die Menschen aus Desir hat. Auch wenn uns niemand glaubt soll keiner sterben. Ayrina ist eine alte Freundin von mir

und wird Predinas mit einem Luftschiff ansteuern. Sie sollte schon unterwegs sein.“

Viri konnte ein trockenes Lachen nicht unterdrücken.

„Dann müssen wir nur noch die Ältesten dort überzeugen.“

Sie wusste, dass sie ihr Bestes geben wollte, um Blutvergießen zu verhindern.

Alle drei sahen sich an und nickten sich zu. Sie wussten welche Aufgabe sie hatten. Zum ersten Mal seit langem fühlte sich Viri nicht alleine. Und sie hoffte, zumindest ein bisschen, ihr Gewissen würde sich beruhigen, wenn sie Leben rettet.

Es war Manai, der das Schweigen unterbrach.

„Was ist mit den Menschen geschehen, die ich niedergestochen habe?“

Viri umklammerte wieder ihre Knie.

„Sie existieren nicht mehr. Tötet ein Mensch einen anderen Menschen in unserer Welt so hören diese einfach auf zu bestehen. Ihr Dasein endet ohne Chance auf Wiederkehr.“

„Doch einer ist nicht genug um die Bewohner von Predinas zu retten“, warf Unico ein.

Manai sah auf seine Hände, legte sich hin, zog die Decke über sich und schwieg den Rest des Abends. Als die beiden eingeschlafen waren stand Viri noch einmal auf

und küsste beide auf die Stirn. Bevor sie sich selbst hinlegte schaute sie ihre Retter noch einmal an und flüsterte leise „Danke“.

## 16 Manai | Die Stadt der Händler

Die Gruppe erreichte Predinas, die Wüstenstadt, nach weiteren zwei Tagen. Der Ort spannte sich über einige, nahe zusammenliegende Oasen. Eine Mauer aus Sandstein und Lehm umschloss die ganze Stadt, immer wieder ragten eckige Wachtürme über die Mauern empor, in jedem Turm stand eine Wache, soweit Manai das erkennen konnte. Über ein großes, hölzernes Tor traten Viri, Manai und Unico ein. Gleich hinter ihnen wurde es von zwei Vollstreckern wieder geschlossen.

Ganz anders als in Desir blühte hier das Leben. Bunt gekleidete Sammler und Vollstrecker schlenderten durch die Gassen, die Häuser waren ebenso wie die Stadtmauer aus Stein und Lehm. Türen schien es nicht zu geben, stattdessen verdeckten bunte Tücher die Hauseingänge. Sich im Wind wiegende Trigoribäume und Palmen, die Manai auch von zu Hause kannte, spendeten Schatten.

Manai war begeistert vom lebendigen Treiben hier. Es wirkte gar nicht so als würde es sich hier um Sammler und Vollstrecker handeln, vielmehr erinnerten ihn die in helle Tücher gewandeten Menschen an Händler und Kaufleute in den Wüsten seiner Welt. Sammler standen beisammen und handelten über den Wert von Früchten, die sie auf Handkarren dabei hatten, Vollstrecker ließen sich bei der Wahl ihrer Waffen beraten, an einem Platz sogar wurde öffentlich von einer Gruppe weiblicher

Sammler Musik gespielt, einige Kinder tanzten zu dieser Musik. Manai hatte zuvor in dieser Welt noch nie Musik gehört. Es war fröhliche Musik, sie erinnerte ihn ein bisschen an die Musik, der er auch in seiner Welt einer Wüstenstadt zgedacht hatte, aber die Instrumente, die hier gespielt wurden, ließen sie anders klingen. Sie sahen aus wie Gitarren und Flöten, doch hörten sich so gänzlich anders an.

Die Bewohner dieser Stadt waren anders gekleidet als die aus dem Wald. Viri und Unico trugen dunkelrote Uniformen, ihre Haare jeweils zusammengebunden, sodass sie eine ernste, seriöse Ausstrahlung hatten. Hier in Predinas trug jeder andere Gewänder, wie alles was in dieser Stadt aus Stoff bestand, waren sie fein geschnitten und bunt. Vermutlich war es der Hitze geschuldet, dass die Kleidung sehr wallend und locker ausfiel.

Er hatte es Viri zu verdanken, dass er hier nicht auffiel. Am Tag zuvor fanden sie einige Skelette von Sandhühnern. Viri borgte sich ein Messer von Unico und schnitzte aus den Beinknochen einige Hörner zurecht, welche mit dem Harz eines einsamen Trigoribaumes an Manais Kopf befestigt wurden. Er war stolz und glücklich, zu den Sammlern zu gehören.

Menschen waren im ersten Moment keine zu sehen. Die Stadt bestand wohl ausschließlich aus Bewohnern dieser Welt.



„Wo können wir nun den Ältestenrat finden?“, fragte Manai die beiden.

Viri stemmte die Arme in die Hüfte und blickte ratlos umher. Manai bemerkte, dass sie sich mehr Zeit zum Umsehen ließ, als eigentlich nötig wäre um zu erkennen, dass sie selbst nicht wusste, nach was sie suchen sollte. Manai erklärte sich das damit, dass auch Viri von dieser Welt begeistert war.

„Hm. Bei uns zu Hause gibt es eine große Halle in der Mitte der Stadt. Hier ist gar nichts dergleichen zu sehen.“

Auch Unico wirkte verloren, hier in Predinas.

Während sich die Drei umsahen, wurde das Stadttor erneut geöffnet. Eine mächtige Kutsche, die von vier straußenartigen Vögeln gezogen wurde, rollte herein.

Das Gefährt wurde von zwei Sammlern gelenkt, auf der großen Ladefläche befanden sich einige Käfige mit Menschen darin. Durch die weißen Tücher die am Rand der Käfige befestigt waren, wirkte sogar dieser Transport auf eine seltsame Art freundlich. Oder zumindest nicht so bedrückend und grausam wie im Wald.

„He, ihr da!“ rief Unico und lief auf die beiden Kutscher zu. Viri und Manai taten es ihm nach. Das Gespann hielt an. Einer der Vögel schrie Manai kreischend an, doch er wurde von seinem Herrn schnell beruhigt.

„Habt keine Angst vor meinem Pacha, er ist immer etwas nervös. Wie kann ich euch helfen“, fragte einer der Sammler freundlich.

Viri ergriff das Wort.

„Wir sind aus Gaalkayo und haben eine wichtige Nachricht für den Ältestenrat von Predinas. Aber wir können hier keine zentrale Halle entdecken. Könnt ihr uns sagen wo wir hinmüssen?“

Der Kutscher lachte laut auf.

„Ah, ihr seid aus dem Wald, ich dachte es mir bereits. Ich führe euch zu unseren Ältesten.“

Die Gruppe folgte dem Gefährt noch einige hundert Meter auf der Hauptstraße, bis der ganze Tross zum Stehen kam.

Eine riesige Klappe tat sich aus dem Boden auf und bereitete den Weg in eine gigantische Halle unter der Erde. Die Decke war bestimmt fünf Meter hoch. Öllampen an den Säulen und Lichtschächte an der Decke sorgten für eine angenehme Helligkeit. Überall standen Käfige herum, sowie Strohbällen, an denen sich diese großen Vögel labten. Manai erkannte Krüge und Kisten, die durch die bunten Tücher verdeckt wurden.

„Überrascht?“, fragte der Kutscher.

„In Predinas kann es sehr heiß werden. Und hier in der Höhle ist es immer angenehm kühl. Hier können es sowohl unser Vieh als auch unsere Ältesten aushalten.“

Lachend zog der Mann davon. Manai mochte die lockere Art und die Lebensfreude die dieser Ort versprühte.

Am Rand des großen Raumes war ein mehrstöckiges Gebäude in diesen integriert, oder zumindest die Fassade eines solchen Gebäudes. Über eine Treppe gelangte man direkt zum Eingang. Unico öffnete die große Tür und die Drei betraten dieses Gebäude.

Drinne angekommen wurden sie von einem Wachmann begrüßt. Auch er war freundlich. Durch sein Wesen als Vollstrecker wirkte er jedoch bedrohlicher als jeder andere, den Manai bisher in Predinas aus der Nähe gesehen hatte.

„Wir müssen die Ältesten sprechen“, sagte Unico.

„Es geht um eine Bedrohung durch Menschen aus dem Norden.“

Der Wachmann nickte und wies ihnen an ihm zu folgen. Hinter einer Tür war ein Treppenhaus, das sie nach unten in einen weiteren großen Raum führte. Dieser war mit einem roten Teppich ausgekleidet. Die weißen Säulen waren mit Gold verziert, die fensterlosen Wände mit Spiegeln bestückt. Erhellte wurde diese Halle von einigen wenigen Leuchtern die von der Decke hingen. Der Raum

wirkte elegant, gleichzeitig aber auch durch die Dunkelheit bedrückend und trotz seiner Größe sehr eng.

In der Mitte des Raumes standen drei Throne. In zwei von ihnen saßen alte Sammler, in der Mitte ein Vollstrecker, mindestens ebenso alt. Dieser ergriff das Wort.

„Seid begrüßt, Sammler Unico, Sammlerin Elvira und auch du, Mensch.“

## 17 Viri | Vor den Ältesten

Viri gefror das Blut in den Adern. Woher wussten die Alten, dass Manai ein Mensch war? Er zitterte und stand mit offenem Mund neben ihr. Viri bewegte sich ganz leicht nach links und nahm seine Hand in die ihre. Seine angespannte Haltung lockerte sich zwar nicht, doch er drückte ihre Hand fest.

Der alte Vollstrecker erhob sich von seinem Thron. Er sah den dreien ins Gesicht und lächelte.

„Keine Sorge, niemand weiß es. Aber wenn man lange auf dieser Welt ist, kann man einen falschen von einem echten Sammler unterscheiden.“

Er trat vor Manai und hob dessen Kinn mit seinem Zeigefinger an. Der greise Mann musste mindestens vierhundert Jahre alt sein. Narben in seinem Gesicht zeugten von einem ereignisreichen Leben. Er senkte seine Hand wieder, lächelte Manai an und ging zurück zu seinem Thron.

„du bist mutig, Mensch. Anstatt dein Heil in der Stadt der Menschen zu suchen, schließt du dich zwei Sammlern an um mit uns zu sprechen.“

„Es gibt seit längerem Gerüchte“, warf einer der alten Sammler ein. „Gerüchte über diesen Ort, an dem sich Menschen einfinden. Die Succubi haben uns über seltsame Ansammlungen von Menschen in der Wüste

informiert, auch wenn selbst sie nicht genau wissen wo dieser Ort liegt. Bisher haben wir uns nicht sonderlich bemüht, ihn zu finden.“

„Wie ist die Lage?“, fragte der andere Sammler.

Unico senkte den Blick. „Sie haben eine Mine. Dort gewinnen sie Erz, welches sie zu Waffen verarbeiten.“

Der Vollstrecker ergriff nun wieder das Wort. „Das sind schlechte Neuigkeiten. Unsere Informationskanäle reichen nicht bis in das Land hinein in der wir die Stadt der Menschen vermuten.“

„Es kann auch sein, dass sie schon auf Predinas zu marschieren“, warf Viri ein.

Die drei Alten sahen sich an. Besorgnis spiegelte sich in ihren Blicken wider.

Der Vollstrecker stand auf. „Mein Name ist Lauron. Bitte entschuldigt meinen Mangel an Etikette. Links von mir Tibur, rechts von mir Zentor.“ Die beiden Herren nickten.

„Was haben die Menschen vor?“, fragte Tibur. Manai trat vor. Im Angesicht des Ältestenrates stand ihm der Schweiß auf der Stirn.

„Wie ist dein Name?“, fragte ihn Lauron, der Vollstrecker.

„Manai... Manai Weber.“

Manai räusperte sich kurz.

„Sie wollen einen Ort, an dem sie würdig leben können. Es sind mittlerweile zu viele für die kleine Oase um die sie sich angesiedelt haben. Jahrzehnte voller Hunger und Elend haben sie wahnsinnig werden lassen. Sie würden alles tun um Predinas einzunehmen.“

Zentor sah Manai ins Gesicht. „Müssen wir die Stadt evakuieren?“

Manai hielt dem Blick stand. „Ich fürchte, ja.“

„Doch weshalb willst du uns helfen, Mensch?“

Manai drehte sich um und betrachtete seine neuen Freunde.

„Es ist nicht richtig. Das hier ist eure Welt.“

Sichtlich erstaunt wandte sich Zentor an Viri und Unico. „Vertraut ihr diesem Menschen? Ist er so gut, dass sein Wort mit über die Zukunft dieser Stadt entscheiden kann?“

Viri dachte nach. Sie erinnerte sich daran, wie sie Manai kennen gelernt hatte. Sie dachte daran, wie sich Manai als Plage fühlte, an seinen hasserfüllten Blick, als er den bösen Menschen im Verlies tötete. Und wie er sich um sie sorgte.

„Ja, er verdient unser Vertrauen.“

## 18 Unico | Zur Sicherheit

Es war eine seltsame Situation, in die er geraten war. In der Schule achtete er immer besonders darauf, gut aufzupassen. Er wollte für sich und seine Familie eine gute Zukunft schaffen und deshalb zu den besten Sammlern gehören. Doch nun war er hier, in einer fremden Stadt und erfüllte nicht einmal seine Mission. Schlimmer noch, er verbündete sich mit einem Menschen, um vor anderen Menschen zu warnen.

Lauron wies eine seiner Bediensteten an, sie zu ihren Zimmern zu führen. Manai bekam eine kleine Kammer gleich unterhalb der Treppe, die wohl normalerweise nur als Lager für Besen und Lumpen diente. Sein Blick war etwas zweifelnd, doch augenscheinlich wagte er es nicht sich über die Unterkunft zu beschweren.

Die Zimmer, die Viri und Unico zugewiesen wurden, waren wesentlich schöner. Sie waren zwar dunkel wie alles in diesem Gebäude, da sich die Räume im Untergrund befanden, doch sie waren reichhaltig mit Stoff und Holz ausgestattet. Am Boden lag ein wunderschöner roter Teppich aus, Stühle, Tische und das Bett waren aus fein poliertem Holz kunstvoll gefertigt. Beleuchtet wurden die Räume von Öllampen, die an den beiden steinernen Säulen in der Mitte des Raumes befestigt waren, Abluftrohre direkt über den Lampen sorgten dafür, dass es im Raum nicht zu stickig wurde.



Alles war sichtlich schön eingerichtet, doch an den angenagten Sockelleisten am Boden erkannte er, dass hier auch Ungeziefer hauste. Die Stoffe waren abgenutzt, das Holz teilweise gesplittert und angeschlagen.

Gleich nachdem er in den Raum geführt wurde, legte sich Unico in sein Bett. Er verzichtete darauf sich zuzudecken, denn trotz der günstigen Lage des Raumes war es noch sehr heiß. Er starrt an die Decke und dachte über die Ereignisse der letzten Tage nach, als es an der Tür klopfte.

Zuerst dachte Unico, dass es sicher Viri sei. Sie suchte oft seine Nähe, machte ihm aber schnell jedes Mal klar, dass er für sie wie ein großer Bruder war. Er schloss kurz die Augen, bevor er die Tür öffnete und atmete tief durch.

Doch es war Lauron. Der Älteste dieser Stadt.

„Darf ich eintreten?“, fragte der alte Vollstrecker.

Unico blinzelte. Mit diesem Besuch hätte er nicht gerechnet.

„Bitte kommt herein. Setzt euch.“

Die beiden nahmen an dem großen Tisch neben dem Bett Platz. Der alte Mann wirkte müde. Er stützte seinen Kopf kurz mit den Händen und sah Unico dann ins Gesicht.

„Unico aus Saltyria, dein Ruf ist dir vorausgeeilt. Du hast dich in den letzten Jahren als zuverlässiger Sammler bewährt. Und das trotz deines jungen Alters.“

Er atmete tief ein.

„Darf man davon ausgehen, dass die von dem Menschen und Elvira beschriebene Gefahr real ist?“

Mit sorgenvollem Blick sah er Unico in die Augen. Dieser jedoch antwortete nicht, sondern nickte nur kurz. Lauron stützte seinen Kopf wieder mit den Händen ab.

„Doch wie können wir fast tausend Bewohner so schnell evakuieren? Mit unseren Pachas und Kutschen sind wir viel zu langsam und bis wir ein Luftschiff aus Saltyria angefordert haben ist es doch zu spät...“

„Es ist bereits eines unterwegs“, antwortete Unico ruhig. Lauron klopfte Unico sanft auf die Schulter und stand auf.

„Danke!“

## 19 Viri | Die Weggabelung

„Schnell, komm!“

Viri sprang in ihrem Bett auf, als Unico die Türe aufriss und nach ihr rief. Da sie sich am Vorabend dazu entschieden hatte, ohnehin in Klamotten zu schlafen, konnte sie sofort aufstehen. Sie hatte sich vorgenommen, jederzeit auf die Ankunft der Menschen vorbereitet zu sein. Und ihr Gefühl betrog sie nicht.

„Sie sind hier!“

Dennoch war sie noch ganz schlaftrunken und verstand zuerst im ersten Moment nicht, was Unico genau meinte.

„Wie meinst du...? Ist unser Luftschiff schon hier?“

Unicos Hand verkrampfte am Türknauf.

„Nein, die Menschen sind hier! Sie greifen die Stadt an!“

Von oben hörte man Schritte und laut schreiende Stimmen. Unicos Blick verfinsterte sich, er drehte sich um und sah über seine Schulter.

„Wir müssen los! Jetzt!“

Viri nahm sich ihren Gürtel, an dem auch der Dolch befestigt war und lief aus ihrem Zimmer auf den Gang.

Unico musste schnell gewesen sein, oben angekommen konnte sie ihn gar nicht mehr erspähen. Das mochte allerdings auch daran liegen, dass auf den Gängen der

unterirdischen Festung ein heillooses Durcheinander herrschte. Natürlich konnte Predinas nicht auf den Angriff von Menschen vorbereitet sein, selbst mit der Warnung, die sie am Vorabend ausgesprochen hatten.

An der Oberfläche angekommen stellte Viri fest, dass hier ein ebensolches Chaos herrschte. Pachas liefen kreischend und orientierungslos durcheinander, Sammler wie Vollstrecker stürmten auf die Stadtmauern zu, um diese zu verteidigen und aus den Häusern hörte sie Kinder und Frauen schreien und weinen. Die bunten Tücher, welche die Türen verdeckten, wurden oft abgerissen und lagen zertrampelt und verdreckt am Boden oder wehten durch die Luft.

„Viri!“

Es war Unico, der sie zu sich winkte. In großen Schritten lief sie zu ihm.

„Vor einigen Stunden kamen sie an. Sie haben Eisenwaffen und sind gerade dabei, Katapulte aufzubauen. Noch allerdings haben sie es nicht über die Stadtmauern geschafft.“

Unico deutete auf die hohen Lehmmauern, welche die Stadt umgaben.

„Das Stadttor selbst ist sicher, wir haben die großen Gefängniswägen davorgestellt, in denen normalerweise die Menschen eingesammelt werden. Oben stehen Vollstrecker und Manai, um die Menschen, die mit

Leitern versuchen die Stadtmauern zu erklimmen, davon abzuhalten.“

Viri erschauerte. Manai stand oben und kämpfte zusammen mit Vollstreckern für das Überleben dieser Stadt. Selbst in diesem Moment des Chaos konnte sie sich ein bewunderndes Lächeln nicht verkneifen. Doch schon im nächsten Moment dachte Viri wieder an den Überfall.

„Was soll ich tun?“

Tibur trat aus der Menge vor Unico und Viri. Er hatte die Frage wohl gehört.

„Unsere Succubi haben uns gesagt, dass ein Luftschiff in weniger als einer Stunde hier in Predinas ankommen wird. Wir müssen die Schwächsten zuerst retten, also bitte hole die Alten, Schwachen, Frauen und Kinder ab und versammle sie auf dem zentralen Platz über dem Eingang zur unterirdischen Festung. Eine Reihe anderer Sammler hat mit dieser Aufgabe bereits begonnen, bitte begib dich zu ihnen.“

Viri verstand und lief los. Sie rannte in alle Häuser, erklärte den verständnislosen Bewohnern die Situation und verwies alle auf den großen Platz in der Mitte der Stadt. Ältere Personen, die sich nicht mehr selbst bewegen konnte, trug sie, oder half anderen beim Tragen.

Kinder, die vor Angst zitterten, beruhigte sie, nahm sie in den Arm oder trug sie huckepack zum Platz.

Predinas selbst war nicht besonders groß, es gab nur einige hundert Häuser. Das Straßenbild war in Quadrate aufgeteilt, so konnte Viri sich leicht orientieren. Gerade als sie alle der Schwächeren versammelt hatte, sah sie am Himmel auch schon das Luftschiff.

Unico kam auf sie zugelaufen.

„Wieviel Personen kann das Luftschiff fassen?“, fragte sie ihn, bevor er etwas sagen konnte.

Er schluckte seinen nicht begonnenen Satz hinunter und sah auf die versammelten Bewohner. Er zählte sie im Kopf und nickte mit einem sanften Lächeln.

„Das Luftschiff sollte groß genug sein, dass wir alle Bewohner damit abtransportieren können. Ich habe Ayrina gebeten, wenn möglich mit einem größeren Schiff zu kommen. Ich frage mich nur, wie sie an so eines gekommen ist. Aber es ist mir auch einerlei, wichtig ist, dass sie ein solches hat.“

Wenige Minuten später kreiste das Luftschiff über der Stadt. An einem riesigen Ballon aus Leinen hing ein hölzernes Schiff, gut einhundertfünfzig Meter lang. An der Seite des Rumpfes waren Rotoren befestigt, welche sich ganz langsam gegenläufig bewegten. Viri mutmaßte, dass diese Bewegung notwendig war um das Schiff ruhig in der Luft zu halten.

Es kam dem Boden immer näher, und schon bald war es so tief, dass sich der Rumpf öffnen und eine

Landungsbrücke auf den Platz geschoben werden konnte. Die Rotoren des Schiffes wirbelten viel Luft auf und die Trigonibäume in der Stadt wankten im Wind, einige der großen Blätter wurden abgerissen, Staubwolken huschten durch die Straßen. Langsam konnte die Evakuierung beginnen und Viri half wiederum den schwächeren Leuten von Predinas dabei, das Schiff zu besteigen.

Nachdem alle versammelten Bewohner vom zentralen Platz sicher im Schiff untergebracht waren, wurden auch die Sammler und Vollstrecker evakuiert, welche die Stadtmauern verteidigten. Unico koordinierte diese letzten Zusteigenden. Auch die Ältesten, Tibur, Zentor und Lauron, ließen sich, wenngleich widerwillig, evakuieren. Durch diese Schwäche der Verteidigung gelang es einigen Menschen, über die Mauern zu klettern. Viri lief sofort auf die Stadtgrenzen zu, denn es war nur noch Manai da, der die eingedrungenen Menschen niederrang.

„Viri, bleib hier!“, schrie ihr Unico nach, doch sie hörte ihn nicht mehr, und erreichte bald die hölzernen Wege, mit denen die Stadtmauern von innen verteidigt wurden.

„Manai, du musst kommen“, rief sie ihm in einem Moment zu, als gerade kein Mensch dabei war, Predinas zu betreten.

„Nein, ich bleibe hier“, sagte er, ohne sie anzusehen. „Sie sind gleich mit ihren Katapulten fertig, und es muss

jemanden geben, der sie hindert, bevor sie das Luftschiff angreifen.

Er hielt kurz inne und sah Viri an. „Treffen wir uns wieder bei dir zu Hause? Ich muss erstmal die Menschen hier von einer Riesendummheit abhalten.“ Er lächelte kurz und stieg dann eine Leiter hinab, welche die Menschen zuvor aufgestellt hatten.

„Viri!“ schrie noch einmal Unico, der nun auch am Fuß der Mauern stand. „Komm, wir warten nur auf dich! Wir müssen hier alle raus!“

Viri war hin und her gerissen. Sie sah auf Manai, der auf die Menschenmassen zulief, und wollte ihm hinterher, doch auch Unico und die Bewohner von Predinas konnte sie nicht im Stich lassen.

„Bei mir zu Hause, ja?“ schrie sie Manai nach. Er drehte sich kurz um, zwinkerte ihr zu und hob den Daumen.

„Komm sicher zurück“, flüsterte Viri. Dann lief sie hinunter auf das Luftschiff zu und stieg nach Unico als letzte ein. Es war laut und stickig, als die Landungsbrücke eingezogen wurde und die Türe sich schloss. Jemand nahm ihre Hand, es war ihr alter Freund.

„Wir müssen nach oben auf die Brücke und besprechen, was wir weiter tun sollen. Dann lernst du auch Ayrina kennen.“



## 20 Manai | Mach weiter, mein fehlgeleiteter Sohn

Die einströmenden Menschenmassen interessierten sich gar nicht für Manai, als er aus der Stadt lief um sie davon abzuhalten, das Luftschiff anzugreifen. Sie waren viel zu sehr von der Hoffnung besessen, endlich wieder ein würdiges Leben führen zu können, als dass sie sich noch weiter darum kümmern wollten, was mit den Sammlern und Vollstreckern im Luftschiff geschah.

Dennoch nahm Manai ein Eisenschwert, das beim Sturm auf die Stadt fallen gelassen worden war, und zerschnitt damit die Seile an den Katapulten, sodass diese nicht mehr verwendet werden konnten. Die Menschen waren so von Sinnen, dass sie sogar die gerade aufgestellten Katapulte stehen ließen und nur noch auf die Stadt zu liefen. Das Luftschiff konnte also sicher abheben.

Er war einerseits glücklich, als er das große Luftschiff aus Predinas aufsteigen sah, auf der anderen Seite erfüllte ihn eine tiefe Trauer und auch Scham wegen seiner Mitmenschen.

Die vielen Propeller des Luftschiffs dröhnten laut, als es Manai passierte. Scheinbar liefen die Motoren unter voller Last, um die Flughöhe möglichst schnell zu erreichen und der Gefahr zu entkommen.

Manai stand noch einige Minuten da und sah dem Schiff zu, wie es am Horizont verschwand. Er fragte sich, was mit ihm und den Menschen geschehen würde, wenn das Schiff landen und die Mächtigen dieser Welt erfahren würden, was geschah. Die Bewohner dieser Welt wirkten so stark, so furchteinflößend, und doch sah es so aus, als seien sie mit den vielen Menschen dann doch überfordert.

Kurz nachdem er das Schwert an seinem Gürtel befestigte, brach Manai einen Hebel von einem der ungenutzten, halb aufgebauten Katapulte ab. Er nutzte ihn als Wanderstab und machte sich auf in Richtung Norden. Schließlich hatte er Viri versprochen, dass er sich mit ihr treffen wollte. Und der Weg war unbeschreiblich weit.

Manai wanderte Kilometer um Kilometer, und die Landschaft wandelte sich von einer Wüste in eine Gegend voller tiefer Klippen und hartem Gestein. Er dachte kurz darüber nach wie einfach es letztendlich war, von Predinas zu entkommen, er hatte nicht damit gerechnet, dass die Aussicht auf ein besseres Leben alle Koordination und Struktur in den Reihen der Menschen auseinanderbrechen ließ.

Kleinere wie größere Schluchten taten sich zu seinen Seiten auf. Der Weg war anders als der, den er schon mehrere Male zwischen Desir und Viris Dorf gegangen war. Wie überall in der Wüste konnte er auch hier nur ab

und an einen vertrockneten Strauch erkennen, die Ödnis schien endlos, doch hier wirkte sie wärmer und freundlicher.

Kurz bevor die Sonne unterging, tat sich vor Manai ein riesiger Canyon auf. Er war so weit, dass die gegenüberliegenden Klippen wie weit entfernte Berge am Horizont wirkten und so tief, dass Manai den Flusslauf am Boden kaum erkennen konnte. Nur ein schmaler, glitzernder Streifen ließ einen Fluss erkennen. Einige Landzungen erstreckten sich bis weit in die Schlucht hinein, in der Schlucht selbst erhoben sich einige Tafelberge. Der Fluss hatte sich tief nach unten gegraben, viele unterschiedlich farbige Schichten durchzogen das Gestein, je tiefer er blickte.

Zur Sicherheit drehte er sich um und überprüfte, ob der rote Stern sich in seinem Rücken befand und er wirklich nach Norden marschierte. Irgendwo musste Manai einen anderen Weg eingeschlagen haben auf dem Weg zurück in Viris Stadt.

Die Sicherheit, den richtigen Weg besritten zu haben beruhigte Manai und so sah er sich um und betrachtete den Canyon vor ihm genauer. Er erkannte bald, dass zwei besonders nahe zusammen gewachsene Landzungen mit einer Brücke verbunden wurden. Bei genauerem Hinsehen war es nicht nur eine natürlich Brücke, sondern ein riesiges Bauwerk, das sich über die

Landzunge von Mesa zu Mesa spannte bis hin zu den Klippen im Norden.

Als sich Manai dieser Brücke näherte, erkannte er, dass er bereits erwartet wurde. Auf ihn wartete Joseph Morel, in einer festlichen, mit Orden dekorierten Robe geschmückt, ein hoher Kragen umrahmte seinen Kopf, eine große Trommel war um den Bauch gehängt. Es war ein seltsamer Anblick, und Manai spannte alle Muskeln an.

*„Wie konnte der wissen, welchen Weg ich einschlagen werde? Oder hat er überhaupt mich gesucht?“*

„So sieht man sich wieder.“

„Lass mich durch, Morel.“

Morel schüttelte den Kopf.

„Es tut mir leid, aber ich kann das nicht zulassen. Es geht hier um wichtigere Dinge.“

Er zog einen Schlägel aus seinem Halfter und sah diesen an.

„Ich war Spielmann in einer Armee. Es ist lange her. Wir sollten unseren Krieg gewinnen und dann triumphierend wieder in unsere Stadt zurückkehren, den Sieg in der Hand, den langjährigen Feind am Boden wissend.“

Morel schloss die Augen und schlug ein paar Mal rhythmisch auf die Trommel. Er kniff die Augen zusammen, ehe er sie öffnete.

Bevor Manai sich umsehen konnte, hatte Morel die Trommel abgeschnallt, und die Schlägel stellten sich als Messer heraus, nachdem die Filzkugel abgenommen wurde. Morel lief auf Manai zu und versuchte, ihn mit dem Messer zu treffen.

Manai wich aus, und zog noch in der Bewegung das Schwert aus seinem Gürtel. Er war froh, dass er Unicos Kleidung eines Sammlers trug, denn so war diese auch in einem Kampf zu gebrauchen.

*„Gut nur, dass ich überhaupt keine Erfahrung beim Kämpfen habe.“*

Er schwang den leichten Einhänder und versuchte Morel seinerseits zu treffen. Dieser war für seine Körperfülle aber erstaunlich behände und wich dem Angriff aus. Es gelang ihm sogar, aus dem Angriff heraus einen Konter durchzuführen und verletzte Manai an der Seite, die scharfe Klinge des falschen Schlägels ritzte ihm den Oberarm auf, die Uniform wurde einfach zerschnitten.

„Lass mich durch“ brüllte Manai und stürmte erneut auf Morel zu. Wieder wich der alte Mann aus und zog noch aus der Abwehrbewegung heraus ein Messer. Er nutzte den Griff des Messers, um Manai das Schwert aus der Hand zu schlagen. Morel sprang auf, rang Manai nieder und hielt ihm das Messer an die Kehle. Manai spürte Morels schweren Atem, sein Gewicht wirkte sich schließlich doch auf seine Kampffähigkeit aus.

„Weißt du, in Borodino ließ man mir nicht viel Zeit zum Musizieren. Dort musste man kämpfen.“

Dann stand Morel auf, warf seine Messer zur Seite und ging los. Manai verstand nicht, was vor sich ging. Verdutzt stützte er sich auf seine Ellenbogen, blieb aber liegen. Morel bemerkte dies und drehte sich um.

„Ich habe einen Fehler gemacht. Die Leute aus Desir sollten doch nur in Würde leben können. Grigorij wirkte so... Bestimmt. Er hatte so viel Wissen von Technologie. Nur durch ihn konnten die Minen effizient ausgebeutet werden, nur durch ihn das Luftschiff gebaut werden. Und das in nur wenigen Monaten. Ich ließ seit Jahren graben, mit wenig Erfolg.“

Er ging auf Manai zu und half ihm, aufzustehen.

„Doch das geht zu weit. Ich wollte Freiheit für alle, nicht diese Welt erobern... Oder vernichten.“

Manai nahm sofort wieder sein Schwert, das einige Meter entfernt am Boden lag, umklammerte den Griff mit beiden Händen und stand in abwehrender Haltung hinter Morel, als dieser gerade in Begriff war, zu einigen Felsen zu gehen. Morel drehte sich um.

„du vertraust mir nicht?“

Er hob die Arme und blieb stehen.

„Dann schlag zu. Hinter den Felsen sind zwei Pchas, die du verwenden kannst um schneller in den großen Wald

zu gelangen. Mit diesen konnte ich dich aus der Ferne beobachten und überholen.“

Manai wartete ab. Er betrachtete den Mann. Doch Morel lächelte. Es war kein selbstgefälliges Lächeln. Er lud Manai ein.

„Ich habe gesehen wie du kämpfst. Es ist für das Sammler-Mädchen, oder? Du bist einer der Guten...“

Schließlich steckte Manai sein Schwert wieder in die notdürftige Scheide, die er aus einem der ledernen Spanngurte der Katapulte angefertigt hatte und ging auf Morel zu. Dieser lächelte und nickte.

„Es tut mir leid. Zweihundert Jahre lang habe ich versucht, Desir zu einem Ort derjenigen Menschen zu machen, die sich der Rückführung widersetzen wollten. Ein kleiner Ort voller glücklicher Seelen, die sich in dieser Welt dem Frieden, der Studium und der Weisheit hingeben wollten. Doch es wurden immer mehr, die Kenntnis von Desir verbreitete sich unter den flüchtigen Menschen in der ganzen Welt, und sie kamen alle her. Doch es gab nicht genug zu Leben für sie alle.“

Vor kurzem kam dann Grigorij Ardankin hier an. Er nahm die Dinge in die Hand, sorgte dafür, dass hier in der Mine das gewonnene Eisen zur Herstellung von Waffen genutzt wurde, er fing sofort damit an, Pläne zur Eroberung von Predinas zu schmieden und er vollendete die Mayflower... als Kriegsschiff.“

„Was meinst du mit *Mayflower*?“

Im selben Moment, als Manai die Frage stellte, rauschte über seinen Kopf ein Luftschiff hinweg in Richtung Norden. Es flog so dicht über dem Boden, dass ihn der Luftzug fast zu Boden riss. Von dem was Manai erkennen konnte war es wesentlich klappriger gebaut und kleiner als das schöne Luftschiff, mit dem Viri und die Bewohner von Predinas flüchteten. Es dröhnte, ratterte und zog aus den Motoren dunkle Rauchschwaden hinter sich her.

„Gestatten, die *Mayflower*“, antwortete Morel schließlich auf Manais Frage.

„Ein Luftschiff, von den Meinen und mir in jahrzehntelanger Arbeit gebaut, nur für den Zweck einen besseren Ort zu finden als das kleine Desir. Lange Zeit wurde nur wenig Eisen und Kohle in den Minen abgebaut, von weitem holten die Menschen das Holz und das Leinen für den Ballon. Jetzt ist es Kriegsmaterial und soll dafür verwendet werden, das Schiff der Flüchtlinge zu zerstören.“

Er ging hinter die Felsen und zog zwei Pachas hervor. Ihnen war bereits Zaumzeug angelegt worden, ausladende Sättel lagen auf dem Rücken der großen Tiere. Manai wurde heiß, er war in seinem Leben noch nicht einmal auf Pferden geritten. Die Tiere standen stolz auf ihren muskulösen, gelben Beinen, ihr sandfarbener, kurzer Körper mündete in einen langen, dünnen Hals, den Kopf krönte ein nach unten gebogener, mächtiger



Schnabel. Manai erinnerten diese Tiere an eine Mischung aus Strauß und einem Greifvogel. Der ernste Blick der Tiere tat sein Übriges daran, dass Manai sich unwohl fühlte.

„Noch nie geritten“, bemerkte Morel schmerzlich zutreffend. Er musste etwas schmunzeln.

„Keine Zeit, es jetzt zu lernen“, fügte er hinzu. „Wenn du das Leben deiner Freundin retten willst, dann müssen wir uns beeilen und das Schiff herunterholen, solange es geht.“

„Wie willst du das anstellen?“, fragte Manai, der die Sorge und Angst in seiner Stimme nicht verdecken konnte.

„Siehst du die Satteltaschen? Ich habe einige Hilfsmittel dabei.“

Morel senkte den Blick etwas.

„Hilfsmittel, um die Mayflower zu zerstören.“

Schließlich stiegen die beiden auf die Pachas auf. Morel schnell und gewandt, und auch Manai ging es besser mit den Tieren, als er selbst dachte. Sein Pacha blieb ruhig, als er unbeholfen an den Steigbügeln hing und akzeptierte offenbar auch, dass Manai seine Hände in den Nackenfedern des Tiers vergrub. Es gab einen leisen, krächzenden Laut von sich und sah Morel an.

„Dann los.“

## 21 Viri | Das zweite Schiff

Auf dem Weg zur Brücke kamen Viri und Unico noch einmal auf einem Balkon am Rand des Schiffes vorbei. Er bot einen Ausblick auf Predinas und die Wüste rundherum. Wie die Ameisen wirkten die Horden von Menschen, welche um die Mauern der Stadt warteten und durch die nun freigeschlagenen Öffnungen in die jetzt leere Stadt eindringen. Das Stadttor gab schließlich unter dem Druck von tausenden von Menschen nach, die Wagen mit den Gitterboxen wurden umgeworfen, die Tore scharrtten schwer, als sie aufgeschoben wurden.

„Es ist bisher in unserer Geschichte nicht bekannt, dass Menschen je einen Aufstand geprobt hätten, geschweige denn, dass sie einmal eine unserer Städte erobert hatten.“

Unico hielt Viri fest an der Schulter, und sie lehnte sich zurück und drückte ihren Kopf an seine Brust. Das war ihr alles zu viel. Die aufkommenden Tränen verkniff sie sich allerdings tapfer.

Von diesem Balkon aus waren es nur wenige Stufen bis zur Brücke. Viri betrat diese und stellte fest, dass sie für so ein großes Schiff relativ klein war. Sie hatte einen großen Raum mit vielen Fenstern erwartet, und auch wenn der Teil mit den Fenstern ihren Vorstellungen

entsprach, so war der Raum selbst nicht größer als Viris Wohnküche in ihrem kleinen Haus.

Auf der Brücke befanden sich nicht nur Tibur, Lauron und Zentor, sondern auch Ayrina. Viri hatte schon oft von Unicos guter Freundin gehört, nicht selten hatte er von ihr geschwärmt. Sie war wie Viri auch eine Sammlerin, war aber von den Aufgaben der Sammler befreit, denn sie war eine Mechanikerin für Motoren und Luftschiffe, jener Gefährte, mit der über große Distanzen gereist werden konnte. Ein Luftschiff, welches sie mittlerweile schon in die Hauptstadt gebracht haben sollte. Die angekündigte Erholungsreise schien Viri in diesem Moment unendlich weit weg.

Ayrina war blond, ihre Haare leicht gelockt. Sie hatte ein hübsches, weibliches Gesicht mit feinen Augenbrauen und einer sanften Kinnpartie, aber das Auftreten und die Statur erinnerte Viri eher an die eines Mannes als an die einer Frau. Sie hatte sehr starke Arme und breite Schultern, sie stand mit weit auseinander stehenden Beinen vor dem Steuer und hielt ihre Arme in der Hüfte. Unterhalb ihres rechten Auges war ein verschmierter Ölfleck, ihr an sich azurblauer Overall war auch an vielen Stellen schrecklich schmutzig.

„Ich stelle euch vor“, unterbrach Unico Viris Gedanken und drückte sich an den alten Herren vorbei zu Ayrina.

„Ayrina, das ist Viri. Viri, Ayrina.“

Sie lächelte offenherzig und umarmte Viri gleich. Ihr Druck war so fest, dass Viri im ersten Moment die Luft wegblieb. Im zweiten Moment stellte Viri fest, dass Ayrina stark nach Öl und Metall roch. Sie fand den Geruch befremdlich und unangenehm, dennoch erwiderte sie das Lächeln, als sie wieder losgelassen wurde, die junge Mechanikerin konnte ja schließlich nichts dafür, dass sie mit Maschinen und Apparaten zu tun hatte, die sie schmutzig machten.

„Es freut mich, dass wir uns endlich einmal kennen lernen“, sagte Ayrina als sie das große Steuerrad in der Mitte der Brücke ergriff, „auch wenn ich es gerne unter anderen Umständen erlebt hätte. Ich habe schon viel von dir gehört, Viri.“

„Wo reisen wir hin?“ fragte Viri, die sich neben Ayrina an das Steuer stellte und durch die große Scheibe auf den weiten Horizont blickte. Die Brücke befand sich ganz vorne am Bug des Schiffes, außer ein paar Stangen und Seilen konnte man nicht erkennen, welches riesige Gefährt sich hier durch die Lüfte bewegte. Vor ihr tat sich schon wieder die rot gefärbte Wüste voller Sandstein auf, die direkt an den großen Wald von Saltyria grenzte, wo Viri zu Hause war.

„Wir reisen direkt nach Gaalkayo zu den Ältesten von Saltyria. Weißt du, die Alten dort sind einfach zu skeptisch und glauben nicht, dass sich Menschen soweit organisieren können, so dass sie eine Gefahr für uns

werden. Trotz der Nachrichten, die wir ihnen über die Succubi zugesandt haben.

Das ist ja auch keine Kunst im Wald, dort kann man jeden Menschen leicht zuordnen und finden, zumal Gaalkayo ja eine richtige Stadt ist und in den Wäldern noch mehrere Orte sind. Predinas war ganz alleine und die Wüste ist riesig. Dort kann man nicht einen Tag überleben, wenn man sich verläuft.“

Sie umklammerte das Steuer so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß schimmerten.

„Und jetzt kommen wir zurück, mit einem Luftschiff voller Flüchtlinge. Hätten mich einige hundert Vollstrecker begleiten dürfen, so hätten wir Predinas wohl halten können.“

Die vier großen Gebiete in der Welt, in welcher die Sammler und Vollstrecker leben, hatten sich voneinander entfremdet. Die Entfernung der einzelnen Länder war zu groß, und als einzige Reisequelle gab es die Luftschiffe. Informationen wurden über ein Netz von Succubus-Völkern verbreitet. Dennoch verlor man das Wissen über einander, und mit dem Wissen ging auch das Verständnis verloren. So sah jedes Volk nur seine eigenen Aufgaben und seine eigenen Probleme.

Abrupt wurde Viri aus ihren Gedanken gerissen, als irgendetwas das Schiff so schwer rammte, dass alle in der Brücke stürzten. Alle außer Ayrina, die sich am Steuer

festhalten konnte. Viri hörte Schreie aus dem Laderaum, in dem die Flüchtlinge waren.

„WAS ZUM...?“, schrie Ayrina.

Viri fuhr herum und blickte aus dem rechten Seitenfenster der Brücke. An dieser Seite flog ein weiteres Luftschiff. Es war nicht so groß wie jenes, in dem sich Viri gerade befand. Erschreckend war nicht das Luftschiff an sich, sondern die Besatzung. Es waren Menschen.

Viri lief über den Gang, aus dem sie gekommen war zurück zum Balkon und nahm diesmal nicht die Treppe hinunter zum Laderaum, sondern lief hoch auf das Deck hin zur Reling des Schiffes.

Dort angekommen, lehnte sie sich über die Brüstung und konnte einige der Menschen erkennen, die gerade versuchten, das Schiff mithilfe von Seilen und Haken zu entern. Ganz vorne auf dem anderen Schiff stand ein Mensch, der ihr bekannt vorkam. Es war Ardankin. Er erwiderte ihren Blick und erkannte sie wohl sofort.

„Damit hättest du nicht gerechnet, was?“, rief er ihr über die Distanz von ungefähr zehn Metern zu. Er breitete seine Arme aus und lachte laut auf.

„Nicht ganz wasserdicht, euer Transportsystem!“

Das konnte nicht sein. Wollten diese Menschen wirklich das Schiff erobern um zu verhindern, dass sich die

Nachricht vom Fall der Stadt Predinas verbreiten konnte?

Das andere Schiff war wohl von den Menschen gebaut worden. Die verarbeiteten Hölzer sahen mitgenommen aus. Überall waren Löcher im Schiffsrumpf an den Stellen, an denen die Bretter und Planken nicht zusammenpassen wollten. Eines war besonders groß, es war direkt vor einem der Motoren, an welchen die Propeller zum Antrieb des Schiffes angebracht waren.

„Hier, fang!“

Einer der Vollstrecker aus Predinas, der kurz zuvor seine Heimat noch retten wollte und es nun beim Luftschiff versuchte, warf Viri eine Eisenstange zu. Mehr hatte man wohl zur Verteidigung des Schiffes nicht mehr zu bieten.

Sie hob die Stange. Sie war nicht besonders schwer und innen hohl. Als Waffe war diese wohl kaum zu gebrauchen. Viri hielt sie fest in der Hand und sah sich um. Noch war kein Mensch an Bord. Sie versuchten die beiden Schiffe mithilfe der Seile aneinander zu binden.

Viri sah auf das Schiff, das immer näherkam. Sie blickte sich um, und bemerkte die Vollstrecker, die bereit waren, alles zu tun um die Menschen daran zu hindern, den Flüchtlingen etwas anzutun.

Sie atmete tief durch. Mit einem Satz sprang sie über die Reling.

## 22 Manai | Auf der langen Straße

Obwohl sie schwer bepackt waren, rannten die Pachas in einem unbeschreiblichen Tempo die große Brücke entlang. Und obwohl diese Vögel so schnell liefen, mochte die gegenüberliegende Klippe einfach nicht näher kommen.

Der Graben, den Manai und Morel auf ihren großen Tieren überschritten, war gigantisch. Wären nicht die vielen Mesas und kleinen Gipfel, die über dieses künstliche Bauwerk miteinander verbunden waren, so wäre ein Durchmarsch wohl nur nach einem tagelangen Ab- und Wiederaufstieg möglich. Und auch dies würde sich wohl schwierig gestalten, denn glitzernde Flüsse durchzogen den Grund des riesigen Grabens. Ob diese aus Wasser oder aus Lava bestanden, konnte Manai nicht beurteilen, er war sich nicht sicher ob die Adern nur in der Sonne glitzerten, oder ob sie von sich aus leuchteten. In jedem Falle wurde ihm schwindelig, wenn er nach unten sah.

Die steinerne Brücke indes, auf der die beiden in Richtung Norden ritten, war eben und schien sich in der Ewigkeit des Canyons zu verlieren.

„Da vorne!“, schrie Morel und riss Manai aus seinen Gedanken.



Er war wirklich überrascht von sich gewesen, wie gut er auf dem Pacha reiten konnte. Das Tier machte es ihm aber auch leicht - beim Laufen hielt es den Rücken in einer geraden, ruhigen Position und schien darauf zu achten, dass er das Gleichgewicht leicht halten konnte. Manai konnte sich auf das Sitzen konzentrieren, und konnte wohl sogar eine der Schusswaffen nehmen, die sich in den großen Satteltaschen befanden. Er hatte versucht, in die Tasche zu greifen, und auch wenn ihm Anfangs schwindelig wurde, so war es ihm möglich die Büchse zu greifen und auch in der Hand gerade zu halten.

Das Tier selbst lief wie befohlen seinen Weg entlang. Es war ein gutmütiges, intelligentes Wesen, das eine solche Ruhe ausstrahlte, dass Manai in Anbetracht der Situation recht entspannt war.

Morel pfiff in die Finger, und Manais Pacha holte auf, sodass er nun neben Morel lief. Dieser deutete in den Himmel. Dort flogen zwei Luftschiffe dicht nebeneinander.

„Sieh, die Menschen der Mayflower versuchen gerade, das Schiff aus Predinas zu entern!“

Die Schiffe waren nur entfernt als solche zu erkennen, aber Manai sah, dass sie unnatürlich nahe nebeneinander flogen. Das kleinere Schiff, die Mayflower, war sichtlich in Richtung des anderen Schiffes geneigt, was bedeutete, dass die beiden Schiffe

wohl mit Seilen aneinander befestigt waren. Die großen Prallsäcke der Luftschiffe waren zusammengedrückt.

Die Pachas liefen schnell, und so konnten sie die trägen Luftschiffe nach einigen Minuten deutlich klarer sehen. Manai erkannte den Kampf, der zwischen den zusammengebundenen Gondeln stattfand und sah auch, dass zuweilen ein Mensch oder auch einer der Verteidiger das Gleichgewicht verlor und in den großen Canyon stürzte. Er biss die Zähne zusammen und zog eine Waffe aus der Satteltasche.

Morels Hand ergriff ihn an der Brust, sodass Manai beinahe das Gleichgewicht verlor.

„Noch nicht. Wir sind nicht nahe genug, du könntest das falsche Schiff treffen. Sie fliegen zu dicht beisammen.“

Konzentriert blickte der alte Mann nach oben, beinahe verzweifelt auf der Suche nach einer Möglichkeit, die Mayflower vom Himmel zu holen.

„Wenn wir sie jetzt beschießen, dann reißt sie womöglich das andere Luftschiff mit sich.“

Doch noch bevor Manai und Morel sich Gedanken machen konnten, wie sie den Angriff der Mayflower aufzuhalten vermochten, explodierte das rechte Triebwerk des Schiffes. Sofort sackte die prall gefüllte Lufthülle in sich zusammen, die Mayflower verlor an Höhe. Manai erkannte, dass die Verteidiger aus Predinas verzweifelt die Enterhaken vom Schiff lösten, denn es

wurde von der sinkenden Mayflower mit nach unten gezogen.

Morel schoss mit einigen gezielten Schüssen in Richtung der Seile, und konnte sogar ein paar davon lösen.

Letztendlich wurden alle Verbindungen gekappt und das Schiff aus Predinas gewann wieder an Höhe und flog wieder in Richtung Norden.

Die Mayflower hingegen trudelte langsam nach unten, Menschen sprangen aus dem stürzenden Schiff. direkt am Rand der nördlichen Klippe des Canyons schlug das Luftschiff ein, eine riesige Staubwolke stieg auf und verhüllte das abgestürzte Wrack.

Morel brachte seinen Pacha zum Stehen, und Manais Reittier tat es ihm gleich.

„Lass uns hinüber reiten“, sagte Morel. Manai nickte.

## 23 Viri | Aus einer anderen Welt

Die Landschaft war weit und ebenmäßig. Nur am Horizont konnte man höhere Berge erkennen, die im klaren Himmel bläulich schimmerten, doch sie verschwanden beinahe in der Ewigkeit des Horizontes. Zerrissene, dünne und rein weiße Wolken zierten den strahlend blauen Himmel.

Bis in den Horizont hinein wogen sich grünes Einkorn, Mohn und andere Blumen im Wind soweit man sehen konnte, nur ab und an stand eine Zypresse in der großen Ebene. Die Ebene wirkte wie Wasser, als sich das hohe Gras im Wind bewegte und glitzernd das Licht reflektierte. Zum Horizont hin stieg die Ebene spürbar an, sie musste sich in einem tiefen Tal befinden. Der Wind war warm, und doch verschaffte er genug Kühlung damit die Sonne nicht zu sehr vom Himmel brannte.

Einige Meter ging sie voran, bis sie vor einem kleinen Teich stand. Das Wasser war so klar, dass man ein bis zwei Meter bis zum Grund sehen konnte. Viele Fische tummelten sich in dem Teich, einige Seerosenblätter schwammen am Ufer und am Boden lagen zerbrochene Marmorplatten, die dünnen Wolken am Himmel spiegelten sich in der Oberfläche. Das Wasser jedoch glitzerte nicht im Sonnenlicht. Sie sah auf. Gegenüber dem Teich erkannte sie einen Tempel, der für den Schatten sorgte. Er war ganz aus weißem Stein, markante

Säulen dominierten die Front, doch der Eingang war eine schöne Holztüre mit zwei Flügeln. Sie war fein gearbeitet und in einen schmiedeeisernen Rahmen gefasst. Kein Weg führte zum Tempel, die Stufen von der Türe führten direkt in den Teich.

Sie stieg in das Wasser um zum Tempel zu schwimmen, doch als sie in den Teich trat verwandelte sich der Tempel in Sand, der Wind wurde heiß, und die ganze Welt wurde hinfert geweht, bis nur noch eine gelbe Wolke zu sehen war. Der Sand peitschte ihr ins Gesicht, die Augen schmerzten, das Atmen fiel ihr schwer. Sie brach zusammen.

Als sie wieder aufwachte, regnete es. Die Luft roch nach dem Wasser, das verdunstete, sobald es den Grund berührte. Viri lag auf hartem Steinboden. Ihr ganzer Körper schmerzte, sie wusste zuerst nicht, wo sie war. Erst als sie die Augen öffnete, konnte sie sich wieder orientieren.

Zu ihrer Linken tat sich der große Mediterranraben auf, einige hundert Meter vor ihr lag das Wrack des Luftschiffes, dessen Motor sie zerstört hatte.

Der Himmel hatte seine Schleusen weit geöffnet, das war ungewöhnlich für diese Region. Der Mediterranraben war inmitten einer Wüste gelegen, in welcher es nur äußerst selten regnete, die Wolken mussten schnell aufgezogen sein. Der Himmel war dunkelgrau, fast lila,

auf dem heißen Boden waberte durch das verdunstete Wasser eine knöchelhohe Nebelschicht.

Viri stand auf, ihre Kleidung war zerrissen, sie blutete an einigen Stellen, der Kopf fühlte sich schwer an. Sie konnte ihre linke Hand nicht bewegen, vermutlich waren einige Knochen gebrochen. Oder zumindest verstaucht.

Langsam ging sie auf das Wrack des Luftschiffes zu. Es waren nur einige hundert Meter, und nach einigen Minuten fühlte sie keinen Schmerz mehr, doch wirklich schnell konnte sie sich nicht bewegen.

Mit jedem Schritt, den Viri tat, erinnerte sie sich mehr und mehr an das, was geschehen war. Die Menschen versuchten, Ayrinas Luftschiff zu erobern. Es war aussichtslos, so sprang sie hinüber zum Schiff der Menschen. Sie kam durch eine Öffnung in der Flanke des Schiffes zu dem Motor, der den Propeller auf der Außenseite antrieb. In ihrer Hoffnungslosigkeit rammte sie die Eisenstange, die ihr gereicht worden war, in den Motor und mit einem großen Knall fiel dieser aus. Sie hatte in ihrer Schulzeit nicht viel von Luftschiffen verstanden, doch dass die Propeller von den Motoren angetrieben wurden, wusste sie. Das Schiff sackte nach unten, sie wurde nach hinten geschleudert und hielt sich an einem Balken im Maschinenraum fest. Durch den Spalt, durch den sie in das Schiff gekommen war, sah sie, wie Menschen von Bord fielen. Langsam trudelte es zu Boden, an den Moment des Aufschlages konnte sie sich

nicht mehr erinnern. An den Traum der seltsamen, friedlichen Landschaft aber schon.

„Hnngghhh!“

Hinter einem Stein hörte Viri ein Wimmern und Klagen. Als sie sich näherte, sah sie, dass hier ein Mensch lag. Er war schrecklich verstümmelt, seine Gliedmaßen waren halb abgetrennt, der Kopf zur Hälfte eingedrückt. Viri hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen, doch sie konnte es nicht. Sie kannte diesen Menschen nicht, hatte ihn weder bei denjenigen gesehen, die versuchten, das Schiff zu entern, noch auf Deck, bei den Menschen, die halfen.

Dennoch, von den Verletzungen her sah er so aus, als wäre er vom abstürzenden Schiff gefallen. War es überhaupt ein Mann? Viri konnte das nicht mehr erkennen, vermutete es aber.

Der Mund klaffte durch den fast vollständig herausgerissenen Unterkiefer weit offen auf, das Wesen war nicht mehr in der Lage, zu sprechen. Viri kniete sich vor ihn.

„Du dummer Mensch.“

Als sie von der Brücke an Deck lief, hatte Viri so viel Hass auf die Menschen verspürt, sie hatte sie am liebsten vernichten wollen. Doch dieser hier lag so elend vor ihr, und war dennoch nicht in der Lage zu sterben, sodass sie tiefes, ehrliches Mitleid für die Kreatur empfand.

Sie hob ihn an, und drückte den entstellten Körper an ihren. Viri schloss die Augen, hielt den Mann fest, und vergab ihm innerlich.

*„Ihr Schicksal ist es hier zu leiden. Erst wenn sie bereit sind, dürfen sie wieder zurück in ihre Welt und solange versuchen, ein gutes Leben zu führen, bis sie für die obere Welt bereit sind.“*

Das hatte Viri einst gelernt.

Sie atmete tief durch, sie fühlte das Herz des Mannes schlagen. Anfangs schlug es heftig, Viri spürte seine Angst und er gab einige klagende Laute von sich, doch sie hielt ihn fest, und er beruhigte sich. Auch Viri beruhigte sich immer mehr.

Obwohl sie die Augen geschlossen hielt, wurde es hell. Viri sah ein weißes Licht, Wärme durchströmte ihren Körper, Wärme, Liebe und eine unendliche Ruhe. Sie fühlte sich, als wäre die Welt um sie verschwunden, als würde sie nackt inmitten des Nichts stehen.

Die Welt war im Ungleichgewicht.

Das war nicht richtig.

Was war mit der oberen Welt?

*„Elvira.“*

Was geschah?

Es war an der Zeit.



*„Elvira, mein Kind.“*

Vergebung.

*„Elvira?“*

Es war ihre Aufgabe.

„Nein, nicht!“, schrie Viri und riss sich aus dem Nichts mit seinen unheimlichen Stimmen wieder in die regnerische Wüste, in der sie den Menschen in die Arme genommen hatte.

Doch der Mensch war weg, in ihren Händen lag Asche. Regen tropfte auf die Asche und sie wurde langsam zu einem schmutzigen Brei. Viri sprang auf und wischte sich den Brei und die Asche an den Überresten ihrer Kleidung ab.

Hatte sie sich etwa den Menschen nur ausgedacht? Viri kam zu dem Schluss, dass es wohl so sein musste, denn das Verschwinden des geschundenen Körpers konnte sie sich sonst nicht erklären. So schritt sie weiter voran, hin zu den Überresten des Luftschiffes. Viri war nun nicht mehr nur geschwächt, sondern auch verwirrt. Sie hatte es noch nie erlebt, dass ihr das Unterbewusstsein so einen Streich gespielt hatte.

direkt am Luftschiff hörte sie Stimmen. Viri musste damit rechnen, dass auch einige Menschen sich noch am Schiff selbst aufhielten, wenn selbst sie überleben konnte. Es musste sicherlich noch einige weitgehend unversehrte Menschen geben.

Das Schiff selbst war gar nicht so zerstört, wie sie es vermutet hatte. Der Schiffsrumpf war noch als solcher zu erkennen, er zog im sandigen Untergrund von der Klippe bis zur Absturzstelle eine tiefe Furche. Der Luftsack, der normalerweise in Luftschiffen für den Auftrieb sorgte, hing schlaff über den Rumpf. Der Großteil des Sacks lag wohl auf der gegenüberliegenden Seite des Schiffes.

So leise es ging tastete sie sich nahe am Schiff entlang zum Bug, wo sie die Herkunft der Stimmen vermutete. Vorsichtig lugte sie am Bug vorbei und sah den einzigen Menschen, bei dem sie sich freute, ihn zu sehen.

„Manai!“, rief sie laut. Er drehte sich um und strahlte sofort im Gesicht. Innerlich hatte sie damit gerechnet, ihn nie wieder zu sehen, als wäre ihr Versprechen an der Stadtmauer von Predinas nur eine Art von Lebewohl gewesen, die nicht so unglaublich weh tat wie die Einsicht, ihn in den Tod ziehen zu lassen.

Viri lief los, ignorierte die dabei auftretenden Schmerzen und fiel Manai um den Hals. Sie drückte ihn so fest sie konnte und wollte ihn in diesem Moment nie mehr loslassen.

„Du lebst!“, sagten beide fast gleichzeitig und lachten. Doch Viris Freude hielt nicht lange an, denn hinter Manai sah sie Morel stehen. Sie löste sofort die Umarmung von Manai und schob ihn etwas von sich weg.

„Was macht der hier?“

Skeptisch ging sie noch einen Schritt zurück. Sie sah die Sorge in Manais Gesicht.

„Mach dir keine Gedanken, Viri.“, sagte er ruhig. Manai ging einen Schritt auf sie zu und hielt ihr Gesicht in seinen Händen. Sie spürte so viel Fürsorge und Zuneigung. Es war ein seltsames Gefühl. Er war doch ein Mensch.

Morel ergriff das Wort.

„Es tut mir leid, junges Fräulein. Ich hörte, was geschehen war. Es tut mir wirklich leid, ich wusste das nicht. Ich wollte das nicht. Mein Leibwächter... ich...“

Auch er näherte sich Viri, doch in gebührendem Abstand fiel er auf die Knie.

„Bitte verzeih auch den Fehler, den ich mit diesem Luftschiff gemacht habe. Es sollte nie dazu verwendet werden, Leben auszulöschen. Lass mich helfen, die Fehler wieder gut zu machen, dann übergebe ich mich euren Vollstreckern.“

Manai sah ihr tief in die Augen.

„Vertrau ihm. Du kannst ihm vertrauen. Er hätte mich töten können und hat es nicht getan. Morel will uns in den großen Wald begleiten, um den Ältesten dort zu helfen, Predinas zurückzugewinnen.“

Skeptisch sah sie zu Morel hinüber. Er kniete immer noch und trug offensichtlich keine Waffen bei sich.

„Ich weiß nicht...“

Viris Skepsis war groß. Morel stand wieder auf und lächelte sie an.

„Ich verstehe, dass du mir noch nicht vertrauen kannst. Doch erlaub mir bitte wenigstens, euch zu begleiten, damit ich dein Vertrauen gewinnen kann. Ich bin unbewaffnet.“

Sein Ansinnen schien ihr ehrlich, dennoch hatte Viri Angst, die Geschehnisse im Kerker konnte sie noch nicht vergessen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so ausgeliefert, so verloren und so schmutzig gefühlt wie zu diesem Zeitpunkt. Schlussendlich entschied sie sich, seinen Wunsch zu gewähren. Warum konnte sie sich in diesem Moment noch nicht erklären.

„Gut. Wir gehen zusammen. Ich kenne den Weg nach Gaalkayo, der Wald ist nicht mehr weit. Ich denke... Wir schaffen das.“

Sie nahm Manai bei der Hand und wollte losmarschieren, doch beim ersten Schritt durchfuhr sie ein solcher Schmerz, dass Viri aufschrie, in die Knie ging und sie erst einmal durchatmen musste.

„Du bist verletzt.“ Manai kniete sich vor Viri hin und prüfte, wo die Ursache für den Schmerz sein konnte. Doch sie hatte so viele offene Wunden und Schwielen, dass Manai gar nicht herausfinden konnte, wo ihr Schmerz herkommen konnte. Er lächelte sie an.

„Du kannst auf meinem Pacha reiten und ich gehe neben euch her.“

„Das muss gar nicht nötig sein“, warf Morel ein. Er stand vor dem Schiff und betrachtete es, seine rechte Hand kratzte seinen Bart.

„Gebt mit ein paar Stunden, dann überprüfe ich, ob man die Mayflower wieder flottbekommen kann.“

Viri wusste nicht, was eine Mayflower war, doch sie nahm an, dass es sich um das Luftschiff handelte und fand die Idee ganz gut. Sie fühlte sich noch zu schwach, als dass sie gleich bis nach Gaalkayo reisen konnte.

Manai nahm den Sattel von seinem Pacha und legte ihn auf den Boden, sodass Viri ihn als Hocker verwenden konnte. Er holte eine Wasserflasche aus der großen Tasche, die er auf den ausgebreiteten Sattel legte und sie als Kopfstütze verwendete und gab ihr zu trinken.

Viri und Manai unterhielten sich, was sie gemacht hatten, seit sie sich getrennt haben, wie viel Angst Viri um Manai hatte, und wie sie todesmutig auf das fremde Luftschiff sprang. Manai erzählte von seiner Wanderschaft und vom Kampf mit Morel.

„Wisst ihr was?“, rief Morel nach einiger Zeit in ihre Unterhaltung ein. Viri und Manai drehten sich um.

„Geht ihr doch voran mit den Pachas, ich komme dann nach - mit dem Luftschiff.“

Morel sah glücklich aus. Doch das Glück in seinem Gesicht war mehr als nur der Erfolg, das Luftschiff wieder reparieren zu können. Woher die Glückseligkeit kam, konnte Viri sich indes nicht erklären.

## 24 Viri | Zurück im Wald

Es dauerte nicht lange, bis Viri und Manai mit den Pachas zurück im großen Wald waren. Das Land, bei den Bewohnern dieser Welt Saltyria genannt, war normalerweise sehr dünn besiedelt. Es gab Gaalkayo, Viris Heimat, als einen der wenigen größeren Orte, und viele weitere kleine Dörfer, die im riesigen Wald aber etliche Tagesmärsche voneinander entfernt waren. Viele Städte waren verlassen und dem Verfall preisgegeben, so auch die große Stadt, in der lediglich das Krankenhaus noch betrieben wurde.

Anders als in der Wüste kam man im Wald mit den Pachas hier im Wald nicht gut voran, der Boden war weich unter den vielen Schichten von Nadeln, die von den Bäumen im Laufe der Zeit heruntergefallen waren, immer wieder kreuzten kleinere und größere Bäche mit eiskaltem Wasser den Weg, an den Ufern der Gewässer wuchsen Nesseln und andere schmerzverursachende Pflanzen. Aus diesem Grund stiegen die beiden auch ab, um die großen Tiere nicht zusätzlich zu belasten. Auf dem unebenen Boden im Wald fühlten sich die Vögel nicht wohl, die Dunkelheit, die Kälte und die vielen unbekanntenen Geräusche taten ihr Übriges.

Dennoch konnten sie die Tiere nicht zurücklassen. In den Tagen reisten sie durch die endlose Düsternis, welche sich unter den dichten Nadelbäumen am Waldboden

ausbreitete. Am Abend suchten sie Lichtungen auf, sammelten etwas totes Holz und schliefen unter offenem Himmel am Lagerfeuer. Die Decken, welche unter den Sätteln der Pachas lagen, legten sie auf dem Boden und schliefen auf ihnen. Glücklicherweise war es in diesen Tagen, in denen sich der Sommer langsam dem Höhepunkt näherte warm und trocken, doch in der Nacht war es empfindlich kühl.

Am letzten Abend, bevor sie Gaalkayo erreichen sollten, fanden sie eine besonders schöne Lichtung. Sie lag an der Klippe eines Hügels, offenbar war einer der mächtigen Bäume umgestürzt und war den Abhang hinuntergefallen, eine Schleifspur und eine Scharte, die auf dem Boden bis zum Abgrund führten, deutete darauf hin. So konnten Viri und Manai eine unbeschreibliche Aussicht auf die untergehende Abendsonne genießen, während sie auf den Decken inmitten von frischem Gras saßen.

„Morgen sind wir da.“

Viri stand auf und deutete auf das Meer aus Bäumen, welches unter ihnen lag.

„Irgendwo da ist mein Zuhause.“

Manai stellte sich neben Viri und legte seine Hand über ihre Schulter.



Die Pachas hinter ihnen lagen schon am Boden und hatten erschöpft ihre Köpfe über den Körper gelegt. Die Reise im Wald laugte sie wirklich aus.

Wieder überkam Viri das Gefühl, dass das, was hier geschah, nicht richtig war. Dabei bezog sie sich nicht auf den Umstand, dass in Predinas die Menschen rebellierte hatten, nein, sie fühlte sich viel zu wohl in Manais Gesellschaft.

Sie legten sich hin, die Decken waren direkt nebeneinander, damit die beiden sich in dieser besonders kalten Nacht gegenseitig Wärme spenden konnten. In der Nacht umarmte Manai sie unbewusst von hinten. Viri nahm seine Hand in ihre und atmete tief durch.

Am nächsten Tag bemerkte Viri schon wenige Kilometer vor Gaalkayo, dass etwas anders war. Sie begegneten einigen schwer bewaffneten Vollstreckern, die nicht mit Menschen beschäftigt, sondern nur zur Wache abgestellt waren. Sie sahen einige Menschen in weißen Gewändern, die ziellos umherirrten. Sie mussten frieren, in den Baumkronen lag der Schnee einige Zentimeter hoch. Der Sommer näherte sich, und dennoch kam es vor, dass es in den Tälern der Wälder ab und zu noch schneite. Glücklicherweise lag der Schnee nur um Gaalkayo herum, die Nacht zuvor war es auf der Lichtung trocken geblieben.

Die kleine Stadt selbst war wie ausgewechselt. War es in der Regel nur die große Sammelhalle in der Mitte der

Stadt, in welcher die Menschen dicht gedrängt auf die Vollstreckung warteten, so war es jetzt schon vor den Toren laut und voll. Normalerweise wuchs der Wald bis nahe an die Stadtmauern heran, doch damit das Luftschiff landen konnte, war außerhalb der Stadt eine gewaltige Fläche gerodet worden. Hier lag auch das Luftschiff von Ayrina vor Anker. Rund um das Schiff waren auf kleinem Raum viele Zelte aufgebaut, Viri erkannte den Stoff wieder, er war aus Predinas. Einige Bewohner hatten offenbar noch notdürftig Materialien mitbringen können, mit denen sie Unterkünfte aufbauen konnten. Für das Klima im Wald waren diese Zelte aber nicht ausgelegt, deswegen brannte in der Mitte der Rodung ein großes Feuer. Angeheizt wurde es augenscheinlich von den abgeholzten Bäumen. Bewohner aus Predinas sah sie keine, diese waren wohl alle in den Zelten oder noch im Luftschiff. Auch dieses war beleuchtet, also wurde es wohl ebenfalls als Unterkunft benutzt.

Das Stadttor, welches normalerweise nur zur Nachtzeit geschlossen wurde, war nun auch am Tag geschlossen. Nicht dass es unabhängig von der Jahreszeit nicht ohnehin sehr dunkel im Wald gewesen wäre, aber zumindest war es bei Tage geöffnet. Wiederum zwei schwer bewaffnete Vollstrecker bewachten es. Als sich Viri und Manai dem Tor näherten, richtete einer der Vollstrecker seinen Blick auf sie.

„Elvira und Manai?“

Viri nickte. Manai nickte ebenfalls, und er wirkte etwas nervös. Er trug noch seine Hörner und konnte sich als Sammler ausgeben, dass er allerdings mit Namen genannt wurde, beunruhigte ihn augenscheinlich.

„Kommt mit, ihr werdet erwartet.“

Der Vollstrecker öffnete das Tor und winkte die Zwei in die Stadt.

„Zum Haus der Ältesten, bitte.“

Als Viri das Tor passierte, nahmen ihr die Wachen die Pachas ab, das Tor wurde hinter ihr gleich wieder geschlossen. Bevor sie sich trennten, streichelte sie ihrem Reittier aus der Wüste einmal über den Hals, und der Pacha ließ ein zufriedenes Gurren hören. Manai klopfte seinem Reittier anerkennend auf die Seite. Viri würde diese Tiere vermissen, doch nun war es an der Zeit, nach vorne zu blicken. Sie wusste, wo sie hinzugehen hatten, und marschierte zielsicher voran. Manai holte schnell auf, hielt schritt und beugte sich im Gehen zu ihr hinüber.

„Woher wissen die denn von meiner Ankunft?“

„Es gibt auf unserer Welt kleine geflügelte Wesen, die kaum jemand je gesehen hat. Sie sind scheu und schlau, und dienen für die Ältesten als Informationsquelle. Mit ihrem Netzwerk aus kleinen Siedlungen können sie Informationen schnell durch die ganze Welt

transportieren. Diese Wesen sind die Succubi. Außerdem sind Lauron und die anderen Ältesten aus Predinas hier.“

Von nun an wirkte Manai ein bisschen beruhigter, angespannt war er aber weiterhin.

Das Haus der Ältesten war das größte Haus in Gaalkayo, abgesehen von der Halle, in welche die Menschen von den Sammlern gebracht wurden. Es war ein großes altes Fachwerk-Gebäude mit zwei Seitenflügeln. Fast wie ein kleines Schloss stand es da. Durch den kleinen verschneiten Vorgarten führte ein Weg zu einer Doppeltür, die von einem Sammler bewacht wurde. Viri kannte ihn, er war einer ihrer Lehrer in der Ausbildung gewesen. Herr Cellion war sehr streng, aber auch der einzige, der Viri immer wieder Nachhilfe gab, wenn sie in Schwierigkeiten steckte. Er weckte ihr Interesse am Wesen der Menschen, indem er sie nicht als Ware bezeichnete, die verarbeitet werden musste, sondern als Lebewesen, welche gerade ein Leben voller Erfahrungen, Erinnerungen, Glück und Leid hinter sich hatten.

Viri lächelte und winkte ihm zu. Er lächelte zurück und gewährte ihnen wortlos Einlass.

Innen wirkte das Haus der Ältesten beinahe beengt. Der Eingangsraum war zwar sicherlich groß, aber nur durch wenige Kerzen in Wandhalterungen beleuchtet. Ein dunkler Teppich lag aus, und die Wände waren mit Holz verkleidet. In gläsernen Vitrinen stand goldenes Geschirr, es glitzerte im Licht der Kerzen. Durch die

Decke zogen sich schwere Balken. Ein Kronleuchter hing herab, die vielen Kerzen darauf waren aber nicht angezündet.

Cellion ging den beiden voraus und führte sie in das Hinterzimmer des Hauses. Auch dieses Zimmer war groß, aber wirkte durch den dunklen Teppich, die Wandverschalung und den schweren Vorhängen vor den Fenstern beengt. Dieser Raum hatte einen Kamin, er war befeuert und spendete angenehme Wärme. Nach der Kälte des Waldes, durch die Viri auch noch ohne Jacke laufen musste, sorgte das Klima in diesem Raum für ein unendlich gutes Gefühl, doch sie fühlte sich mit einem Moment auch schrecklich müde.

Viri beobachtete den Raum, und erst am Schluss bemerkte sie, dass inmitten des Zimmers, an der großen Tafel, bereits zwei der großen Stühle belegt waren. Auf ihnen saßen Attilia und Lijaan, die Ältesten von Gaalkayo und die Anführer von Saltyria. Die beiden waren seit vielen hundert Jahren verheiratet und immer noch ein glückliches Paar, sie führten Saltyria streng, aber gerecht an. Attilia war ein Vollstrecker, Lijaan eine Sammlerin. Saltyria war das sicherste und am strukturiertesten geführte Land in Viris Welt, Hel, doch in Predinas hatten die beiden die Gefahr der Menschen unterschätzt.

„Setzt euch doch bitte“, sagte Lijaan freundlich. Sie war eine alte Frau, sie hatte ein weiches, sanftes Gesicht. Viri wusste aber, dass sie streng und unnachgiebig sein

konnte, wenn es um die Zukunft des Waldes und der Welt ging.

Viri und Manai taten wie angewiesen, und gerade, als sie sich setzten, ging die Türe erneut auf, und Unico stürmte hinein.

„Viri!“

Er lief zu ihrem Stuhl, ging in die Hocke und umarmte sie herzlich. Ihre frisch verheilten Verletzungen schmerzten und sie unterdrückte einen Schrei, denn sie genoss es, Unico wieder zu sehen.

Unico wischte sich eine Träne aus den Augen und setzte sich neben Viri, gegenüber von Manai an den Tisch.

Erst jetzt bemerkte Viri, dass auch Ayrina den Raum betreten hatte und sich gegenüber von ihr setzte. Viri lächelte sie an, Ayrina lächelte kurz zurück und versuchte dann, Augenkontakt mit Unico aufzunehmen.

„Elvira, du warst eine gesuchte Mörderin“, eröffnete Attilia das Wort. Viri wurde schlagartig heiß, in all dem Trubel und der Angst um ihre Leute hatte sie das Schicksal von Wreis verdrängt. In diesem Moment kam es wieder über sie und sie fühlte sich elend. Sie erinnerte sich daran, was sie getan hatte, und sie fühlte sich umso schlechter, dass sie sein Schicksal einfach vergessen hatte. Tränen füllten ihre Augen, doch sie wusste auch, dass sie die Konsequenz ihres Handelns irgendwann tragen musste.

Unico fuhr herum und sah Attilia an, Manai wurde fahl im Gesicht. Ayrina hingegen wirkte verwirrt und unsicher. Doch Attilia hob die flache Hand an in einer beschwichtigenden Geste.

„Der Tod des Vollstreckers Wreis muss gesühnt werden, doch jetzt ist nicht die Zeit dafür.“

Er faltete die Hände und stützte seine Ellenbogen auf dem großen Tisch ab. Sein Gesicht wurde von einem Kerzenleuchter erhellt, welcher auf der Tafel stand.

„Es gab in unserer Welt seit langer Zeit vier Reiche, die in Frieden miteinander existierten, um unsere Aufgabe den Menschen gegenüber zu erfüllen und das Leben der Bewohner in Wohlstand und Glück zu ermöglichen: Saltyria, Lauretania, Predinas und Vargladi. Predinas ist nun gefallen, da es außer nomadisch lebenden Sammlern und Vollstreckern nur aus dieser einen Stadt bestand.

Die wenig verbliebenen Sammler und Vollstrecker im südlichen Kontinent sind nicht nur überfordert angesichts der Menge an Neuankömmlingen, die eintrifft, nein, auch die Stadt Predinas ist verloren. In ihr leben jetzt Menschen. Menschen, die schon bewiesen haben, dass sie aus einer kleinen Oase inmitten des Nichts eine gefährliche Bastion erschaffen können, in der tödliche Waffen hergestellt werden.“

Er senkte den Blick.

„Wir haben die Gefahr unterschätzt. Wir haben nicht richtig reagiert.“

Lijaan stand auf und legte ihre Hand auf die Schulter ihres Mannes.

„Das Netzwerk der Succubi reicht nicht bis nach Helgard, aber wir brauchen Hilfe. In Lauretania leben die meisten Vollstrecker, Sammler und auch die Wächter. Wir müssen Hilfe holen lassen. Und dafür brauchen wir euch. Ihr müsst mit dem Luftschiff nach Helgard fliegen und Ciseding von den Geschehnissen in Predinas berichten. Er muss entscheiden, was zu tun ist.“

Viri erschrak. Ciseding war der oberste Wächter, so gesehen der Herrscher der Welt. Er kümmerte sich um die Belange der vier Reiche, er steuerte die Zuweisung der Menschen, und er war als Wächter dafür verantwortlich, welche Vollstrecker und Sammler wo tätig waren. Dass er gerufen werden sollte, zeigte Viri, wie ernst die Lage war.

„Das ist nicht möglich.“

Gleich nachdem Ayrina diese Worte gesagt hatte, war es vollkommen still im Raum. Viri hatte geahnt, dass Ayrina sehr mutig war, doch dass sie den Schneid hatte, den Ältesten von Gaalkayo zu widersprechen, verschlug ihr die Sprache.



„Bitte?“, sagte Lijaan ruhig. Sie lächelte weiterhin freundlich, doch ihre Augen zeigten Anspannung und strahlten Autorität aus.

„Es ist nicht möglich“, wiederholte sich Ayrina.

„Predinas hatte einige tausend Bewohner. Nur wenige davon konnten in den Häusern der Stadt aufgenommen werden, einige tapfere Bewohner bauten ihre Zelte in der Kälte auf, doch die meisten leben im Luftschiff. Wir können nicht diese ganzen Leute mitnehmen, dafür reichen die Lagerräume nicht aus. Selbst wenn wir die Sammelhalle verwenden und dieses Haus, dann reicht der Platz immer noch nicht aus.“

Attilia hielt sein Gesicht immer noch in seinen Händen vergraben.

„Sie hat recht, Lijaan. Wir können es kaum verantworten, das Luftschiff von hier abzuziehen.“

Im selben Moment begann ein Raunen außerhalb des Hauses in der Stadt. Cellion riss die Tür auf und stürmte in das Zimmer.

„Die Menschen, sie sind hier!“

Viri, Manai, Unico und Ayrina sprangen vom Tisch auf und liefen hinaus aus dem Haus, hin zum Tor. Die Wachen standen innerhalb des geschlossenen Tores und blockierten die Türe.

„Lasst uns durch!“, rief Unico, doch eine der Wachen schüttelte den Kopf.

„Es ist zu gefährlich. Draußen ist gerade ein Luftschiff gelandet, und zwar keines, das von den Wächtern registriert wurde. Es ist das Luftschiff der Menschen, jeden Moment werden sie angreifen. Ein Succubus hat uns gewarnt!“

Viri verstand.

„Nein, nein, das ist nicht das Luftschiff der Menschen!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Also, natürlich ist es das Luftschiff der Menschen, aber es ist hier, um uns zu helfen.“

Die Wache zeigte sich unbeeindruckt von Viris wirren Worten.

„Hört zu. Lasst uns vier durch“, sagte sie nun deutlich ruhiger. „Öffnet das Tor nur ein Stück, lasst die schwere Kette zwischen den Torflügeln hängen. Wir kommen durch, doch eine Ansammlung von Menschen schafft es nicht. Außerdem, was ist mit den Bewohnern von Predinas?“

Ohne ein Wort zu sagen sahen sich die beiden Wachen an. Sie nickten sich zu, und eine Wache hob den schweren Riegel aus seiner Verankerung. Selbst für den großen, starken Vollstrecker sah es anstrengend aus. Die Kette, welche die zwei Flügel verband, ließ er im Haken

hängen. Die Wachen öffneten das Tor ein Stück und sahen Viri an. Sie nickte selbst und schlich sich durch den engen Spalt hinaus, die anderen drei folgten ihr.

Der Platz vor dem Tor war wie ausgestorben. Die Bewohner von Predinas verschanzten sich in ihrem Luftschiff, einige Vollstrecker standen mit gespannten Bögen an der Reling und zielten auf das Luftschiff, das eben gelandet war. Es war das Schiff, welches Morel als Mayflower bezeichnet hat. Er selbst stand mit erhobenen Händen unbewaffnet neben einer Strickleiter, die er von einer der Türen im Rumpf abgelassen hatte.

„Morel, hast du dein Versprechen gehalten?“, rief ihm Viri zu.

„Bist du allein und unbewaffnet?“, fügte sie hinzu.

Er nickte und ging einen Schritt nach vorne. Sofort traf ihn einer der Pfeile, er ging zu Boden, das Gesicht verzogen vor Schmerz.

„Halt, halt!“ rief Viri und rannte auf ihn zu.

Morel saß am Boden und zog sich den Pfeil aus dem Körper. Es musste unglaublich weh tun, doch er lächelte, als er Viri sah.

„Den ersten kleinen Teil meiner Strafe habe ich wohl soeben erhalten.“

Viri war innerlich so zerrissen.

„Kann man dir wirklich vertrauen?“

„Ich verspreche es. Ich hintergehe euch nicht. Es geht mir darum, meinen Fehler wieder gut zu machen.“

Manai war ihr bereits gefolgt und stand besorgt hinter ihr. Auch Unico und Ayrina kamen nach.

Viri erklärte den beiden, was geschehen war, erzählte von dem Schiff, und dass Morel es repariert hatte. Manai bestätigte ihre Version der Geschichte, und so akzeptierten auch Unico und Ayrina Morel. Genau genommen konnte man nicht direkt von Akzeptanz sprechen, Viri hatte vielmehr das Gefühl, dass die zwei Morel lediglich nicht mehr als Gefahr einstufte. Von Vertrauen konnte keine Rede sein.

„Joseph Morel.“

Attilia und Lijaan standen vor den geschlossenen Toren von Gaalkayo. Viri schauderte, es wirkte, als würde die Kälte um die beiden noch zunehmen. Lijaan war so freundlich im Haus der Ältesten, nun wirkte sie finster und herzlos.

„Geboren nach eurer Zeitrechnung 1775 in einem Ort namens Fécamp“, fuhr sie ungehindert fort, „Sohn eines reichen Fischers, Musiker in der kaiserlichen Armee. Aufstrebend, Mutig, Loyal. Gestorben 1812 in der Schlacht bei Borodino. Du wolltest deinen Hauptmann verraten, der versucht hatte, eure Gruppe freizukaufen. Du wolltest deinen Kaiser nicht verraten. Ein Späher der feindlichen Armee hat dich geschlagen.“

Hier im Wald nie gefunden, bist du bis in die Wüste gewandert. Dort verliefen sich deine Spuren.“

Morel stand auf, nun ebenso entschlossen und ernst im Blick.

„Ich habe große Fehler begangen. In der anderen Welt, so auch hier. Ich bin hier, um mich meiner Bestimmung zu übergeben.“

Lijaan hielt seinem Blick stand wie auch er ihrem standhielt.

„Erlaubt mir, meinen größten Fehler wieder gut zu machen. Ich stelle mich und mein Luftschiff zur Verfügung, in der Hoffnung, zu Diensten sein zu können. Gebt mir die Chance, Sühne zu leisten. Um diese eine Gnade bitte ich euch.“

Lijaan schwieg.

„Wie weit reicht dein Schiff?“, fragte Attilia in die Stille hinein.

Morel und Lijaan sahen nun beide den alten Herren an. Auch er sah entschlossen aus, doch sein Blick wirkte weniger vom Hass zerfressen als noch der von Lijaan.

„Kannst du damit ein Meer überqueren, eine Reise, die mehrere Wochen dauert?“

Morel drehte sich zum Luftschiff um. Er musterte es kurz.

„Das ist möglich, ja.“

Attilia nickte.

„Unico, Ayrina, Elvira und Manai. Nehmt dieses Schiff und fliegt mit ihm nach Lauretania. Besorgt euch Proviant und fliegt morgen noch in der Dunkelheit los. Das ist ein Befehl.“

Damit drehte sich der Mann um, klopfte mit seinem Gehstock am Tor, welches sich sofort wieder einen Spalt öffnete.

„Nehmt Morel in Gewahrsam bis morgen. Er soll Ayrina dabei unterstützen, das Luftschiff gut nach Helgard zu bringen.“

## 25 Manai | Eine sternenklare Nacht

Es musste viel geschneit haben in der letzten Nacht, obwohl eigentlich der Hochsommer bevorstand, wie ihm Viri berichtet hatte. Die Baumkronen waren mit einer Schneeschicht bedeckt, in Gaalkayo waren die vielen kleinen Gärten ebenso weiß. An diesem Abend aber strahlten die Sterne, wie er es noch nie zu Hause, in seiner Welt gesehen hatte.

Manai stand auf dem Balkon von Viris Haus. Sie hatte im ersten Stock im Flur eine Türe, die zu einem kleinen Balkon führte. Dort konnten zwei Erwachsene gerade so nebeneinanderstehen, doch Manai war alleine. Die anderen waren schon Schlafen gegangen, er aber konnte noch nicht einschlafen. Zu viel war passiert, zu viel stand ihm bevor. Er war nervös, doch auf eine seltsame Weise glücklich. Es besorgte ihn, was hier in der Welt, die er wohl die Hölle genannt hätte, passierte, er hatte das Gefühl, es würde das Gleichgewicht des Seins auseinanderbrechen, dennoch war er glücklich, Viri, Unico und auch Morel getroffen zu haben.

„Kannst du nicht schlafen?“

Es war Viri, die zu ihm gekommen war. Er war so in Gedanken gewesen, dass er gar nicht bemerkte, wie sie sich genähert hatte. Die beiden standen nun dicht aneinander gedrängt auf dem Balkon, Viri drückte sich

an Manai. Anfangs war er ihr sehr dankbar und sah sie als seine Retterin an, auch wenn er skeptisch gewesen war, ob sie ihm auch wirklich zur Flucht verhelfen wollte. Doch es war so viel geschehen, und ihm war klargeworden, dass Viri sich wirklich um ihn kümmerte. Sie hatte sich um ihn gesorgt, und er begann, sich in ihrer Gegenwart sehr wohl zu fühlen. Die Erinnerung an die letzten Nächte in der Wüste und im Wald sorgten für ein angenehmes Kribbeln in seiner Magengegend.

„Es ist kalt“, flüsterte sie beinahe.

Wie selbstverständlich legte Manai wieder seinen Arm um Viri.

„Ziemlich kalt, ja. Aber der Ausblick ist wunderbar. Gaalkayo ist sehr schön.“

„Heute ist es schön, aber normalerweise ist es viel schöner hier. Alle haben Angst, viele haben keine Zeit mehr die Menschen zu sammeln und ihrer Bestimmung zu übergeben.“

Manai schämte sich fast dafür, einige Minuten vorher so etwas wie Glück empfunden zu haben. Viri hingegen drückte sich noch näher an ihn. Sie zitterte am ganzen Körper und Manai drückte sie an sich.

„Und dann gibt es Menschen wie dich. Menschen, die hier gar nicht sein sollten. Unsere Jahrtausende alte Bestimmung ist es, die bösen Menschen zu reinigen, so



dass sie ohne Sünde erneut versuchen können, ein gerechtes Leben zu führen.“

Der Himmel strahlte in der Nacht klar, tausende Sterne erhellten das Firmament, es war bitterkalt, und dennoch kam es Manai vor, als wäre es heiß.

„Es ist schön mit dir“, sagte Viri ganz leise, „Ich mag dich wirklich sehr gerne.“

Sie lehnte sich nun auch mit ihrem Kopf an Manai an, und beide betrachteten den Sternenhimmel. Er drehte sich zu ihr hinüber und begann, ihren Kopf mit seiner Hand näher zu sich zu ziehen.

„Sollen wir ihn noch besuchen?“

Abrupt ließ Manai von seinem Vorhaben ab und sah sie besonders gezwungen unschuldig an.

„Wen meinst du?“

„Morel. Er wurde im Vorraum der großen Sammelhalle eingeschlossen. Meinst du, wir sollten mit ihm plaudern?“

Sie nahm seine Hand und lächelte ihn an. Manai nickte, und die beide schlüpfen in warme Jacken und gingen aus dem Haus. Sie achteten darauf, nicht zu viel Lärm zu machen, um Unico und Ayrina nicht zu wecken.

*„Es wäre zu schön gewesen.“*

Nachdem Viri die Tür vorsichtig hinter sich geschlossen hatte, nahm Manai ihre Hand, und die beiden gingen

über die verschneite Straße auf die Halle zu. Es fühlte sich natürlich an, einfach ihre Hand zu halten.

Aus dem großen Gebäude drang gedämpfter Lärm nach außen. Es war ein Schreien und ein Klagen. Manai wurde bewusst, dass trotz der Bedrohung die neu angekommenen Menschen hier immer noch gesammelt und eingepfercht wurden. Es musste ja schließlich noch Vollstrecker geben, welche sich um diese Menschen kümmerten. Es schauderte ihn bei dem Gedanken.

Vor der Halle war ein kleiner Vorbau, mit Türe und vergitterten Fenstern.

„Das ist normalerweise das Schreibbüro, in welchem die Neuankömmlinge katalogisiert werden“, erklärte Viri während sie auf den Vorbau deutete.

Die beiden gingen auf das vergitterte Fenster zu und sahen hinein.

„Komisch, Morel sollte eigentlich hier drin sein.“

Manai sah sich um, und tatsächlich sah es im ersten Moment so aus, als wäre der Raum leer. Das Feldbett, welches für Morel in den Raum gestellt wurde, war leer, ebenso wie der Stuhl, der neben dem kleinen Schreibtisch aufgestellt war.

Manai bemerkte erst das leise Schluchzen, bevor er in der dunklen Ecke gegenüber des Bettes eine Gestalt wahrnahm. Er tippte Viri auf die Schulter und deutete

dann auf Morel. Er saß auf dem Boden, die Arme um die Knie gewickelt.

Als er Manai und Viri bemerkte, sah er auf. Man konnte ihn in der Dunkelheit kaum erkennen.

„Ich wollte doch eigentlich niemanden verraten“, sagte er leise.

„Mein Kaiser versprach, Frieden über den ganzen Kontinent zu bringen. Er wollte die Völker einen, so dass alle Menschen im Wohlstand leben konnten, ohne Krieg, ohne Furcht.

Und dann... Bei Borodino... Alle in meinem Regiment wandten sich ab, sie wollten nicht mehr, dass der Kaiser weitermarschiert. Ich wollte zu meinem Oberbefehlshaber laufen, doch ich wurde aufgehalten und erschossen.“

Morel stand auf und setzte sich auf das Bett, ohne Manai und Viri anzusehen.

„Das wirklich Schlimme ist... Ich habe alle meine Freunde hier wiedergesehen. Die Freunde, die ich verraten wollte. Lange habe ich mich im Wald versteckt, habe gesehen wie einer nach dem anderen kam und von Sammlern gestellt wurde. Ich erfuhr, dass schlussendlich der Krieg verloren wurde, und dass die anderen verhungert oder erfroren waren. Es war so schrecklich.

Alles sollte dann in Desir gut werden, ein kleiner Hort des Friedens in dieser feindlichen Umgebung. Doch dieser Ort wurde zur Katastrophe für die Welt.“

Er sah nun auf, zum Fenster hin. Das Mondlicht erhellte sein Gesicht. Seine Augen waren rot unterlaufen, das Gesicht ganz nass vor Tränen.

„Ich will ein einziges Mal das Richtige tun.“

Viri lächelte ihn an. „Das tust du. Das was du jetzt vorhast, ist das Richtige.“

Morel schrie auf und vergrub das Gesicht weinend in seinen Händen. Schließlich wischte er sich die Tränen aus den Augen und atmete tief durch.

„Danke.“

Er konnte sich sogar ein Lächeln abringen.

„Ich werde dafür sorgen, dass euch die Mayflower gut nach Helgard bringt.“

## 26 Viri | durch die Lüfte

Wie befohlen traten Viri, Manai, Unico, Ayrina und Morel die Reise lange vor Morgengrauen an. Viri war müde, sie hatte nicht lange geschlafen. Zuerst konnte sie nicht einschlafen, dann hatte sie mit Manai Morel besucht. Das alles dauerte lange, trotzdem brach die Gruppe früh auf. Und schließlich musste sie sich auch eingestehen, dass die Nacht mit Manai wunderschön gewesen war. Nachdem sie Morel besucht hatten, waren sie noch zu zweit Hand in Hand nach Hause gegangen und er hatte sie zum Abschied noch einmal fest in seine Arme genommen.

Zwei Vollstrecker begleiteten die fünf, mit großen Fackeln erleuchteten sie den Platz, auf dem die Mayflower abgestellt war. Einige neugierige Bewohner von Predinas schlichen sich auf das Deck von Ayrinas Luftschiff und betrachteten das rege Treiben der kleinen Gruppe.

Die Mayflower stand nicht wie das große Luftschiff auf stabilen Landstützen sondern lag am Bug mit dem Kiel auf dem Boden, am Heck trugen die Motoren das Gewicht des ganzen Schiffes. Die Flügel der Propeller waren nach hinten gerichtet, damit sie nicht durch das Gewicht des schweren Luftschiffes abgeknickt wurden.

Es war schwierig, über eine Strickleiter den Proviant für die mehrere Wochen dauernde Reise in das Schiff zu laden, und so dauerte das Packen fast bis zur Morgendämmerung. Doch schlussendlich war das Schiff beladen und abreisebereit.

Morel hatte versprochen, dass Ayrina als Kapitänin das Schiff über den großen Ozean steuern durfte, und so verzögerte sich die Abreise noch etwas, bis er ihr die Steuerung und Technik des Schiffes erklärt hatte. Er war nur dabei, um bei technischen Fragen zur Verfügung zu stehen.

Doch dann erhob sich das Schiff vom Grund. Als sie das letzte Mal ein Luftschiff bestiegen hatte, achtete Viri nicht darauf, wie schön es war, beim Aufstieg solch eines mächtigen Schiffes dabei zu sein. Als sie aus Predinas geflohen waren, befand sie sich beim Abflug in einem beengten Lagerraum und versuchte, die weinenden und panischen Bewohner ein wenig zu beruhigen. Doch diesmal konnte Viri den Moment genießen, auch wenn die Umstände der Reise beunruhigend waren. Sie lief hoch an Deck und sah über die Reling.

Die von Öfen getriebenen Pumpen heulten auf, der bisher nur gut zwei Meter über der Reling hängende Luftsack schwoll zu einer festen Form an und langsam erhob sich die Mayflower vom Grund. Als der Kiel die Baumwipfel passierte, ging ein Raunen durch das Schiff, die Motoren wurden gestartet, die Flügel der Propeller

klappten zurück in die aufrechte Position und begannen sich zu drehen. Zuerst langsam, dann immer schneller bis sie nur noch als Kreis zu erkennen waren. Unter lautem Getöse drehte sich die Mayflower um und flog los. Als etwas Fahrt aufgenommen war, drehten sich auch die Propeller wieder langsamer und leiser.

Viri sah sich einmal um. Das Schiff hatte unterhalb des Luftsacks ein Deck, das wohl um die fünf auf zehn oder zwölf Meter maß. Vorne verengte es sich wie bei einem Boot, eine Reling schützte die Reisenden davor, vom Schiff zu fallen. direkt am Heck erhob sich eine Kabine, welche die Sicht nach hinten verdeckte, da sie so breit war wie das ganze Schiff. Auf der linken Seite der Kabine war eine Tür, rechts eine Leiter, welche auf das Dach führte. Nun, da der Luftsack für Auftrieb sorgte, war das Dach der Mayflower begehbar.

Ohne auf die anderen zu achten, kletterte Viri die Leiter hoch und kam somit dem Luftsack so nahe, dass sie ihn mit ausgestrecktem Arm berühren konnte. Er war richtig heiß, beinahe so, dass sie sich die Finger verbrannte.

Auf der Kabine stehend konnte sie nun das ganze Schiff überblicken. Ayrina war in der Mitte des Schiffes, in der auch das Steuer lag. Sie hielt das große Steuerrad fest im Griff, neben ihr waren zwei Hebel, mit denen sie die Höhe und die Geschwindigkeit einstellen konnte. Soviel hatte Viri neben grundsätzlichen technischen Details wie den Pumpen und Motoren von Morels Erklärungen

verstanden. Unico stand neben Ayrina und sah ihr interessiert zu. Morel war ganz vorne am Bug des Schiffes und sah in die Ferne. Manai konnte sie nicht sehen.

Langsam wurde es vom Heck des Schiffes her immer heller. Viri drehte sich um und erblickte den schönsten Sonnenaufgang, den sie je gesehen hatte. Im Wald konnte man die Sonne immer erst dann sehen, wenn sie hoch am Himmel stand, sofern sie überhaupt so hoch über den Horizont kam, und in der Wüste war es meistens bitterkalt als die Sonne aufging, und es wurde schnell brütend heiß und unerträglich. Doch nun wirkte die Sonne einfach nur wunderschön, es kam Viri vor, als würde sie ihrer Welt einen neuen Tag zum Leben schenken. Der Luftsack strahlte so viel Wärme aus, dass sie nicht frieren musste und nur der Fahrtwind etwas auffrischte.

Die Mayflower flog nicht hoch über den Bäumen, so konnte Viri erkennen, wie das Sonnenlicht die verschneiten Äste der Wipfel beleuchtete, wie die Wolken glühten im frühen Licht und wie die Sonne schlussendlich höher und höher stieg. Sie lehnte sich an die Reling und genoss die Aussicht, obwohl diese nach oben hin durch den Luftsack eingeschränkt wurde.

Es dauerte eine Weile, die Sonne war schon ein gutes Stück über den Horizont aufgestiegen, bis Viri erkannte, wie müde sie eigentlich war und wie sehr sie nun doch



fror. Der Wind wurde immer schneidender, je höher die Mayflower stieg.

Sie streckte sich, und stieg die Leiter wieder hinab. Unico, Ayrina und Morel standen noch dort, wo sie Viri auch zuvor gesehen hatte. Sie führte ihren Streifzug fort und nahm sich vor, das Innere des Luftschiffes zu erkunden. Neben dem Steuer war eine Treppe, die nach unten in den Bauch des Schiffes führte. Diesen kannte sie, hier hatten sie die Vorräte gelagert, auch einige kleine Zimmer mit Betten befanden sich hier.

Aus diesem Grund entschloss sich Viri, sich das Innere der Kabine anzusehen, auf der sie gerade dem Sonnenaufgang zugesehen hatte. Sie sah noch einmal auf die Leiter und wünschte sich ein kleines bisschen, dass sie diesen Moment mit Manai hätte teilen können.

Als sie die Tür der Kabine öffnete, sah sie ihn schließlich. Der Raum selbst erinnerte sie an ein kleines Haus. Gegenüber der Tür, direkt am Heck des Schiffes, waren drei Fenster, die einen beeindruckenden Blick auf den Horizont und die immer kleiner werdenden Baumwipfel ermöglichten. Das Schiff stieg also noch weiter. In der Mitte der Kabine stand ein Tisch, dahinter ein breites Sofa. Viri erinnerte sich daran, dass die Mayflower aus Müll und Fundstücken zusammengebaut war, als sie erkannte, wie verschlissen das Sofa war. Auch der Teppich, auf dem Sofa und Tisch standen, sah nicht besonders gut aus.

Manai beobachtete die Wand, die von Viri aus gesehen rechts lag. Auf den zweiten Blick erkannte sie, dass an der Wand eine etwa zwei Meter lange Karte hing. Diese Karte zeigte ihre Welt, Hel. Langsam schlich sie sich an Manai heran und reckte ihren Kopf über seine Schulter.

„Was kuckst du?“

„Uuahh!“

Manai wirbelte herum.

Viri wich einen Schritt zurück. Zuerst war sie verunsichert, doch dann musste sie lachen.

„Hab‘ dich erschreckt, was?“

Manai fasste sich zuerst an sein Herz, doch auch er musste dann lachen.

„Schau mal“, sagte er, während er sich wieder der Karte zuwandte. Er deutete auf die einzelnen Kontinente.

„Eure Welt... Sie sieht fast aus wie meine. Die Kontinente haben fast die gleiche Form. Es sind nur Details anders.“

Er deutete auf den großen Mediterranraben.

„Hier ist bei uns ein Meer. Es heißt Mittelmeer. Südlich des Mittelmeers ist ein großer Kontinent. Wo Predinas liegt, das nennt man bei uns Afrika.“

Viri hörte interessiert zu und näherte sich nun ebenfalls der Karte. Sie deutete auf den Wald, der ihre Heimat war. Ihr Heimatland, Saltyria.

„Wie nennt ihr dieses Gebiet?“

„Das ist Europa. Hier habe ich auch gelebt. Auch bei uns gab es dort viele Wälder, doch die Menschen haben mittlerweile das Meiste davon gerodet.“

Viri und Manai studierten noch eine ganze Weile die Karte. So lernte Viri, dass die große Vertigosee, die sie überfliegen sollten, in Manais Welt „Atlantik“ hieß und das Land, das sie ansteuerten, „Nordamerika“ genannt wurde.

Sie verloren sich in Details und Viri lernte so viel über ihre und Manais Welt, dass sie die Zeit vergaß. Irgendwann ging die Türe der Kabine wieder auf und Unico lugte hinein.

„Da seid ihr ja!“

Viri drehte sich um und schämte sich, ihren alten Freund auf der Reise bisher so wenig beachtet zu haben.

„Unico!“

Er lächelte sie an und nickte kurz.

„Morel hat sich seit einer Stunde in der Küche vergraben und Mittagessen für uns zubereitet.“

Da die Mayflower über keine Steuersperre verfügte, musste immer jemand am Steuer wachen. Morel kochte für alle eine leckere Suppe mit Gemüse und nahm dazu frisches Brot, welches sie mitgenommen hatten.

Während Viri, Manai, Unico und Ayrina aßen, hielt er

das Ruder fest und steuerte das Schiff. Er wirkte glücklich.

Der größte Raum befand sich im hinteren Teil des Schiffes. Vorne, wo sich der Rumpf verjüngte, lagen einige Kabinen mit Betten darin. Hier, im breitesten Teil des Schiffes waren einige hüfthohe Schränke an die Kabinenwand geschraubt und in der Mitte befand sich ein größerer Tisch nebst einigen Hockern. Über dem Tisch waren zwei Bullaugen in die Kabinenwand gesägt worden, sodass etwas Tageslicht in die Kabine gelangen konnte und nicht alles von den Öllampen abhängig war, die von der Decke hingen.

Unter ihnen, im flachen Bauch des Schiffes, waren die Vorräte verstaut. Unterhalb des Tisches konnte man über eine kleine Klappe dort hineinkommen, doch unten konnte man nur noch kriechen.

Das Mahl war einfach, aber lecker, und die Stimmung war gelöst. Ayrina erzählte von früheren Reisen nach Helgard und in die Supfstädte von Vargladia, Unico davon, wie er die Ränder des großen Waldes erkundete und Manai erzählte von seiner großen Reise über den Mediterrangraben und wie er die gute Seite von Morel kennen lernte.

„Da fällt mir ein...“, sagte Ayrina während sie aufstand.

Sie ging um den Tisch und näherte sich Manai. Sie beugte sich vor, kam ihm ganz nahe und schnipste ihm

seine aufgeklebten Hörner weg. Er wich zurück, hielt sich die Stirn und sah dann Ayrina dann mit weit aufgerissenen Augen an. Diese aber verschränkte die Arme und sah Manai lächelnd ins Gesicht.

„Jetzt passt wieder alles.“

Sie setzte sich auf ihren Hocker zurück und wippte ein paar Mal damit.

„Jeder weiß, dass du ein Mensch bist, Manai. Die Ältesten von Predinas, Attilia und Lijaan, und wir auch. Du musst uns nicht beweisen, dass du einer von uns bist.“

Ayrina winkte kurz ab, ohne dass ein Widerwort von Manai gekommen wäre.

„Weißt du... Es ist nicht so, als müssten wir gleich jeden Menschen, der hier ankommt, einsammeln und auf sein Schicksal vorbereiten. Du bist in Ordnung. Viri mag dich. Wir mögen dich. Du hast uns geholfen. Das hier ist keine ungerechte Welt, und letztendlich hat ohnehin Ciseding zu entscheiden.“

Manai entspannte wieder etwas, wirklich ruhiger wirkte er aber noch nicht. Doch im Laufe des Tages war dieser Moment der Anspannung wieder vergessen. Manai redete einige Zeit mit Morel, Ayrina hielt wieder das Steuer und Viri ruhte sich auf dem Sofa in der Kabine aus, nachdem sie das Geschirr abgeräumt und gewaschen hatte. Hierfür und zum Waschen hatte das Schiff extra

einen Wassertank. Morel hatte beim Planen des Schiffes an so vieles gedacht. Viri glaubte ihm, dass das Schiff wirklich nur dazu gedacht war, eine neue Heimstatt für die Menschen von Desir zu finden. Es war nie als Kriegsschiff vorgesehen gewesen.

Morel hatte das Schiff auch wirklich schnell wieder repariert, doch in der Wüste konnte er nur leichte Reparaturen vornehmen. So kam das Schiff mit nur einem funktionstüchtigen Motor in Gaalkayo an, den zweiten Motor hatte Morel kurz vor der Abreise repariert.

Viri war gerade dabei, einzunicken, als es an der Tür klopfte.

„Ja?“, raunzte sie verschlafen. Es war Unico. Er setzte sich an ihr Fußende und sah sie nachdenklich an.

„Was meinst du, stimmt das, was Ayrina gesagt hatte?“

„Was meinst du, Unico?“

„Manai. Ich mag ihn wirklich. Er hat dir geholfen, er behandelt uns mit Respekt. Er ist ein guter Mensch.“

Unico senkte seinen Blick.

„Meinst du wirklich, Ciseding kann etwas mit ihm anfangen? Oder meinst du, er wird in Helgard einfach seiner Bestimmung überführt und zurückgeführt?“

Darüber hatte Viri auch schon nachgedacht. Sie hatte den Gedanken immer wieder weggeschoben, verdrängt, doch schlussendlich konnte es sein, dass Ciseding entscheiden

würde, dass Manai wie alle Menschen einem Vollstrecker ausgehändigt werden sollte. Sie hatte noch nie besonders viel vom Anführer ihrer Welt gehört und wusste nicht, aus welchem Holz dieser geschnitzt war und wie er sich entscheiden würde. Doch Viri hatte das Gefühl, dass Manai etwas Besonderes war. Sie würde sich für ihn einsetzen, und dafür kämpfen, dass er nicht dasselbe Schicksal erleiden musste, wie die anderen Menschen. Dafür mochte sie ihn viel zu sehr.

Sie schüttelte den Kopf.

„Manai wird nicht wie alle Menschen enden. Das verspreche ich.“

Unico nickte, doch man erkannte, dass er sich nicht sicher war. Er ging bei der Tür hinaus, drehte sich aber nochmal um, bevor er die Kabine verließ.

„du solltest rauskommen. Die Sonnenuntergänge sind wunderschön hier.“

## 27 Grigorij | Vorbereitungen

Das kleine Wesen zappelte in seiner Hand, doch er hielt es mit festem Griff, so dass es nicht fliehen konnte. Es kratzte und biss, doch er fühlte nicht sonderlich viel Schmerz. Davon hatte er schon zu Lebzeiten genug ertragen müssen.

„Du sagst, diese kleinen Dinger gibt es überall auf dieser Welt und sie überbringen für euch Nachrichten?“

Der Teufel, der es nicht geschafft hatte, aus der Stadt zu fliehen, kniete vor ihm, gefesselt in Ketten. Zwei Menschen standen hinter ihm und stießen ihm den Griff eines Schwertes in den Rücken.

„J... Ja. Das sind die Succubi, ihre Nester gibt es überall. Sie überbringen unsere Nachrichten von Stadt zu Stadt.“

„Und hier auf diesem gesamten Kontinent gibt es nur die eine Stadt?“

„So ist es.“

Er war furchtlos, das gefiel Grigorij. Er war einer der vierhörigen Teufel, diese waren nicht ganz so stark wie die großen Zweihörigen. Er hatte bei der Flucht wohl noch einige der Bewohner gerettet, und es deshalb nicht mehr in das Luftschiff geschafft. Aus diesem Grund hatten ihn die einfallenden Menschen gefangen nehmen



können. Sein Name war Grigorij egal, aber er war eine gute Informationsquelle. Folter wirkte überall.

Überhaupt hatte ihm nichts Besseres passieren können, als zu sterben. In dieser Welt wurden Menschen geprügelt und gequält, aber die Wesen, welche diese Aufgabe übernahmen, waren schrecklich naiv und einfältig.

Er hatte sich nicht sehr bemühen müssen, um aus dem Pulk der Menschen zu fliehen, die gerade zur Vollstreckung geführt wurden, und in der Wüste suchte man kaum nach ihm. Viele Menschen wurden hier wohl verrückt, aber sein Wille war stark genug. So fand er Morel, der nicht weniger naiv war als die Bewohner dieser Welt.

Nun herrschte er über einen ganzen Kontinent, neue menschliche Bewohner kamen jede Stunde an und wurden in sein Heer eingezogen. Die meisten Menschen waren so froh und voll Hoffnung, sie sahen in ihm den Heilsbringer, welcher ihnen Freiheit und Unsterblichkeit bringen wollte. Grigorij grinste. Es spielte wirklich alles in seine Hände hier.

Er schüttelte kurz die Hand, in der er das kleine Wesen, eine weibliche Succubus, hielt. Sie sah zu ihm auf und kreischte unverständliche Laute.

„du bist wirklich ein schlaues Wesen?“

Ein Succubus sah aus wie ein kleiner Mensch, ungefähr so hoch wie ein Buch, blaue Haut und bunte, ledrige Flügel und trug ein oranges Kleid, das geschickt um den zierlichen Körper gefaltet wurde. Für Grigorij sah das ganz hübsch aus.

Das kleine Geschöpf deutete auf ein Blatt Papier und eine Feder, welche auf einem kleinen Tisch lagen. Er hatte das unterirdische Schloss in dieser Stadt zu seinem vorläufigen Hauptquartier erkoren und plante hier die weiteren Schritte. Sein erster Versuch, gleich noch mehr Gebiete zu erobern, scheiterte am Absturz des Luftschiffes. Es gab eine Explosion, das Schiff trudelte auf einen Abgrund zu und konnte nur im letzten Moment noch auf einer Anhöhe zum Landen gebracht werden. Viele seiner Krieger wurden verstümmelt oder gingen in der großen Schlucht verloren, so dass er sich für den Rückzug entschied und sich noch etwas Zeit zur Vorbereitung für weitere Schritte ließ.

„Schließt die Tür!“, befahl er seinen Wachen, und nachdem er sichergestellt hatte, dass der Raum abgeriegelt war, ließ er die Succubus frei.

Sie war offenbar verletzt, denn sie flog unsicher zu dem Tisch und humpelte dann zur Feder. Diese tauchte sie in das kleine Tintenfasschen ein, welches unter dem Blatt versteckt lag und schrieb etwas auf das Papier. Als sie fertig war, tauchte sie die Feder wieder in das Tintenfass

und ließ sie dort stehen. Mit einer Handbewegung wies sie Grigorij an, einen Blick darauf zu werfen.

Er nahm die Succubus wieder in die eine Hand und das Papier in die andere. Die Schriftzeichen, die darauf zu lesen waren, konnte er aber nicht erkennen, deswegen wandte er sich an den gefangenen und in Ketten liegenden Teufel, oder was immer diese Wesen waren.

„Was steht da?“

Der Vierhörnige lachte auf.

„Hm... *Scheusal* steht hier“

Mit einer Handbewegung von Grigorij stieß einer seiner Leibwächter den Schwertgriff wieder in den Rücken des Gefangenen.

„Lüg nicht!“

Der Teufel hingegen schüttelte nur den Kopf.

„Ich lüge nicht.“

Grigorij lachte laut auf und sah die kleine Succubus in seiner Hand an. Diese warf nur einen finsternen Blick aus ihren hellen, gelben Augen zurück.

„So klein wie du bist, so mutig bist du wohl!“

Mit diesen Worten drückte er die Faust fest zu, in der er das Wesen hielt. Sie kreischte laut vor Schmerz, zappelte mit den Händen. Grigorij nahm unbeeindruckt ihren Kopf in die Finger seiner anderen Hand und knickte ihn

nach hinten ab. Die Succubus verstummte, und Grigorij warf den toten Körper auf den Boden.

„Macht die Tür wieder auf!“

Seine beiden Leibwächter gehorchten und öffneten die Tür in den großen Korridor, welcher direkt in die Höhle führte, die unter der Stadt lag. Beim Hinausgehen sah er den Teufel an, den die Wachen festhielten. Er schnaubte vor Wut und Trauer.

„Schlagt ihn tot. Wir brauchen ihn nicht mehr.“

Grigorij schloss die Tür hinter sich, und ging nach oben in die Stadt. Als er den Raum verließ hörte er Schreie, die jedoch schnell verstummten. Den Teufel brauchte er wirklich nicht mehr.

Er ging durch die überfüllte Stadt, ließ sich von seinen Untergebenen grüßen und kletterte eine der Leitern hoch, die zur Stadtmauer führte. Dort oben angekommen drehte er sich um.

Es ging alles gut voran. Überall standen Gerüste, die ersten Mauern wurden schon gebaut. Bald würden hier Fabriken stehen, er würde Waffen, Luftschiffe und Technologie herstellen, mit denen er nach Öl und Gas graben konnte. Er vermutete, dass er binnen eines Jahres das mächtigste Geschöpf auf dieser Welt sein würde. Er genoss den Gedanken und wagte noch gar nicht daran zu denken, welche Möglichkeiten ihm offenstanden.

Grigorij war glücklich. Es war wirklich eine schöne Zeit.

## 28 Viri | Die neue Welt

Ayrina hatte nicht zu viel versprochen. Das Schiff war hoch in der Luft, als Viri den Sonnenuntergang beobachten konnte, und es war ein wunderschöner Ausblick, den sie genießen durfte. Die Sonne versank im Meer der Wolken, das sich dicht unter dem Schiff auftat. Kurz bevor die Sonne vollständig untergegangen war, glühten die Wolken rot, so dass es aussah, als würde die Mayflower durch ein flammendes Meer schwimmen.

Doch kaum war die Sonne untergegangen, wurde es empfindlich kalt auf Deck, der Fahrtwind frischte noch einmal spürbar auf und alle suchten die Wärme des Schiffsrumpfes auf. Alle außer Morel, dieser erklärte sich bereit, das Schiff durch die kalte Nacht zu führen.

Auch wenn sie mittlerweile mehrere Wochen auf Reisen gewesen war, Sonnenauf- und Untergang waren immer wieder wunderschön anzusehen, Viri konnte sich jedes Mal wieder im Licht der roten Sonne verlieren.

Auch an dieser letzten Nacht ihrer Reise wurde es schnell dunkel, und am Horizont leuchteten die Sterne auf. Der Himmel nahm eine tiefe, dunkelblaue Farbe an, die Sterne leuchteten wie viele kleine Fackeln am Firmament. Die Milchstraße durchzog den Himmel wie ein weißes Band. Hätte sie durch den Wind nicht so gefroren, dann wäre sie noch viel länger draußen

geblieben. Eine kurze Weile wollte Viri aber noch bei Morel bleiben, er tat ihr leid, so allein hier draußen.

„Die Weite der Welt ist wunderbar“, sagte er, den Blick nach vorne gerichtet.

Er wartete einen Moment, und wandte sich dann Viri zu, die Hände immer noch fest am Steuer.

„Wenn ich mich meinem Schicksal hingebe, was wird dann passieren? Was wird mit mir?“

Auch wenn sie sich vorgenommen hatte, für Manai zu kämpfen, für Morel konnte sie wohl wenig tun. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Du wirst zurückgeführt. Die Vollstrecker werden dich so lange bearbeiten, bis alle Erinnerungen und alle Gefühle aus deiner Seele verschwunden sind. Alles, was dein vorheriges Leben war, bleibt hier. Wenn du bereit bist, wirst du zurückgeführt, und als kleines Kind wieder geboren. Irgendwo in deiner Welt.“

Morel sah wieder in die Ferne, seine Augen glitzerten im Sternenlicht.

„So wie du das sagst, hört sich das beinahe vielversprechend an. Alle Erinnerungen ablegen zu können und die Möglichkeit auf ein neues Leben zu haben, ist eigentlich viel zu gnädig für mich.“

Das tat Viri weh. Sie wollte ihm keine Hoffnung machen. Vor ihm stand jahrelanges oder sogar jahrzehntelanges Leid.

„Sag das nicht, Morel.“

Nun war es Morel, der wieder lächelte. Er sah Viri direkt in die Augen. Sein Gesicht war gezeichnet, aber freundlich.

„Lass uns einfach den Moment genießen, junges Fräulein. Sieh dir die wunderschöne Nacht an, denke an die schönen, friedlichen Tage, die wir verbringen konnten. Jeder von uns hat seine Entscheidungen getroffen. Dazu müssen wir stehen.“

Viri nickte, ohne etwas zu sagen, umarmte Morel kurz aber herzlich, verabschiedete sich und ging hinunter in das Deck des Schiffes. Die Vorräte waren fast aufgebraucht, so gab es etwas Trockenfleisch aus Pachas und Wasser. Es reichte, um satt zu werden, doch mittlerweile wünschte sich Viri doch wieder frisches Gemüse und abwechslungsreichere Kost. Auch wenn sie die Reise genoss, so war sie doch froh, dass sie nicht mehr viel mehr Zeit in diesem Luftschiff verbringen sollte.

Draußen war es bitterkalt, und im Rumpf des Schiffes angenehm warm, dafür sorgte die Abwärme aus dem mit Kohlen befeuerten Kessel, der die Motoren und Pumpen antrieb. Dieser Kessel lag in der Mitte zwischen dem

Versammlungsraum und den kleinen Kajüten und heizte so auch den Raum mit. Deswegen wurde Viri schnell müde und ging vor allen anderen in ihre Kabine. Sie schlief tief und fest und träumte wie so oft von dem Tempel auf der unendlich weiten Wiese, dem klaren Teich und dem Sandsturm, der ihr diese wunderbare Vision wieder entriss.

Viri wachte auf, als jemand hart und laut an ihrer Kabinentür klopfte.

„Viri, steh auf, steh auf“, rief Manai. Seine Stimme bebte vor Nervosität.

Viri sprang aus dem Bett und riss die Tür auf. Sie hatte Angst, dass etwas geschehen war, ihr Herz klopfte. Doch als sie die Tür öffnete sah sie in Manais Blick, dass es nicht etwa Angst war, die ihm im Gesicht stand, sondern Begeisterung. Er nahm sie an der Hand und zog sie den engen Gang entlang hinter sich her, die Treppen hoch zum Deck. Dort lief er mit ihr bis an den Bug des Schiffes. Dort standen schon die anderen.

„Schau doch!“

Was Viri nun sah, konnte sie nie mehr vergessen. Um das Luftschiff herum türmten sich tausende Meter hohe Berge auf, die Gipfel in Schnee gehüllt, mit satten Wiesen in den Tälern, kleinen Wäldern und vielen Flüssen, die sich durch die Senken schlängelten. In den Tagen zuvor waren sie immer in dichtem Nebel oder über Wolken



geflogen. Zwischen einige Gipfel hindurch schlüpfen Wolken, der Himmel war ansonsten klar. Die Sonne war gerade aufgegangen, der Himmel war noch ganz dunkelblau im Westen, doch von Osten strahlte das Licht der Sonne schon in die Täler.

Am Horizont verbreitete sich das Tal, durch das sie gerade flogen, und inmitten der Senke war eine riesige Stadt voller weißer Gebäude. Kleinere Häuser und Felder umgaben die Stadt, welche aus vielen hohen Türmen bestand. Deren Fenster waren verglast, denn sie glitzerten im Licht der aufgehenden Sonne. Um die Türme flogen unzählige kleinere und größere Luftschiffe.

Das musste Helgard sein. Die Hauptstadt ihrer Welt.

Sie konnte immer mehr Details erkennen, je näher sie der Stadt kamen. Im Zentrum von Helgard stand der höchste Turm, und auf seiner Spitze waren die Symbole der vier Reiche aufgezeichnet. Sie erkannte auch die stilisierte Fichte im Kreis, das Symbol von Saltyria. Doch kurz darauf drehte das Schiff bei und verlor beachtlich schnell an Höhe. Viri drehte sich um, es war nun wieder Ayrina, die steuerte.

„Ich weiß, wo wir hinmüssen.“ rief sie Viri zu, der unausgesprochenen Frage zuvorkommend. Ayrina hatte die Route geplant und war auch schon einige Male in Helgard gewesen, daher kannte sie den Weg.

Die Mayflower umkreiste die Stadt fast zur Hälfte im Sinkflug und landete dann in einem großen Feld, in dem auch zahllose andere Luftschiffe vor Anker lagen. Es war ein richtiger Luftschiff-Hafen mit vielen Gebäuden, genau abgezeichneten Landezonen und vielen Sammlern und Vollstreckern, die sich um die ankommenden Schiffe kümmerten.

Viri kannte so ein Treiben nicht, besonders nicht von ihren Leuten. Bisher hatte sie massenhafte Ansammlungen nur von Menschen gekannt. Sie war nervös, ängstlich und begeistert zugleich.

Vorsichtig setzte Ayrina das Luftschiff auf Grund. Viri, Manai, Unico und Morel starrten immer noch begeistert auf die große Stadt inmitten des Tals.

„Es wird Zeit, dass wir aussteigen!“ rief Ayrina allen zu.

Viri kletterte die Strickleiter hinab und stolperte im ersten Moment. Das Luftschiff war immer in Bewegung, der feste Boden unter den Füßen wirkte für sie, als würde er wanken.

Manai half ihr auf und lachte. Auch Viri musste schmunzeln, doch nach kurzer Zeit hatte sie das Torkeln im Griff und ging mit festem Schritt auf Ayrina, Unico und Morel zu, die sie bereits erwarteten.

Der Boden unter Viri war trocken und ausgetreten, ein Zeugnis des steten Treibens, das um sie herum stattfand. Überall schwebten Luftschiffe, liefen Sammler aufgeregt

umher und Vollstrecker vertäuten die ankommenden Gefährte.

Hier fühlte sich alles so unglaublich lebendig an.

„Wie geht es weiter?“

Ayrina sah sich um.

„Nun, wir werden jemand finden, der uns in die Stadt führt. Ich habe den Brief von Lijaan dabei, und dann hoffen wir, dass Ciseding uns Audienz gewährt.“

## 29 Manai | Empfang

Manai war nicht wohl, sich ohne seine mittlerweile lieb gewonnenen falschen Hörner durch Helgard zu bewegen. Er hatte Angst, dass ihn plötzlich ein Sammler, der hier seine Arbeit verrichtete, mit sich zog und er von Viri und den anderen getrennt würde.

Dennoch war er von der Stadt beeindruckt. Sie wirkte modern, viel moderner als er die Welt bisher immer kennen gelernt hatte. Durch die tiefen Häuserschluchten flogen kleine Luftschiffe, die Gebäude waren hell und mit viel Glas verkleidet. Sie sahen beinahe aus wie moderne Wolkenkratzer aus seiner Heimat, doch waren sie mit den vielen Reliefmustern, die darauf angebracht haben, ungleich kunstvoller gestaltet.

Das Treiben in den Straßen war geschäftig, die meisten Bewohner von Helgard schienen Sammler zu sein. Er sah kaum Vollstrecker durch die Straßen laufen, auch wenn er viele von diesen am Landeplatz der Luftschiffe gesehen hatte.

Anders als in den Städten seiner Heimat gab es aber kaum Geschäfte oder Einkaufsmeilen, die großen Häuser und Türme waren wohl reine Wohnhäuser. Ab und an sah Manai Lebensmittelläden oder Kleidergeschäfte, hin und wieder ein Werbeschild für Mechaniker, die in der Lage waren Luftschiffe zu warten oder Luftschiffteile zu

erstellen. Selbst wenn er die Schrift hier nicht lesen konnte, die Zeichnungen auf den Schildern waren eindeutig. Auch den ein oder anderen Waffenladen und Restaurants konnte er erkennen. An einigen der größeren Plätze waren sogar Sonnenschirme und Bänke angebracht, unter denen sich die Bewohner der Stadt sammelten und miteinander plauderten. Es sah fast aus, als wären das die Sitzgelegenheiten von Cafés gewesen.

„Helgard ist wirklich das Zentrum der Welt“, belehrte ihn Ayrina, die offenbar bemerkt hatte wie aufmerksam er die Stadt beobachtete.

„Saltyria ist kalt und dunkel, Predinas trocken und tödlich, und in Vargladia kann man kaum einen Fuß vor den anderen setzen, ohne im Sumpf unterzugehen oder von einem der riesigen Pilze aufgefressen zu werden.“

Sie sah nach oben, die Sonne strahlte in ihr Gesicht.

„Hier ist ein großes Land, in dem alle leben können. Vollstrecker, Sammler und auch die Wächter.“

Manai hatte schon von den Wächtern gehört, vor der Reise, als Lijaan in Gaalkayo davon erzählte. Sie schienen in Hel die Führungskaste darzustellen, eine kleine Gemeinschaft der Wenigen, die über die Geschicke dieser Welt entscheiden sollten.

„Auch hier in Lauretania erscheinen Neuankömmlinge. Aber es gibt genügend Sammler, die sich um sie kümmern können. Die Menschen werden dann schnell in

die großen Höhlen in den Bergen gebracht und dort wird die Vollstreckung durchgeführt.“

Sie atmete tief ein.

„Helgard ist unser Ort. Hier leben Sammler, die noch nie einen Menschen gesehen haben. Sie führen die Verwaltungsarbeiten für die Wächter durch oder helfen diesen bei ihren Aufgaben, oder sie kümmern sich um andere Dinge wie die Luftschiffe oder die Succubi...“

Es war auch sehr friedlich in Helgard. Alles war sauber und aufgeräumt, von den Häusern wehten Fahnen in verschiedenen Farben und mit verschiedenen Mustern. Die Sonne stand hoch am Himmel, es war warm, und ein kühler Wind sorgte dafür, dass es nicht zu heiß wurde. Manai entspannte sich, Helgard begann ihm zu gefallen. Er hörte Vögel in den vielen Bäumen neben den Straßen zwitschern, immer wieder schnappte er Wörter auf, der Grundton von Helgard war das Raunen vieler Stimmen, die durcheinander redeten. Hin und wieder gab es auch wieder Straßenmusiker wie schon in Predinas.

Die Gruppe ging noch eine gute Stunde vom Flughafen ins Zentrum der Stadt. Der höchste Turm stand direkt in der Mitte des Ortes. Das Gebäude verjüngte sich nach oben, in den ersten fünf bis sechs Stockwerken am Fuße des Turmes war die Grundfläche riesig.

Viri blickte mit großen Augen von der Brüstung einer Terrasse, die am Ende der Hauptstraße lag auf den

tieferliegenden Platz, auf den der große Turm gebaut wurde. Das Gelände allein war mehrere hundert Meter breit, das Gebäude dahinter kaum kleiner. Links und rechts von einem großen Haupteingang, der unter einem von riesigen weißen Säulen getragenen Dach lag breiteten sich zwei Flügel aus, auf deren Dächern der sich verjüngende Turm begann. Dieser musste wiederum einige hundert Meter hoch sein. An seiner Spitze waren vier Symbole angeordnet. Er hatte diese schon auf der ein oder anderen Uniform einer Wache gesehen.

Über eine breite Treppe, die links und rechts der Terrasse hinab führte, kamen Manai und die anderen auf den Vorplatz. Über diesen marmorierten Platz ging es zu den Säulen des Eingangs. Die Schritte der Damen klackten auf dem marmornen Boden, da sie Stiefel mit leicht erhöhten, aus festem Leder gemachten Absätzen trugen. Den Platz selbst kreuzten ständig irgendwelche Leute, es war ein ziemliches Durcheinander, doch schließlich erreichten sie die Pforte des Turms. Dort waren einige Wachen postiert, eine stand neben einem kleinen Pult. Eine Schlange bildete sich vor dieser Wache.

„Dort müssen wir hin und unsere Botschaft von Lijaan und Attilia übergeben“, klärte ihn Ayrina auf.

So reihten sie sich in die Schlange ein, und Manai konnte gar nicht verstehen, wieso niemand ihn als Mensch beachtete. Es war, als wäre er gar nicht hier oder immer noch einer der Sammler. Die Ignoranz und

Nichtbeachtung erinnerten ihn dann doch wieder an die Großstädte seiner Welt.

Es dauerte nicht lang, bis die Gruppe von der Wache in Empfang genommen wurde. Viri übergab der Wache den Brief mit der Empfehlung der Ältesten von Gaalkayo, in welcher um eine Audienz bei Ciseding, dem obersten Wächter gebeten wurde.

Die Wache stellte sich als Sammlerin heraus. Von der Ferne konnte Manai das nicht so erkennen, sie hatte breitere Schultern als Ayrina und war noch ein Stück größer. Die Frau hätte sicherlich auch eine gute Figur als Vollstreckerin gemacht. Sie öffnete den versiegelten Brief und überprüfte ihn. Dann richtete sie sich zur Gruppe.

„Wir haben euer Schreiben entgegengenommen, doch wir müssen zuerst prüfen, ob es auch echt ist.“

Ihre Stimme war ebenso laut und bestimmend wie ihr Äußeres es vermuten ließ. Sie öffnete die Schublade ihres Pultes und überreichte Viri wiederum einen kleinen Brief.

„Euer Anliegen ist ernst. Bis wir das Schreiben überprüft haben, übernachtet bitte in der Gaststätte oberhalb der Treppen.“

„Sollte euer Schreiben nicht echt sein, so werdet ihr die Übernachtungen abarbeiten müssen“, fügte sie mit mahnend gehobenem Zeigefinger hinzu.



„Wie lange wird die Überprüfung dauern? Unser Anliegen eilt, in Predinas und Salyria herrscht wirklich große Not!“, fragte nun Viri bestimmt.

Die Wache war überrascht, hatte sie doch nicht damit gerechnet, auf ihre mahnenden Worte so eine Antwort zu erhalten.

„Nun, ich werde das Schriftbüro anhalten, den Brief eilig zu überprüfen, aber eine Nacht werdet ihr sicherlich im Gasthaus verbringen müssen.“

Viri nickte. „Bitte sagt dem Schriftbüro, dass es wichtig ist.“

Die Frau lächelte und nickte ebenso. Viri war immer noch angespannt, aber blickte nun hoffnungsvoller drein. Ihre Ausstrahlung sah mutig und bestimmt aus. Das gefiel Manai. Ein wohlig warmes Gefühl breitete sich in seiner Brust aus.

Manai und die anderen verließen den Platz wieder und gaben im Gasthaus den Brief ab. Es war ein schönes Gasthaus, außen weiß, wie alle Gebäude, doch innen war es rustikal und heimelig eingerichtet. Dunkle Balken trugen die Decke des Eingangsraumes, an den Fenstern waren schöne Gardinen angebracht, auf den tiefen Fensterbänken standen Topfpflanzen, sie sahen aus wie die Spitzen der Trigorbäume oder Farne. Der Boden war aus Holz, sehr dunkel und glänzte, als wäre er frisch poliert worden. Der Sammler an der Rezeption las das

Schreiben und wies die Gruppe in das Zimmer, zu dem es über eine hölzerne, mit einem dicken Teppich ausgelegte Treppe ging. Im dritten Stock bezogen die fünf ein großes Zimmer - auch Morel war noch dabei, denn es war noch keine Entscheidung über ihn getroffen worden. Die einzige Anweisung der regierenden Kaste war es, zu warten.

Das Zimmer war groß und lag direkt über der Eingangshalle, was durch die Fenster einen schönen Blick auf den zentralen Turm von Helgard ermöglichte. Auch hier war der hölzerne Boden dunkel und glänzte, die Decke indes war weiß wie die Wände. In der Mitte des Zimmers stand ein kleiner Baum in einem großen Topf, der wiederum auf einem bunten Läufer stand.

Er war überrascht, dass sie so schnell in einem eleganten Gasthaus untergebracht waren, ohne zu überprüfen wer sie eigentlich waren. Manchmal wirkten die Bewohner dieser Welt wirklich naiv. Naiv oder mit einer Weisheit gesegnet, die weit über das Vorstellungsvermögen von Manai hinausging.

Die Betten in der Mayflower waren unbequem, durch den ständigen Lärm der Motoren waren die Nächte kurz, heiß und anstrengend gewesen. Manai genoss es, in einem weichen, warmen Bett zu liegen. Auch wenn es in der Nacht empfindlich kalt wurde, weil das Gasthaus nicht beheizt wurde.

Das Zimmer war groß, und obwohl die Einrichtung schön und gediegen war, hatte es doch durch die zwei Stockbetten, die sich darin befanden, den Charme einer Jugendherberge. Da half es auch nichts, dass die Stockbetten selbst durch einen fein gearbeiteten Paravent voneinander getrennt waren.

Neben den zwei Betten, die hintereinander an der länglichen Wand aufgestellt waren, stand an der schmalen Seite unterhalb des Fensters ein einzelnes Bett. Morel lag auf diesem, Unico und Ayrina teilten sich ein Stockbett, ebenso Manai und Viri. Die Möbel waren aus feinem Holz gefertigt, die Matratze und die Kissen weich und kuschelig.

Manai dachte daran, wie es in dieser Welt mit ihm weitergehen würde, was wohl Ciseding entscheiden mochte, und wie sehr er seine Lieben zu Hause doch vermisste. Es war so schnell mit ihm vorbei gewesen, er konnte sich nicht einmal an sein Ende erinnern. Als er an seine Eltern dachte, seine besten Freunde, sogar an die große Liebe, die ihn verlassen hatte, wurde er plötzlich unglaublich traurig. Tränen flossen seine Wangen hinab, er schniefte einmal kurz auf.

Er wollte niemanden aufwecken, die anderen schliefen ja schon. So weinte er leise, und irgendwann übermannte ihn die Müdigkeit und er nickte ein.

Erst als ihn etwas Warmes berührte, schreckte er wieder hoch. Manai wusste nicht wie ihm geschah und hob den

Kopf. Sein Körper war schwer. Plötzlich legte sich eine Hand über seinen Oberkörper. Manai realisierte, dass Viri zu ihm hochgeklettert war und sich schlafend an ihn kuschelte. Er wusste nicht, was er davon halten sollte, und konnte seine Gedanken zuerst nicht sortieren. Schließlich entschied er sich dazu, seinen rechten Arm um sie zu legen und drückte Viri näher an sich heran. Sie wachte durch die Bewegung auf. Der Mond schien Hell an dieser Nacht, und so konnte er ihre funkelnden Augen ansehen, die ihn fixierten.

„Was machst du denn hier?“, flüsterte er leise unter die Decke hinein. Viri räkelte sich und drückte sich näher an ihn heran.

„So einsam da unten.“, antwortete sie ebenso leise.

„Was wohl die anderen denken?“, fragte Manai.

„Ist mir egal.“

„Ich fühle mich so wohl bei dir“, fügte sie hinzu.

Noch lag ihr Kopf auf der Höhe seiner Brust, Manai zog sie hoch, sodass er ihr tief in die Augen schauen konnte. Langsam drehte er sich zur Seite, sah sie an und begann, sie zu küssen. Viri erwiderte den Kuss und bald schon spürte Manai den Griff ihrer Hand in seinem Nacken. Auch er drückte ihren Körper näher an sich, und bald lagen sie eng umschlungen innig küssend auf dem Bett. Es war ein wunderbares Gefühl.

„Ich glaube, ich habe mich verliebt“, hauchte sie.

## 30 Unico | In Shion

Schon am nächsten Tag, als ihnen der Gastwirt ein Frühstück bereitete, kam ein Bote vom Turm mit der Nachricht von Ciseding. Die Gruppe saß an einem großen runden Tisch gleich im Nebenraum des Empfangssaales, als der dunkel gewandete Vollstrecker wortlos einen Brief auf diesen Tisch legte. Das Kuvert war groß, so dass der Brief nicht gefaltet darin lag, und außerdem war es mit Wachs versiegelt. In das Wachs eingepreßt war das Siegel der Wächter, die Symbole der Länder von Hel.

Unico nahm das Kuvert und öffnete es. Es war nicht viel auf das große Blatt geschrieben, eine Verschwendung von Papier.

*„Wir haben Euer Ansinnen geprüft. Die Lage scheint ernst. Wir haben die Maßnahmen eingeleitet und bestellen euch für Morgen am Ladea Turm.*

*Heute reist Ihr mit den zwei Menschen zum Feld von Shion. Eine Kutsche steht bereit. Begleitet den Boten.*

*~ zentrales Ufficio Ciseding“*

„Wir werden Morgen in den Turm einberufen“, sagte Unico mit unberührter Stimme.

Viri lächelte ihn an. Sie hatte schon den ganzen Tag so ein verträumtes Grinsen im Gesicht.

„Aber das ist doch toll. Warum schaust du so verwirrt drein?“

Unico las noch einmal den Brief.

„Nun, wir sollen jetzt den Boten begleiten, er bringt uns auf irgendein Feld von Shion. Warum genau, steht hier nicht.“

Irgendwann hatte er schon einmal den Namen Shion gehört, konnte sich aber nicht genau daran erinnern, was er bedeutete. Vor langer Zeit hatte er sich diesen Begriff einmal einprägen müssen.

Da aber auch Viri und Ayrina nicht darauf reagierten, ging Unico davon aus, dass er wohl irgendwas in den Erinnerungen durcheinanderbringen musste.

So folgten sie nach einem kurzen Frühstück mit Weißbrot, Honig, Pfannkuchen und Speck dem schweigsamen Boten und begleiteten ihn zur Kutsche. Es war ein großes hölzernes Gefährt, gezogen von vier Rössern, als Kutscher saß ein Mahr an den Zügeln. Unico hatte immer Angst vor Rössern, ihre Augen waren leer und ausdruckslos, und geritten wurden sie nur von Mahren, schwarzen, hageren und schütter behaarten Wesen.

Mahre waren mit den Succubus verwandt, aber während die Succubus wie kleine Menschen mit Flügeln aussahen und auf eine gewisse Weise hübsch und niedlich waren, so sahen die Mahre hässlich und unheimlich aus in ihrer

dunklen Gestalt und den großen, durchdringenden gelben Augen. Wie die Succubus auch sprachen sie nur selten mit Sammlern und Vollstreckern, sondern kommunizierten nur untereinander oder nahmen Aufträge von Ältesten und Wächtern entgegen. In Saltyria gab es nicht viele davon, und Unico war froh darüber.

So zeigte der Mahr auch keine Regung als die Fünf einstiegen. Der Bote betrat die Kutsche nicht.

Die Kutsche sah ebenso beängstigend aus. Die Mahre bauten die Gefährten selbst, und es schien Unico, als hätten diese Wesen nur finstere Gedanken. Das Holz war fein gearbeitet, es fanden sich viele Verzierungen in den Brettern und Streben, auch die Seitenwände waren fein gearbeitet, hinter den großen Rädern trugen Blattfedern die Last der Kutsche auf den Achsen. Doch alles war dunkel gebeizt, selbst die eisernen Speichen der Räder waren schwarz bemalt. Im inneren der Kutsche waren die Sitzbänke mit purpurnen Polstern bezogen. An den verglasten Fenstern hingen ebenso gefärbte Vorhänge.

„Steigst du auch zu?“, fragte Ayrina den Boten. Sie hatte als einzige den Mut, diesen seltsam verschwiegenen Vollstrecker anzusprechen.

Er schüttelte nur den Kopf, wieder wortlos. Daraufhin schloss er die Tür der Kutsche und der Wagen fuhr los.

Viri sah zum Fenster hinaus, während sich die Kutsche langsam durch die belebte Hauptstraße von Helgard bewegte. Es musste unheimlich wirken, wie dieses finstere Gefährt durch die hellen, freundlichen Straßen der Stadt fuhr.

„Habt ihr eine Ahnung davon, was die Wächter mit dieser Reise bezwecken?“, fragte Manai in die Stille hinein.

„Nein. Wir haben gelernt, Entscheidungen der Wächter nicht zu hinterfragen, aber ich kann nicht sagen, wohin die Reise geht“, antwortete Viri. Ayrina und Unico nickten zustimmend.

Die Kutsche fuhr weit aus der Stadt hinaus. Vom Tal, in dem Helgard lag, ging es in einen Bergpass und über einen Berg, hoch bis in die vereisten Gipfel. Es wurde kalt, doch der Pass war wunderschön und in der Kutsche lagen weiche Decken für die Verfrorenen in der Gruppe bereit. Der Weg schlängelte sich durch das Gestein, überall war Schnee, manchmal führte die Straße durch einen Tunnel, der grob aus dem Berg geschlagen worden war. Wenn der Wagen gerade nicht durch eine enge Klamm fuhr, durch die ein eisiger Fluss plätscherte, war die Aussicht atemberaubend und weit. So weit man sehen konnte Berge und Hügel, hin und wieder war der Blick frei auf ein grünes, weites Tal. Dort konnte man auch oft Städte und Dörfer erkennen.



Nach einigen Stunden ging es wieder abwärts, in Richtung eines dieser wunderschönen Täler. Man sah, dass es mit Wäldern gesäumt war, doch in der Mitte des Waldes lag eine kleine Stadt. Über Serpentinaen ging der Weg immer tiefer. Bald schon waren wieder Bäume am Rand des Weges zu sehen, und schließlich führte der Weg in einen dichten Wald hinein, sodass man das Tal nicht mehr erkennen konnte, sondern nur noch Baumstamm um Baumstamm sah. Beinahe fühlte sich Unico hier wie zu Hause. Der Weg flachte nun spürbar ab, und kurze Zeit darauf lichteteten sich auch die Bäume wieder und die Kutsche kam zum Stehen.

Nachdem niemand die Türe öffnete, war es Unico, der zuerst den Griff betätigte und aus der Kutsche stieg. Die anderen folgten ihm. Der Mahr saß unbeteiligt vorne auf der Kutsche und ignorierte die Gruppe.

Unico sah sich um, ihm gefror das Blut in den Adern. Am Horizont erkannte man majestätisch hohe Berge, die Gipfel weiß von Schnee. Das Gras im Tal leuchtete in satten Grün, und überall blühte Lavendel. Die Stauden standen vereinzelt im Gras. Der Anblick wäre majestätisch und wunderschön gewesen, hätte sich nicht in der Mitte des Tales eine ganze Stadt voller Ruinen befunden.

Unico drehte sich um und sah die anderen an. Selbst Ayrina blickte besorgt drein, Manai und Morel schwiegen, die Angst stand ihnen ins Gesicht

geschrieben. Von diesem Ort ging eine unglaublich finstere und gleichzeitig traurige Aura aus. Das Land lebte, doch die Häuser standen wie Gerippe in der Landschaft. Stille Anklagen der Vergangenheit an die blühenden Wiesen, traurige Erinnerungen an verlorenes Leben.

Im ersten Moment bemerkte Unico gar nicht, dass Viri völlig unbeeindruckt auf die Ruinen zu schritt. Unico und Manai liefen los und folgten ihr, doch sie schien die beiden gar nicht zu bemerken.

Viri sah sich um, ihr Gesichtsausdruck war leer, ihr Blick fern.

„Viri, ist alles in Ordnung?“, fragte Manai sie. Doch Viri antwortete nicht. Sie ging vorbei an den Ruinen, den ausgebrannten und eingestürzten Häusern, überschritt mühelos verfallene Barrikaden, die mitten auf der Straße lagen.

Der Weg führte sie weiter bis ins Zentrum dieser Stadt, auf dem zentralen Platz blieb sie schließlich stehen.

Rings um den Platz, bei dem das Gras zwischen den Steinplatten im Boden wucherte, waren große Häuser aufgereiht. Auch sie waren leer und ausgebrannt. Der Ruß war schon abgewaschen und die Wände standen verwittert und grau in der Gegend, also musste die Stadt schon lange untergegangen sein.

Viri befand sich in der Mitte des Platzes, vor einem ausgetrockneten Springbrunnen. Unico näherte sich ihr und berührte sie an der Schulter.

„Viri, was ist los? Geht es dir nicht gut?“

Viri fuhr herum und fauchte Unico an. Sie zeigte ihm ihre Zähne, und im ersten Augenblick kam es Unico so vor, als würden ihre Augen leuchten. Erschrocken trat er einen Schritt zurück.

„Viri? Viri!“ sagte er noch einmal. Auch Manai versuchte sich zu nähern, doch Viri begann zu schreien und sank auf die Knie. Manai wich zuerst einen Schritt zurück und wollte sich ihr dann wieder nähern.

Viri hielt ihre Hände an den Kopf und schrie weiter fürchterlich.

Manai hielt sie, und sie ließ ihn gewähren, doch hatte es den Anschein, als würde sie seine Berührung gar nicht mehr spüren.

Kurz darauf verstummte die junge Sammlerin und sank in den Armen von Manai zusammen.

„Was ist hier los?“, fragte er mit Tränen in den Augen, doch niemand konnte ihm helfen.

„Sie braucht nun erst einmal Ruhe.“

Eine Person trat hervor, ein Mann, er hatte sich offenbar schon hinter dem Brunnen befunden, als Viri schreiend zusammenbrach.

Ayrina fiel auf die Knie. Zuerst wollte Unico auch zu ihr eilen, doch dann erkannte er, dass sie das aus freien Stücken getan hatte. Er sah sich den Mann noch einmal genauer an.

Er hatte vier Hörner, wie die Sammler, doch waren seine oberen Hörner ausladend breit und nach unten geneigt. Er trug einen Mantel mit schweren Schulterpanzern, auf der Nase des schmalen, kahl rasierten Kopfes saß eine runde Brille.

Nun ging auch Unico auf die Knie. Es war Ciseding, Herrscher dieser Welt. Der oberste Wächter.

Manai hielt immer noch Viri in den Armen. Er blickte auf und sah Ciseding an. Sein Blick gefror ebenso wie der von Ayrina zuvor.

„Sind Sie... Seid Ihr...“

Ciseding hielt kurz inne und drehte sich um.

„Ah, der Mensch Manai.“

Er schritt auf Manai und Viri zu und ging in die Hocke. Er nahm Viri in die Arme, hob sie hoch und ging mit ihr zu Unico.

„Hier, trage sie zur Kutsche. Sie braucht jetzt Ruhe.“

Unico nickte und drehte sich um. Einem Wächter war schließlich Folge zu leisten. Doch Ciseding hielt Unico an der Schulter.

„Noch nicht gleich.“

Ciseding ging zurück zum Brunnen und setzte sich an den Rand des ausgetrockneten Beckens. Er sah dabei so würdevoll aus, dass selbst der alte, vertrocknete Brunnen wie ein Thron wirkte. Es schien, als sei Ciseding noch nicht besonders alt, doch er strahlte eine Autorität und Souveränität aus, dass in diesem Moment niemand an seiner Führungsrolle in Helgard zweifeln konnte. Selbst, als er die Hände locker auf den Oberschenkeln aufstützte.

„Wir vermuten, dass Elvira etwas... Besonderes ist. Wir wollten schon länger, dass sie hier nach Lauretania kommt, doch wir hatten sie aus den Augen verloren.

Es war ein erstaunlich glücklicher Zufall, dass sie nun freiwillig gekommen ist, auch wenn die Nachrichten, die ihr uns gebracht habt, keine Guten sind.“

Er hielt kurz ein und holte tief Luft.

„Wir werden Luftschiffe nach Saltyria senden. Ihr könnt davon ausgehen, dass dieses Land gesichert ist. Was wir mit Predinas machen, wird sich zeigen.

Kümmert euch um Elvira. Sie braucht euch. Ich hätte nicht gedacht, dass sie in dieser Weise reagiert.“

Ciseding sah Viri an, wie sie in Unicos Armen lag. In seinen Augen lag Sorge.

„Kümmert euch um Elvira. Sie wird bald zu sich kommen, und vielleicht ist sie eine andere, wenn sie wieder wach ist.“

Er drehte sich wieder zu Manai.

„Elvira hat eine Bindung zu dir aufgebaut. Es ist wichtig, dass du sie versorgen kannst.“

Mit diesen Worten auf den Lippen ging er auf Manai zu und berührte ihn an der Stirn, Manai ging zu Boden und krümmte sich vor Schmerz, doch er gab keinen Laut von sich.

Kurz darauf stand er wieder auf und sah sich um, weltenfern und verwirrt. Er berührte sich an der Stirn und sah Unico an. Unico nickte und lächelte. Manai hatte vier echte Hörner auf der Stirn und auch die Ohren sahen nun mehr wie die eines Sammlers aus. Manai realisierte, was geschah und strahlte Ciseding an, doch dieser winkte ab.

„Das ist nur eine Illusion. Du bist dadurch kein Sammler. Aber das sollte euer Leben einfacher machen, und ihr könnt eure Aufgabe besser wahrnehmen.

Und du!“

Ciseding marschierte mit stechendem Schritt auf Morel zu. Dieser sah verunsichert und verängstigt aus.

„Du baust diese Stadt wieder auf. Stein für Stein, Balken für Balken. Wenn du deine Schuld beglichen hast, wird entschieden, was mit dir geschieht. Hast du verstanden?“

Morel nickte.

„Dann geh. Geh und baue Shion wieder auf.“

Wieder nickte Morel und ging ohne ein weiteres Wort oder ohne eine Frage vom Brunnen weg in den Wald. Er würde nicht fliehen, da war sich Unico sicher.

Ayrina, Manai und Unico begleiteten Ciseding zurück zur Kutsche, die sie hergebracht hatte. Dort stand nun eine zweite Kutsche. Sie war kleiner und stellte sich als die des obersten Wächters heraus. Er stieg ein und fuhr voraus, die anderen betraten den größeren Wagen.

In der Kutsche wurde Viri auf eine Sitzbank gelegt. Sie sah aus, als würde sie friedlich schlafen.

## 31 | Vergessene Tage

Es kitzelte. Das Sonnenlicht, das durch das kleine Fenster am anderen Ende des Raumes auf das Bett schien, weckten sie auf. Sie versuchte, aus dem direkten Lichtstrahl zu entkommen, damit sie auch die Augen öffnen konnte, nun, da sie ohnehin wach war. Deswegen stützte sie sich auf ihren linken Ellenbogen und rieb sich mit der rechten Hand die Augen.

Sie lag in einem halbkreisförmigen Raum, die Wände waren grau und rau, grob verputzter Lehm. Das Spitzdach war aus Stroh, durchzogen von zwei Balken. Von diesen Balken hingen am Rand Gewürze, Trockenfrüchte und Wurst. Der Boden war aus Holz, neben dem Bett lag ein großer, bunter Teppich, der reich verziert war. Das kleine Fenster des Raumes war verglast, und obwohl der dunkelrote Vorhang zugezogen war, ließ es noch genügend Licht hinein um sie aus ihrem Schlaf zu reißen.

Etwa in der Mitte endete das Zimmer in einer Wand, in der sich eine dunkle Türe befand. An der Wand selbst befanden sich einige Regale mit allerlei Schalen und Schüsseln, und neben ihrem Bett standen am Halbrund der Außenmauer zwei weitere Betten.

Sie wusste nicht, wo sie war, und wenn sie genau darüber nachdachte, dann wusste sie auch nicht wer sie war. Sie



sah ihre Hand an, mit der sie sich gerade die Augen gerieben hatte. Es waren die Hände einer jungen Frau. Der Anblick war ihr vertraut. Doch im Raum war kein Spiegel, in dem sie sich näher hätte betrachten können. Woher wusste sie eigentlich, was ein Spiegel war? Sie versuchte, sich an irgend etwas zu erinnern, doch der Gedanke bereitete ihr nur Kopfschmerzen. Es gelang ihr nicht.

Langsam setzte sie sich auf. Der Boden war kalt, doch der Teppich war weich und flauschig, sodass sie nicht an den Füßen fror. Sie sah sich noch einmal um. Es gab wirklich nichts an diesem Raum, was ihr auch nur ein bisschen bekannt vorkam.

Die Zimmertüre wurde geöffnet, und eine ältere Dame kam herein. Sie war in bunte Decken gekleidet, diese waren auch wieder reich und bunt verziert. Ihre grauen Haare waren zu einem Zopf gebunden und hochgesteckt. Sie lächelte.

„Guten Morgen Rena. Es wird Zeit, aufzustehen. Die Wäsche muss gemacht werden!“

„Rena...? Bin ich Rena?“

Die Augen der alten Dame waren eng zusammengekniffen, so eng, dass man kaum ihre Pupillen erkennen konnte. Es sah vielmehr aus, als hätte sie die Augen ständig geschlossen.

Obwohl sie so wenig mit den Augen sprechen konnte, wirkte sie plötzlich traurig. Sie senkte den Blick und schüttelte den Kopf.

„Ach mein Mädchen, fast jeden Tag stellst du dieselbe Frage. Natürlich bist du Rena.“

Langsam näherte sie sich Rena und nahm ihre Hand. Sie stand vom Bett auf und folgte der Frau. Als die sich umdrehte bemerkte Rena die kleinen, aschgrauen Flügel am Rücken der Frau. Sie konnte ihre Gedanken noch gar nicht einordnen, also folgte Rena, ohne sich weiter darüber Gedanken zu machen.

Zumindest machte sie sich so lange keine Gedanken darüber, bis sie beim Durchschreiten der Türe plötzlich zur Seite gezogen wurde.

Die alte Dame drehte sich um und öffnete ihre kleinen Augen so weit sie konnte.

„Oh nein, nicht auch das. Heute verspricht ja ein ganz guter Tag zu werden.“

Im selben Moment huschte ein Luftzug durch den Raum und ringsum fielen die Gegenstände von den Tischen. Rena hörte zuerst nur das Rauschen und dann fühlte sie einen stechenden, verkrampften Schmerz. Es tat an einer Stelle weh, die sie sich gar nicht vorstellen konnte.

Rena ging in die Knie und die alte Frau lief durch die Türe dieses Raumes aus dem Haus.

„Terock, Terock, komm schnell, sie verkrampft!“

Ihre Gedanken waren vernebelt vom Schmerz, nur mit Mühe stützte sie sich auf die Arme und verhinderte damit, ganz zu Boden zu gehen. Sie schwitzte und atmete ruckartig. Dennoch erkannte sie, dass die alte Frau mit einem ebenso alten, großen, schlaksigen Mann wieder zurückkam.

„Ach Mädchen...“, sagte dieser nur, ehe er sich zu Renas Seite begab. Er fasste sie an den Oberarmen und kniff fest in diese, dabei bewegte er die Arme leicht nach oben. Sie wusste nicht genau was er tat, doch nach kurzer Zeit ließ der Schmerz nach und sie konnte sich wieder konzentrieren.

Da es ihr wieder besserging, wirkte auch die alte Dame wieder ruhiger. Sie holte einen Schemel und bedeutete Rena, sich darauf zu setzen. Die Dame und der Mann, den sie Terock nannte, setzten sich ebenso auf kleine Hocker in der Nähe des Tisches, der den Großteil dieses Raumes einnahm, der offensichtlich die andere Hälfte eines kreisrunden Gebäudes darstellte. Gegenüber der Türe befand sich der offene Hauseingang. Nun erkannte Rena, dass auch Terock Flügel besaß. Seine waren viel länger und größer als die der Dame.

„Ich bin Ciolet, und der junge Herr am Tisch ist Terock. Wir sind deine Großeltern, und du bist unsere Enkelin Rena.“

Cielet stand auf und holte einen Handspiegel, der an einem der Balken dieses Raumes festgemacht war.

„Hier, sieh dich an.“

Rena nahm den Spiegel und sah ihr Gesicht an. Sie erkannte es wieder. Es war ein schmales, feines Gesicht. Ihre Haut war hell, die Haare dunkelblond, fast schon rötlich. Hinter ihr sah sie Flügel. Diese Flügel mussten zu ihr gehören und waren wohl für den Schmerz von eben verantwortlich.

„Ich habe... Flügel?“, fragte sie leise.

„Wie wir alle vom Volk der Mal'ach.“, antwortete Cielet ruhig.

„Doch dir scheinen Sie fremd! Du bist nun fast erwachsen, und immer wieder verkrampfen deine Flügel! Als würdest du dich dagegen wehren, als würdest du sie abwerfen wollen. Fast jeden Tag müssen wir dich behandeln.“

Rena sah mit dem Spiegel noch einmal ihre Flügel an. Sie strich mit einer Hand über die Federn, sie fühlten sich gut an, weich. Wie die Flügel ihrer Großmutter waren sie aschfarben, doch ebenso groß wie die von Terock. Sie bewegte die Oberarme und bemerkte, dass sich auch die Flügel ein bisschen dazu bewegten.

Terock schnaubte und schüttelte den Kopf. Er stand auf und näherte sich Rena. Er nahm ihre Hand und deutete ihr an, dass sie aufstehen sollte.

Er zog fester an ihr, als sie es diesem alten Mann zugetraut hätte, sodass sie beinahe stolperte. Rena fing sich dennoch schnell und verließ mit Terock das Haus. Sie befand sich in einer Stadt, oder einem größeren Dorf.

Rings um sie herum standen die runden Häuser. Alle hatten diese Strohdächer, die Rena vorher auch schon in ihrem Bett beobachten konnte. Sie waren grau verputzt, wirkten fast ein bisschen schmutzig, doch der Himmel war blau und die Bäume und Gräser standen in voller Blüte, die Umgebung war bunt und strahlend.

Auf den zweiten Blick bemerkte Rena, dass viele der Häuser verfallen waren. Die Strohdächer waren eingestürzt, die Fenster der meisten Häuser waren blind und milchig oder gar zerbrochen. Vor dem Haus ihrer Großeltern hingen Zwiebeln und Trockenfleisch, die Wände der anderen Häuser waren leer.

Die Hauptstraße des Dorfes war überwuchert mit Gras, Pfützen bildeten sich in den riesigen Schlaglöchern. Die ganze Straße hinab war kein anderer Bewohner der Stadt zu sehen. Sie blickte nach links und rechts, und ging auch einige Meter die Straße entlang, doch alles um sie herum war leer und einsam.

Terocks Hand berührte sie an der Schulter, sie blickte zu ihm auf. Das faltige, freundliche Gesicht des alten Mannes mit seinem schütterten, zerzausten Haar, dem Backenbart und vielen Falten war traurig, die Augen glitzerten vor Tränen.

„Wir sind die Letzten. Es ist sonst keiner mehr hier.“

Da sie sich ja selbst nicht kannte, traf Rena das Gefühl der Einsamkeit wie ein Stachel. Sie war doch gerade erst aufgewacht in dieser Welt.

„Komm mit.“

Hinter ihr stand Ciolet, einen Korb in der Hand, und lächelte sie an.

„Ich habe Frühstück dabei. Komm mit, außerhalb der Stadt gibt es einen wunderbaren Platz!“

Rena, verwirrt und traurig, folgte Ciolet und Terock. Die beiden alten Mal'ach nahmen sich bei der Hand, und als Ciolet die Hand ausstreckte, ergriff Rena diese ebenso. So wanderten die Drei nebeneinander durch die sterbende Stadt, hinaus in ein weites, grünes Land, in dem kleine Wäldchen sich mit prächtigen Wiesen abwechselten.

Der sanfte Wind wehte durch das hohe Gras, welches sich darin wog. Rena löste ihren Griff von den Händen ihrer Großeltern und fuhr mit den Fingerspitzen durch die hohen Gräser. Die Wiesen sahen fast aus wie eine ruhige See. Die ganze Welt schien hier flach und eben zu sein, doch ein kurzes Wegstück außerhalb der Stadt gab es einen kleinen Hügel, der von Nadelbäumen bewachsen war. Hinter dem Hügel schien die ganze Landschaft aufzusteigen, hin zu großen Bergen. Doch diese Berge konnte sie nicht mehr erkennen, in der Ferne war Nebel aufgezo-

Oben am Hügel gab es einen Aussichtspunkt, auf dem zwei heruntergekommene Bänke und ein Tisch standen. Hier waren offenbar einige der Bäume gefällt worden, um einen Blick zur Stadt zu ermöglichen.

Cielet breitet das Frühstück aus. Es war herrlich. Butter, Käse, Äpfel, Wurst und frisch gebackenes Brot lagen auf einer Decke auf dem Tisch. Bisher hatte Rena gar nicht bemerkt, welchen Hunger sie eigentlich hatte, doch hier griff sie begierig zu. Terock schnitt einige Scheiben Brot, Rena nahm sich gleich die ersten und bestrich sie mit Butter. Seltsamerweise fiel es ihr nicht schwer, mit einem Messer zu hantieren.

„Wir wissen nicht, welche Krankheit dich befallen hat, mein liebes Kind“, begann Cielet zu erzählen, „doch du vergisst beinahe jeden Tag, wer du bist und wo du bist. Wir gehen jeden Tag hier auf den Hügel, wenn es schönes Wetter hat, und ich erzähle dir wieder unsere Geschichte.“

Terock stand auf und stellte sich hinter seine Frau. Er berührte ihre Schulter zärtlich, so wie er es vorher bei Rena auch gemacht hatte. Sie lehnte sich an seine Hand und fuhr fort.

„Wir drei sind die letzten Überlebenden der Mal‘ach. Unsere Welt heißt Etheria, und wenn wir gegangen sind, dann wissen wir nicht, was weiter geschieht, was aus dieser Welt wird.“

Das Gefühl der Einsamkeit verkrampfte sich noch mehr in Rena.

„Wieso gibt es nur noch uns drei...?“, fragte sie schließlich unsicher.

„Das Volk der Mal'ach tat immer das, was ihr Anführer gebot. Unser Anführer, Eding, verschwand vor vielen Jahren, kurz nach deiner Geburt. Und auch wenn wir weise Wesen sind und viele hundert Jahre leben können, so wussten wir nicht, was wir tun sollten. Es wurde kein Kind mehr geboren, und Eding kam nie mehr zurück. Langsam starben die Alten, einige der Jungen nahmen sich das Leben. Jahr um Jahr wurde es einsamer in unserer Welt. Jetzt gibt es nur noch uns. Und wir sind alt.“

„Was wird aus mir? Ihr sagt, ich sei krank?“

Ciolet senkte wieder den Kopf.

„Ja, du bist krank. Wir wissen nicht, welcher Dämon von dir Besitz ergriffen hat, doch jeden Morgen weißt du nicht, wer du bist. Du kannst mit deinen Flügeln nicht umgehen. Es ist kein Mann mehr da, der auf dich achten kann, und doch bist du immer wieder freundlich und liebenswert. Aber kaum schließt du die Augen am Abend, vergisst du alles, was du über diese Welt gelernt hast.“

Terock ging auf die verfaulten Baumstumpen zu und sah in die Ferne, betrachtete die kleine Stadt und stemmte die Arme in die Hüfte.



„Etheria war eine schöne Welt.“

Ciolet setzte sich zu Rena und drückte diese fest und innig. Tränen liefen das Gesicht der alten Frau hinab.

„Ich liebe dich, mein kleiner Schatz.“

Das Gefühl von Wärme und Liebe durchströmte Rena und sie erwiderte die Umarmung, obwohl sie die Frau doch gar nicht wirklich kannte. Ciolet war klein, so konnte Rena ihren Kopf auf das graue Haar legen. Es fühlte sich gut an. Warm. Vertraut.

Doch Ciolet drückte Rena weg und sah sie an. Sie öffnete ihre Augen so weit sie konnte und sah Rena an.

„Wir wissen nicht, wie lange wir noch leben. Wenn wir gegangen sind, dann hast du doch hier keine Möglichkeit, weiter zu leben. Du wachst täglich auf und weißt nicht, wo die Vorräte sind, wer du bist. Irgendwann werden die Tiere zurückkommen, die Wölfe, die Füchse, und du wirst sterben, krank oder verrückt, oder beides.“

Terock drehte sich um.

„Im Essen war Gift. Das Brot war vergiftet, die Butter war vergiftet, und das Wasser auch.“

„Es tut uns leid“, flüsterte Ciolet.

„Ich weiß nicht, wie lange uns bleibt“, fügte Terock hinzu.  
„Genießt den Augenblick. Verabschiedet euch, sagt der Welt Lebewohl.“

Cielet umarmte Rena wieder, und Rena drückte sich an die alte Frau. Was blieb ihr denn jetzt noch anderes. Was konnten die alten Leute schon tun. Sie vergab ihnen.

Rena schloss die Augen.

Sie schlief friedlich ein.

Rena.

Friede. Friede ist es doch, was sich alle wünschen.

Nur in einer friedlichen Welt hat jedes Wesen die Möglichkeiten, sich zu dem zu entwickeln, was es sein will. Was es sein kann.

Sie träumte von einem Tunnel, den sie durchschritt. Doch am Ende des Tunnels war kein Licht. Es waren Wälder, Bäume, ewiges Zwielight.

Schreie der Angst kamen von ringsherum her, Schreie der Verzweiflung, Schreie des Schmerzes.

Doch sie ging weiter.

Kurz vor dem Ende des Tunnels hielt sie inne und drehte sich um.

„Etheria.“

## 32 Grigorij | Der Moloch

Die dunkle Stadt war, wie er sie sich vorgestellt hatte. Finstere Türme ragten hoch in die Wolkendecke, nur in den wenigsten Fenstern brannte Licht. Der Himmel war dunkel, die Wolken beinahe schwarz, obwohl es lichter Tag sein sollte.

Aus zahllosen großen Schloten stieg Rauch, sie waren für den finsternen Himmel verantwortlich. Neben den Türmen ragten Masten empor, vollkommen aus Stahl. Seile schwangen sich von Gerippe zu Gerippe.

„Hervorragend, wir sind gut im Plan“, sagte Grigorij zu sich selbst.

Er stand vor dem großen Fenster seiner Gemächer, die er sich in den obersten Stockwerken des größten Gebäudes hatte errichten lassen. Von diesem Fenster aus hatte er einen guten Blick auf seine Stadt.

Ihm standen unendlich viele Arbeitskräfte zur Verfügung, die unermüdlich im Einsatz waren und, ganz gleich was geschah, sie lebten und konnten arbeiten.

So stand nach wenigen Monaten an dem Ort, wo vorher die kleine Stadt Predinas war, ein Moloch von Großstadt. Unter den Menschen, die sich hier einfanden, in der Hoffnung auf ein gutes, glückliches Leben, waren auch viele Ingenieure und Wissenschaftler. Grigorij machte sich deren Wissen zunutze, und so gab es in seiner neuen

Stadt Elektrizität aus einem Kohlekraftwerk, die Stahlproduktion arbeitete mit effizienten Gießereien und die Maschinen wurden immer besser, sodass mehr und mehr Bodenschätze aus dem Boden gefördert werden konnten.

Er nannte seine Stadt „Mirny“. In der Sprache, die er zu Lebzeiten sprach, bedeutete das Wort „friedlich“. Er liebte es, mit Ironie zu kokettieren.

Es klopfte an der Tür. Grigorij mochte es nicht, wenn er aus seinen Tagträumen gerissen wurde.

„Ja?“, raunzte er zornig.

Ein kleiner, alter Mann trat ein. Vermutlich einer seiner Wissenschaftler, oder irgendein anderer Berater. Da der Mann gut genährt war, konnte er nicht zum einfachen Fußvolk gehören, welches in den Minen oder Fabriken arbeitete.

„Wir haben genügend Rohstoffe gesammelt. Der Bau der *Rana* kann jetzt beginnen.“

Diese Nachricht sorgte dafür, dass Grigorij seine schlechte Laune vergaß und breit grinste. Doch gleich darauf setzte er wieder seine ernste Miene auf, denn schließlich ging es darum, jetzt die weiteren Schritte seiner Eroberungspläne einzuleiten.

Nun erinnerte er sich auch wieder an den alten Mann. Er war zu Lebzeiten ein Architekt von Luftschiffen gewesen und konnte sein Wissen gut in die Planung des

Kriegsschiffes einbringen, das Grigorij gebaut haben wollte.

„Gib den anderen Ingenieuren Bescheid, wir treffen uns im großen Saal. Lass außerdem die Blaupausen der Rana aufhängen.“

Grigorij war wirklich zum Lachen zumute. Nun, da er das große Luftschiff plante, konnte ihn in dieser Welt nichts mehr aufhalten. Er ließ Panzer bauen, Munition, und mit einem gepanzerten Luftschiff war nun auch der Griff nach Norden nicht mehr weit. Er wollte keine Zeit verschwenden, und so erlaubte er sich nur wenige Monate bis zur Fertigstellung des Schiffes.

Mit diesem Schiff würde er, begleitet von Bodentruppen, Kavallerie auf diesen seltsamen Laufvögeln und Artillerie in kürzester Zeit den nördlichen Kontinent erobert haben. Mit dem Zugriff von Holz als Rohstoff würden ihm noch mehr Möglichkeiten offenstehen, sodass er schnell diese ganze Welt für sich vereinnahmen konnte.

Er war in guter Stimmung als er sich seinen Mantel überzog, seine Mütze aufsetzte und wie ein General gekleidet seine Gemächer verließ, um mit seinen Ingenieuren den Bau des Luftschiffes zu besprechen.

## 33 Manai | Wieder erwacht

„Au verflixt!“

Manai zog sofort die Hand aus dem heißen Wasser und steckte sich den verbrannten Finger in den Mund.

Wieder einmal hatte er den Topf zu lange auf dem Feuer stehen lassen. Während er noch seinen schmerzenden Finger wieder gesund pusten wollte, musste er schmunzeln. Jeden Tag wieder verpasste er die richtige Temperatur und hatte entweder einen eiskalten Zuber voller Wasser oder eine kochend heiße Suppe.

Dabei benötigte er nur lauwarmes Wasser um Viri zu reinigen. Ciseding selbst hatte ihm die Aufgabe gegeben, sich um das körperliche Wohl von Viri zu kümmern, und er kam diesem Wunsch nur zu gerne nach. Insbesondere, nachdem was in der ersten Nacht hier in Helgard geschehen war. Morel musste in Shion bleiben, Unico und Ayrina wurden mit einem der Luftschiffe zurück nach Gaalkayo gesandt. Ciseding nahm die Bedrohung ernst und schickte viele Truppen in das Waldland.

So blieb es an Manai, dem falschen Sammler, sich um Viri zu kümmern. Seit mehreren Wochen lag sie nun in einem Zustand, der einem Koma ähnelte.

Sie konnte Nahrung wie Suppe zu sich nehmen, wenn er ihren Kopf hob und ihr einen Löffel an den Mund führte, dann trank sie in ihrer Trance vorsichtig davon. Auch

trinken konnte sie auf diese Weise, doch war Viri nicht ansprechbar und reagierte auf keine Signale in ihrer Umwelt, ebenso wenig öffnete sie die Augen.

Manai achtete darauf, dass sie sich nicht wundlag, er wechselte ihre Wäsche, wusch sie jeden Tag und reinigte auch ihre Laken und das Bettzeug, wenn es nötig war. Sie sah aus, als würde sie schlafen, doch manchmal schwitzte sie und wirkte nervös oder angespannt, ihre Muskeln zuckten dann als würde sie laufen, ihre Arme verkrampften sich.

Jeden Abend ging Manai in die Bibliothek von Helgard und lieh sich irgendein Buch aus. Er suchte sich immer Märchen oder Romane aus, und las Viri daraus vor. Dabei achtete Manai darauf, dass die Geschichten alle gut endeten.

Nachdem er Viri gewaschen hatte machte er sich wieder auf den Weg zur Bibliothek. Mittlerweile kam ihm Helgard fast vertraut vor. Er wusste den Weg durch die Gassen, die Sammler oder Vollstrecker beachtetten ihn nicht oder nickten ihm grüßend zu, wenn sie ihn sahen. Es war so etwas wie Normalität zurück in sein Leben gekehrt, Alltag.

Es war aber auch ein ganz anderes Leben als das, welches er in der anderen Welt geführt hatte. Dort gab es Technologien, die hier noch gar nicht bekannt waren. Hier musste er Wasser auf Holzöfen kochen, es gab keine Heizungen, und die Straßen in Helgard waren alle darauf

ausgelegt, von Fußgängern beschritten zu werden. Nicht einmal Fahrräder gab es hier, nur einige wenige Kutschen, und diese verkehrten hauptsächlich auf den großen Hauptstraßen, die sich alle auf dem zentralen Platz am großen Turm kreuzten. Luftschiffe jedoch waren ständig irgendwo zu sehen. Von diesen gab es eine ganze Menge, teilweise sogar kleine, die nur wenige Sammler, Vollstrecker oder Wächter transportierten.

Bücher hingegen existierten auch in dieser Welt. Und wie zu Hause auch gab es wohl viele Geschichtenschreiber, so dass die Auswahl groß war und selbst nach vielen Wochen immer wieder neue Geschichten zum Vorlesen bereitlagen. Die Bibliothek lag an einer der breiteren Straßen, die parallel zum großen Fluss verliefen. Dieser Fluss durchzog die Stadt, wich dem Stadtzentrum jedoch in einem großen Bogen aus.

Im Inneren der Bücherei herrschte der typische trockene Geruch von Papier, von alten, vielfach gelesenen Büchern, aufgestellt in Reihen von schweren, hohen Regalen.

Das Gebäude bestand fast nur aus der einen großen Halle, an der gegenüberliegenden Seite der Eingangstüre ermöglichten einige schmale, hohe Fenster einen Blick nach draußen. Für viel Licht sorgten diese dennoch nicht, erhellt wurde die Bibliothek von Öllampen, die auf den Lesetischen verteilt waren. Manai kam immer zu später



Stunde hierher, deshalb hatte er immer Schwierigkeiten dabei, die Buchtitel zu entziffern.

Anfangs noch hatte ihn ein seltsames Gefühl beschlichen, denn obwohl er die Schrift von Hel nicht kennen sollte, so war es ihm möglich, die Texte zu lesen. Es kam ihm vor, als hätte er schon immer diese Fähigkeit besessen. Warum er dazu in der Lage war, konnte Manai sich nicht erklären. Möglicherweise war Cisedings kleiner Trick daran schuld, der ihm schließlich auch das Aussehen eines Sammlers gegeben hatte.

An diesem Abend deckte Manai Viri wieder zu, denn es wurde nach Einfall der Dunkelheit immer empfindlich frisch.

Er stellte einen Stuhl neben ihr Bett, streichelte kurz über ihre Haare und begann zu lesen.

In dem Märchen, das er ihr an diesem Abend vorlas ging es um zwei verfeindete Königreiche, und einen Jungen der sich in ein Mädchen des anderen Reiches verliebte. Als die Mächtigen davon erfuhren, brannten sie das Dorf des Jungen nieder und das Mädchen lief in ihre Stadt zurück, um diejenigen zu bestrafen, die für das Niederbrennen verantwortlich waren.

Gerade als er dabei war die Stelle vorzulesen, in welcher der Junge dem Mädchen folgte, sprang Viri aus dem Bett.

Manai erschrak und warf in seinem Schreck das Buch nach hinten, er fiel vom Stuhl und blieb auf dem Boden sitzen.

Viri stand in kauender Haltung vor dem Bett, nur mit dem Nachthemd bekleidet. Die Bettdecken lagen verstreut im Raum, so schnell war sie aufgesprungen. Sie atmete schwer, ihr Brustkorb hob und senkte sich deutlich.

Sie sah ziellos im Raum umher, es war, als wäre sie in einer anderen Welt.

„Viri...?“ , wagte Manai leise zu fragen.

„HISS!“

Mit einem schneidenden Laut wirbelte Viri herum und sprang auf Manai. Sie verkrallte sich in seinen Armen und stützte sich mit den Knien auf seinen Oberschenkeln ab. Sie griff unter seinen Kragen, ihre Fingernägel kratzten über seinen Brustbereich.

Manai schrie auf vor Schmerz und wand sich, doch sie hielt ihn fest. Mehr noch aber besorgte ihn, dass er sie nicht ansehen konnte. Von Viri ging ein seltsames Licht aus, das den ganzen Raum auszufüllen schien. Sie atmete immer schwerer.

Es wurde immer heller und heller, es schien als würde er den Raum verlassen. Als auch der Schmerz nachließ, bemerkte Manai was geschah: Er war dabei, diese Welt zu verlassen. Er kannte das Gefühl. Schon einmal wurde

alles um ihn herum hell und jegliches Gefühl von Schmerz und Unbehagen verließ seinen Körper. Es war der Moment, als er starb.

Manai wollte schreien, doch seine Stimme war weg. Er wollte sich wehren, doch er hatte das Gefühl, sein Körper wäre verschwunden.

Und von einem Moment auf den nächsten war das Licht weg, die Schmerzen wieder da und Manai lag wieder im Raum der Gaststätte in Helgard. Er schüttelte den Kopf versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen.

Seine Hände waren wieder frei, doch Viri kniete immer noch auf ihm. Nun allerdings umgab sie nicht mehr diese unheimliche, helle Aura, sondern vielmehr sah wieder aus wie immer.

Sie sah ihn etwas unsicher an, ohne sich zu bewegen. Er kannte diesen Gesichtsausdruck. So blickte sie immer drein, wenn gerade etwas geschehen war, was sie nicht fassen konnte. Es war eine Mischung aus Unsicherheit und Neugierde.

Ein bekannter Gesichtsausdruck. Sie war wach. Manai durchströmte ein unbeschreibliches Glücksgefühl, er setzte sich auf, so dass Viri beinahe nach hinten kippte. Sie gab einen kurzen, quiekenden Laut von sich, doch Manai fing sie auf und umarmte sie herzlich. Seine Augen füllten sich mit Tränen, er musste so heftig weinen, dass er nur noch schluchzen konnte.

„Viri, du bist wieder hier!“

Doch Viri zögerte. Sie ließ ihn gewähren und sich umarmen, doch sie reagierte nicht. Kurz darauf drückte sie ihn auch wieder etwas nach hinten und sah ihm tief in die Augen. Die Tränen flossen ihm immer noch die Augen hinunter.

„Manai?“

Manai nickte, die Tränen in seinen Augen waren Freudentränen.

Nun lächelte auch Viri und umarmte Manai. Er erwiderte ihre Umarmung und bemerkte, dass auch sie weinte.

„Ich bin ja doch nicht alleine!“, schluchzte sie.

Viri nahm seinen Kopf in ihre Hände und küsste ihn leidenschaftlich, sie zitterte am ganzen Körper, als sich ihre Münder berührten. Auch Manai hielt Viri ganz fest und umklammerte ihren Rücken mit seiner rechten Hand, während seine linke in ihrem Nacken lag.

„Du wirst nie alleine sein, Viri“, sagte Manai schließlich mit ruhiger Stimme, nachdem sich die beiden gelöst hatten. Er redete sich ein, dass er Viri nur beruhigen wollte. Doch nein, er musste sich eingestehen, dass das sein Wunsch war. Sein wahrhaft ehrlicher Wunsch. Viri sollte nicht alleine sein. Sie sollte seine Zeit mit ihm verbringen.

Die beiden lösten ihre Umarmung, Manai sah Viri an und wischte ihr und sich selbst die Tränen aus dem Gesicht. Bei Viri tat er das ganz sanft mit seinen beiden Daumen.

„Ich denke, wir haben uns viel zu erzählen.“

Manai bot Viri die Hand beim Aufstehen an, doch sie stand von alleine auf und setzte sich auf das Sofa, auf dem sie einige Wochen lang gelegen hatte. Sie legte die Hände in den Schoß, sah sich um und betrachtete das Sofa ganz genau.

„Wie lange habe ich geschlafen?“

Manai tat, als müsse er überlegen, dabei hatte er jeden Tag gezählt. Es waren genau 22 Tage gewesen.

„Och, so um die drei Wochen, denke ich.“

Sie sah weiterhin von einer Ecke des Sofas zur anderen.

„Und wer hat mich die ganze Zeit gepflegt?“

„Das war ich“, sagte Manai mit gesenktem Kopf. Er wollte Viri nicht in die Augen sehen, doch er erkannte aus dem Augenwinkel, dass sie rot im Gesicht wurde.

Ganz in Gedanken starrte er auf den Boden, denn er wusste nicht, wie Viri wohl reagieren würde, wenn sie realisierte, dass er sie über mehrere Wochen gewaschen und gepflegt hatte.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als Viri ihn anstupste. Nur langsam erhob er seinen Kopf.

Viri lächelte und küsste ihn zärtlich.

„Vielen Dank“ sagte sie, während sie seine Hand nahm.

Sanft zog sie Manai nach unten, sodass er sich neben sie setzen musste, wenn er nicht ungeschickt auf den Boden fallen wollte. Er sah sie an, die beiden hielten sich an den Händen.

„Hast du geträumt?“, fragte Manai in die Stille hinein. Viri senkte daraufhin zuerst den Kopf, danach lehnte sie sich zu Manai hinüber und drückte sich an seine Schulter.

„Ich hatte das Gefühl, die ganze Zeit wach zu sein. Jeden Tag wachte ich auf, in einer seltsamen Hütte, und jeden Tag wieder hatte ich keine Erinnerung daran, wer ich war. Ich wusste nur, dass ich diese Tage immer wieder erleben werde und erlebt habe.

Ich wurde umsorgt von zwei alten Personen, sie sagten, sie wären meine Großeltern.

Wir hatten Flügel, und die Gegend war so wunderschön, doch auch so schrecklich einsam. Und an meinem letzten Tag, da vergifteten sie das Essen, weil sie sagten, wir wären die letzten unserer Art, und dass sich keiner um mich kümmern kann weil ich ja jeden Tag wieder vergesse, wer ich war...“

Viri überschlug sich in ihrer Erzählung und eilte von Detail zu Detail. Am Anfang konnte Manai ihr gar nicht folgen, und musste oft nachfragen, was sie ihm denn

sagen wollte, doch letztendlich verstand er ungefähr, was Viri ihm erzählte.

„Es kommt mir vor, als hättest du von einer anderen Welt geträumt. Und du sagst, ihr hattet Flügel?“

„Ja“, sagte Viri und nickte dazu heftig.

„Warst du ein Engel?“. Der Gedanke schien Manai seltsam, doch es hörte sich ganz so an wie in den Geschichten, die ihm erzählt wurden, als er noch ein kleines Kind war. Doch Viri sah ihn unverständlich und fragend an.

„Engel? Nein, von so etwas habe ich nicht gehört. Die zwei Alten haben uns Mal‘ach genannt.“

„*Es wäre auch ein zu großer Zufall gewesen*“, dachte sich Manai, dass die Geschichten, welche sich die Menschen in seiner Heimat erzählten, tatsächlich näher an der Wahrheit waren als jeder zu glauben vermochte. Was zählte war, dass er Viri wieder hatte und sie ganz die Alte war.

Er hielt ihre Hand wieder fester und stand auf.

„Wie auch immer, ich soll dich zu Ciseding bringen, sobald du wieder wach bist.“

Er ging zum Fenster und sah hinaus.

„Die Nacht ist wunderschön in Helgard. Kommst du mit, gehen wir?“

Sie lächelte ihn an und nickte.

## 34 Morel | Aufräumarbeiten

Er fand die Aufgabe, die ihm übertragen wurde, sehr eigenartig. Nachdem die anderen wieder in ihre Kutschen gestiegen waren und die Stadt verlassen hatten, stand Morel alleine in der zerstörten Stadt, Shion. Alleine inmitten der staubigen Ruinen, der überwucherten Mauern und des ganzen Lavendels, der hier wie Unkraut zu wuchern schien.

Ciseding hatte ihm aufgetragen, die Ruinen wieder aufzubauen. Doch welchen Sinn hatte es wohl, Häuser wieder zu errichten, wo doch der nächste bewohnte Ort viele Stunden entfernt war? Gedankenverloren schaute er auf eine der ausgebrannten Häuserfassaden und war sich unsicher, was das alles zu bedeuten hatte.

Dass es eine Bestrafung war, dessen war sich Morel sicher. Die Häuser der Stadt hatten in der Vergangenheit sicherlich einmal tausende Einwohner beherbergt, und er alleine würde wohl Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte lang am Wiederaufbau arbeiten. Er würde sich dabei sicherlich verletzen und schlimme Schmerzen ertragen müssen.

*„Möglicherweise eine Art Maßnahme zur Rückführung? Nur dass ich mich hier selbst verletze, und nicht die Vollstrecker?“*



Doch in Anbetracht der Alternativen, die sich ihm boten, war diese Strafe mild und es ergab sich für ihn sicherlich auch die Möglichkeit, seine Seele zu reinigen. Was hätte er sonst auch tun können? Er hätte zu Ardankin zurückkehren können, zurück nach Desir, oder was davon noch übriggeblieben war. Oder er hätte sich in die Hände der Vollstrecker übergeben können. Wenn er genauer darüber nachdachte, wäre er wohl lieber zu den Vollstreckern gegangen.

*„Die wissen wenigstens, wie sie mich bearbeiten können um mich auf die Rückführung vorzubereiten. Ich würde mich vermutlich nur sinnlos selbst verletzen.“*

Jetzt aber stand er inmitten der zerstörten Stadt. Sein erstes Ziel war es, überhaupt Werkzeuge aufzutreiben, mit denen er den Wiederaufbau beginnen konnte.

Die meisten Häuser waren schwer zerstört, ausgebrannt oder hatten ohne Dach lange den Elementen nichts entgegenzusetzen. Dementsprechend war der Erhaltungszustand. Die Scheiben waren zumeist eingeschlagen, wenn es überhaupt noch Fenster gab, oftmals fehlten sogar die Fensterrahmen in den leeren Luken.

Doch nach einem halben Tag Suche fand er am Rande der Stadt in der Nähe der Hügel einen Straßenzug, der noch einigermaßen gut erhalten war. Die Häuser waren intakt, sogar die Fenster waren weitgehend unbeschädigt, oder es gab Fensterläden um einen Schutz vor Kälte und

Witterung zu erhalten. Natürlich war auch hier die ehemalige Sandstraße mit Gras und Unkraut überwachsen und einige Gebäude konnte man gar nicht mehr erkennen, da sie so mit Efeu und Weinranken überwuchert waren. Inmitten dieses Straßenzuges gab es eine verlassene Tischlerei, in welcher Morel Utensilien fand. Die Sägen und Hämmer waren verrostet, doch es gab auch Schleifsteine, so dass die Werkzeuge wieder in Ordnung gebracht werden konnten.

Das Gebäude der Tischlerei war auch noch außerordentlich gut erhalten, so dass sich Morel entschied, sie zu seinem Haus zu machen. Er sah sich um und musste feststellen, dass das Dach zwar in Teilen auch schon eingestürzt war, doch die Dachbalken waren trocken und in einem guten Zustand, sodass man das Gebäude sehr schnell instand setzen konnte.

Sein erster Schritt war daher, sich in den Nachbargebäuden umzusehen, und mit alten Türen und Blechverkleidungen seine neue Behausung in einen solchen Zustand zu bringen, dass er auch bei Regen darin leben konnte. Glücklicherweise schien es schon eine Weile nicht mehr geregnet zu haben, denn das Haus war vollkommen trocken.

Mit einem alten Reisigbesen fegte er die Stuben, eine alte Gardine verwendete er mit Hilfe eines Besens und Wasser aus dem nahegelegenen Fluss als Wischmopp, um die Küche und die Böden wieder bewohnbar zu

machen. Das alte Bett räucherte er über einem Feuer, so dass man wieder darin schlafen konnte, ohne von Maden und anderen Kleintieren aufgefressen zu werden.

Morel wurde fertig, bevor es dunkel wurde, und so konnte er sich für die erste Nacht in seiner neuen Wohnstatt vorbereiten. Die alten Decken waren sauber, das Bett gemacht. Eine halb abgebrannte Kerze, die er in einer Schublade gefunden hatte, spendete Licht. Mit einem Feuerstein und einigen alten Holzsplittern konnte er die Kerze anzünden.

Morel entspannte sich, die Aufgabe, Shion wieder aufzubauen war interessant und auf eine seltsame Art freute er sich darauf. Endlich durfte er etwas schaffen, bei dem er sicher sein konnte, dass es kein Fehler war.

So schlief er dank der harten Arbeit des Tages auch friedlich ein, nachdem er die Kerze gelöscht hatte.

Er wusste nicht, wie spät es war, doch es war noch stockdunkel, als er wieder aufwachte. Er hörte ein kratzendes, scharrendes Geräusch, das von der Eingangstüre unten kam.

Morel ging im dunklen nach unten, denn der Feuerstein lag in der Werkstatt, die das gesamte Erdgeschoss einnahm, so konnte er seine Kerze nicht mehr anzünden. Die Treppen knarzten, dennoch versuchte er, so leise wie möglich nach unten zu gehen.

Das Geräusch, das ihn geweckt hatte, kam tatsächlich von der Türe. Doch es war nicht nur ein Kratzen und Scharren, sondern auch eine Art Gurren, wie es Tauben von sich gaben.

Morel war nun schon viele Jahre auf dieser Welt, doch die einzigen Vögel, die er gesehen hatte, waren Sandhühner und Pachas.

Er konnte nicht sterben. Morel war sich sicher. Er konnte hier nicht sterben. Das Schlimmste, was ihm passieren konnte, war den Vollstreckern übergeben zu werden.

Dennoch durchfuhr ihn eine Angst, als er hinter der Tür stand. Er wusste ja nicht, was diese Welt noch an Überraschungen für ihn bereithielt. Ohne darüber nachzudenken, nahm er seinen Reisigbesen als Waffe und öffnete ruckartig die Tür, und sofort gefror ihm das Blut in den Adern.

Der Besen fiel aus seiner Hand.

Vor ihm stand ein Wesen, das ihn grundsätzlich an einen Menschen erinnerte. Es war zumindest so groß wie ein Mensch, hatte aber große Ohren, sie erinnerten ihn an die einer Fledermaus. Der helle Körper leuchtete fast im Dunkeln, ebenso wie die großen, gelblich schimmernden Augen. Am Körper war die Kreatur haarlos, die Unterarme und die Beine unterhalb der Oberschenkel waren schwarz und zu Klauen verwachsen. Aus dem Rücken wuchsen riesige, schwarze Flügel.

„Was... bist du?“, hauchte Morel.

Das Wesen aber blieb stehen. Es betrachtete ihn und atmete schwer, der Körper glitzerte ein wenig vom Schwitzen. Es war vermutlich weiblich, zumindest sah der Körperbau wie der einer jungen Frau aus, genaue Merkmale einer Frau konnte Morel aber nicht erkennen. Der Körper selbst war bis auf die Klauen zierlich und tailliert.

Er bewegte sich um keine Haaresbreite, die Kreatur hielt seinem Blick stand und beobachtete ihn eine ganze Weile. Auch Morel rührte sich nicht.

Von einem Moment auf den nächsten, Morel konnte gar keine Bewegung erkennen, stand es direkt vor ihm. Wie paralysiert blieb er stehen, er hatte Angst. Todesangst.

Es sah ihm tief in die Augen. Die gelben, mandelförmigen Augen waren hübsch und beruhigten ihn. Auch machte es den Anschein, als sei diese Kreatur nicht aggressiv. Außerdem war es bei weitem nicht so groß, wie er vermutete. Von den Klauen bis zum Kopf reichte es ihm bis zur Augenkante, und Morel war bereits selbst nicht groß gewachsen.

Dennoch schlug Morels Herz als es ihn berührte. Die knorrigen Klauen berührten seine Brust, das Wesen schloss seine Augen. Es begann schwer zu atmen und öffnete kurz darauf wieder die Augen. Die Hand

allerdings ließ es auf Morels Brust. Sein Kopf tat ihm weh.

„*Hilfe?*“ hörte er in seiner inneren Stimme.

„Was?“ sagte er, halb verschluckte er sich bei diesem Wort.

„*Hilfst du...?*“

Es war die Stimme einer jungen Frau. Doch das Wesen bewegte seinen Mund nicht. Sie sprach in seine Gedanken hinein.

„Wer bist du?“, sagte Morel. Sie sah ihn an, eine Träne lief die Augen hinunter.

„*Ich bin Ciel. Hilfst du?*“

Morel schüttelte den Kopf, um wieder klarer im Kopf zu werden. Die Kreatur, Ciel, erschrak und wich einen Schritt zurück, dabei verlor sie den Kontakt ihrer Klaue mit seiner Brust. Sofort verstummte die Stimme in seinem Kopf.

„Was soll ich tun?“, fragte Morel nun. Ciel nickte und nahm ihn bei der Hand. Obwohl die Klauen so fest und verkrüppelt wirkten, nahm sie seine Hand bestimmt, aber ohne ihm weh zu tun. Die haarigen, knöchernen Finger fühlten sich seltsam an. Das Wesen hatte nur zwei überdimensionierte, spitze Finger und einen Daumen, dennoch konnte es Morels Hand gut greifen.

Sie lief vor ihm versetzt und hielt ihn immer noch, obwohl er kaum Schritt halten konnte. Manchmal zitterten ihre Flügel und wehten Morel ins Gesicht. Doch sie achtete gar nicht darauf.

Nach wenigen Minuten waren sie in dem Wald angekommen, der Shion umschloss. Mitten im Wald war ein beleuchteter Höhleneingang unter einer Anhöhe. Ciel deutete darauf.

„*Hier hinein.*“, sprach sie in seinem Kopf.

Die Höhle war zur Hälfte eingestürzt. Sie war notdürftig eingerichtet, man konnte einige alte Möbel erkennen, die vermutlich aus Shion waren. Unter dem eingestürzten Schutt der Höhle sah Morel ein weiteres geflügeltes Wesen. Es wand sich im Schmerz. Scheinbar war es der Partner von Ciel, denn diesmal wirkte der Körperbau, zumindest der Oberkörper, eher männlich.

„*Das ist Tero. Hilfst du ihm?*“, hörte Morel.

Natürlich half Morel. Er ließ die Hand von Ciel los und lief sofort auf den verletzten Tero zu. Dieser lag auf der Seite auf einem seiner Flügel, dieser schien gebrochen. Der andere Flügel war an der Höhlenwand gespreizt, sah aber noch intakt aus. Die Beine waren vollständig verschüttet.

Zuerst nahm Morel einige der größeren Schränke und stützte mit ihnen die eingestürzte Höhlendecke ab.

„Warte hier, ich komme gleich wieder“, sagte er Ciel, und lief in seine Werkstatt. Dort holte er eine Schaufel und trug damit in der Höhle den Schutt ab. Nach kurzer Zeit schon war er zurück in der Höhle und konnte Tero bergen. Dieser atmete schwer, die Beine waren gebrochen. Morel hatte ähnliche Verletzungen gesehen, damals, in Borodino, und keiner seiner Kameraden hatte überlebt.

Dennoch baute er aus einer Schranktür und zwei Tischbeinen notdürftig eine Trage, und schaffte das verletzte Wesen mit Ciels Hilfe in sein Zimmer der Tischlerei. Ciel war stark und konnte ohne Probleme die Trage heben. Zuhause angekommen, heizte er den Ofen an und legte Tero auf sein Bett. Einige der Laken, die er am Tag frisch gewaschen hatte, zerriss er und fertigte daraus mit den Stielen einiger seiner Werkzeuge Schienen an, mit denen er die Beine des verletzten Wesens fixierte. Er reinigte einen dünnen Faden über dem Feuer der Kerze, den er in einer der Schränke gefunden hatte, und nähte die offenen Wunden des verletzten Wesens.

Nach einer Weile bemerkte Morel, dass Ciel fehlte. Sie kam wieder mit einer Schüssel, in der ein eigentümliches Getränk angerichtet war. Sie bemerkte seinen fragenden Blick und deutete auf Teros Mund. Sie setzte sich neben ihrem Partner, nahm eine seiner Klauen und flößte ihm das Getränk ein.



„Er schafft es“, sagte er, um Ciel Hoffnung zu machen. Sie hielt unbeirrt Teros Klaue. Auch seine Unterarme waren schwarz und zu Klauen verformt.

„Was ist eigentlich passiert?“

Ciel stand auf und nahm wieder Morels Hand.

*„Wir schliefen. Dann stürzte die Decke ein. Ich rannte raus, und sah Licht. Du kamst. Ich prüfte, ob du ein gutes Wesen bist. Du bist gut.“*

Morel schmunzelte.

„Na ich weiß nicht, in meinem Leben gab es genügend Momente, in denen ich nicht gut war.“

Ciel schüttelte heftig mit dem Kopf.

*„Du bist gut.“*

Tero schien zu schlafen und atmete ruhig. Ein feuchtes Tuch auf dem Kopf sollte sein Fieber etwas kühlen. Morel saß mit Ciel am Esstisch der kleinen Stube.

„Was seid ihr eigentlich?“, fragte Morel. Er hatte den beiden gerne geholfen, doch was sie waren, fragte er sich vom ersten Moment an, als er Ciel gesehen hatte.

*„Wir sind Ciel und Tero.“*, hallte es in seinem Kopf.

Dabei sollte er es vorerst auch belassen, dachte er sich.

## 35 Viri | Marschbefehl

Die Nacht in Helgard war wunderschön, wie Manai es versprochen hatte. Die Türme waren von tausenden Irrlichtern beleuchtet, sodass die weißen Gebäude in der Nacht strahlten. Dennoch war es noch dunkel genug, dass die Sterne am Himmel hell leuchteten.

Die Irrlichter waren nicht fest in Laternen eingesperrt, so wie es in Gaalkayo gemacht wurde, sondern schwebten scheinbar aus freiem Willen durch die Straßen der großen Stadt. So war das Licht nicht ruhig und statisch, sondern flackerte und schimmerte wie Wellen an den Wänden der hohen Häuser. Die meisten Häuser waren zu dieser Zeit nicht mehr beleuchtet, sodass es aussah, als würden Irrlichter und Sterne um die Wette funkeln. Es war ein unbeschreibliches Schauspiel von Licht und Dunkel.

Viri trug ein weißes, schlichtes Kleid. Dieses Kleid war Manai von den Wächtern übergeben worden für den Zeitpunkt, an dem sie wieder aufwachen sollte. Die Uniform, die sie bei der Ankunft in Helgard trug, war gerissen und verschmutzt, als sie am Boden in Shion vor Schmerz verkrampfte. Sie trug normalerweise lieber Uniformen und Hosen anstelle von Kleidern, diese empfand sie als praktischer und angenehmer. Mit Kleidern konnte man ja schließlich niemanden einsammeln. Dennoch musste sie zugeben, dass sie

dieses Kleid mochte, und besonders an der Seite von Manai fühlte sie sich in diesem Moment besonders hübsch.

Gerade als sie vom Gasthof aufgebrochen waren, nahm Manai Viris Hand. Als wäre es die selbstverständlichste Geste auf der Welt gingen die beiden zusammen Hand in Hand durch Helgard. Es fühlte sich so gut an, sie zu halten. Immer wieder konnte sie nicht anders als sich ganz nah an ihn zu drücken, irgendwann ließ er ihre Hand los und umklammerte Viris Taille, während sie durch Helgard spazierten.

Zwischen dem Gasthof und dem großen Turm, in dem Ciseding residierte, wurde Helgard von einem Fluss durchzogen. Dieser Fluss zog sich durch das ganze Tal, in dem die Hauptstadt lag, und gerade an dieser Stelle wurde der Fluss von einer großen Brücke überspannt. Die Brücke war breit und majestätisch gestaltet, das Geländer war aus Marmor, die kleinen Säulen, welchen den Handlauf trugen, sahen aus wie Säulen eines Tempels.

In der Mitte der Brücke stand eine große Laterne, die mit Öl befeuert war, und das Licht auf der Brücke warm und freundlich wirken ließ. Die Irrlichter strahlten ein grünliches, kaltes Licht aus.

„Schau, dort!“, sagte Manai und zog Viri zum Geländer. Die Aussicht war wunderschön. Der Fluss durchschnitt Helgard in einer relativ geraden Linie, und so war auf der

Brücke der Blick bis zum Horizont frei gegeben. Der Mond stand tief an diesem Tag und schien in dem Fluss, der in der Ferne nur noch als aufblitzende Lichter zu erkennen war, zu versinken.

Der Anblick war erhaben, der Abend war warm und Manai hielt sie im Arm. Viri versank in Gedanken, schloss die Augen und genoss den Augenblick. Sie war glücklich, besonders nach den aufreibenden Wochen in Etheria, die sie noch nicht ganz verarbeiten konnte.

Manai zog sie nahe zu sich, und wieder küssten sie sich. Die beiden standen eng umschlungen unter dem Licht der Öllampe und vergaßen für einen kurzen Moment die ganze Welt um sich herum, alle Sorgen und Herausforderungen, denen sich die beiden stellen mussten, hatten zumindest diesen einen Moment der Glückseligkeit abzuwarten. Manais Hände hielten Viri zuerst am Rücken, während sie seine Lippen spürte und seinen warmen Atem genoss. Sie umklammerte seine Schultern und hoffte, dass er sie nie wieder loslassen würde. Der Abend war wirklich perfekt.

Nachdem sie schließlich voneinander abgelassen hatten und die Aussicht schweigend genießen konnten, nahm Manai sie wieder an der Hand und führte sie zum großen Turm im Zentrum von Helgard.

Obwohl es mitten in der Nacht war, stand wieder die große Sammlerin Wache vor dem Eingangstor. Viri wunderte sich, ob es nur Zufall war und gerade die

Wachschicht auf diese Dame entfiel, oder ob die Frau tatsächlich die ganze Zeit dort stand. Vielleicht war sie ja gar keine Sammlerin, auch Manai sah jetzt aus wie ein Sammler und war noch ein Mensch.

Es blieb Viri nicht viel Zeit, über die Wache nachzudenken, denn diesmal lächelte sie nur und ließ Manai und Viri hinein. Der Turm war im Inneren prachtvoll ausgestattet.

Der Boden bestand aus hellbraunem Marmor und war so blank poliert, dass sich die ganze Halle darin spiegelte. Der hohe Saal wurde von Marmorsäulen getragen, in deren Fuß Goldränder eingelassen waren. Von der Decke hingen mehrere Kronleuchter mit vielen Kerzen, so dass der große Saal hell erleuchtet war. Hell erleuchtet, doch scheinbar vollkommen leer. Viri und Manai waren die einzigen Personen in der großen Halle. Von der Eingangstür ging ein grüner Teppich zu einem offenen Treppenhaus. Die Treppen führten links und rechts nach oben in das nächste Stockwerk, am Ende der Eingangstreppe war noch einmal ein Wappen an der Wand, in welchem die vier Symbole der Länder von Hel angezeichnet waren. Als sie die Treppe hochstiegen, sah Viri noch einmal das Symbol von Saltyria an. Ein wenig Heimweh piekte sie in ihrer Brust.

Auch der Saal des zweiten Stockwerks war prächtig ausgestattet. Hier war der Boden ebenfalls aus Marmor, die Decke war aus Holz gefertigt und mit vielen Details

und Applikationen versehen. Die Säulen in diesem Saal waren aus dunklem Holz, mit Goldfäden durchzogen. An den Wänden hingen vier große Teppiche, jede ein Sinnbild der Landschaft einer der Länder.

Am Ende des Teppichs, der von der Eingangshalle über die Treppen bis zu diesem Saal führten, stand der große Thron von Ciseding. Er war aus Holz gefertigt, stand auf einem Sockel mit mehreren Stufen und war so hoch, dass er fast bis an die Decke des Saals reichte.

Ciseding war allerdings nicht anwesend, auch wenn neben dem Thron zwei Wachen standen. Die Wachen zeigten auf zwei Schemel, die etwa zehn Meter vor dem Thron standen. Die Schemel waren mit Kissen überzogen, Viri und Manai knieten sich darauf. Es dauerte eine Weile, bis Ciseding aus einem Raum hinter dem Thron kam.

Viri hatte bisher nur gemalte oder gezeichnete Bilder von ihm gesehen, deswegen konnte sie die Augen gar nicht von ihm lassen. Das letzte Mal, als sie mit ihm in Kontakt gekommen wäre, war sie in eine Trance gefallen, bevor sie bewusst seine Präsenz wahrnehmen konnte. Viri fühlte sich noch so verwirrt.

Er trug einen braunen Umhang, der von einer goldenen Kette am Hals gehalten wurde. Goldene Schulterplatten mit einem breiten roten Rand ließen ihn breitschultrig und mächtig erscheinen.

Er sah Viri und Manai an und lächelte. Er nickte mit dem Kopf und setzte sich auf seinen Thron. Dabei öffnete er seinen Umhang. Darunter trug er eine rote Uniform. Sie war aus demselben Rot wie auch Viris Uniform, die sie trug, wenn ein Neuankömmling eingesammelt werden sollte. Cisedings Bekleidung allerdings war viel eleganter gemacht und geschnitten. Sie sah gut aus, eignete sich aber sicherlich nicht, um Menschen einzusammeln.

Überhaupt war Ciseding ja ein Wächter und kein Sammler, das rief sich Viri wieder zurück ins Gedächtnis.

„Seid willkommen.“, sagte Ciseding ruhig.

„Verlasst bitte den Saal.“, sagte er zu seinen Wachen.

Die Wachen sahen sich unsicher an und murmelten etwas.

„Nein, von diesen beiden geht keine Gefahr aus“, erwiderte Ciseding auf die unausgesprochene Beschwerde der jungen Männer.

„Geht nach unten und verschließt die Eingangstür. Achtet darauf, dass niemand das Gebäude betritt.“

Ciseding rutschte etwas nach vorne und überschlug die Beine. Seine Sitzposition war nun nicht mehr wirklich majestätisch, es sah aber aus, als würde er sich viel wohler fühlen. Er sah Viri und Manai an und winkte mit der Hand ab.

„Lasst doch das Knien sein. Setzt euch einfach auf die Hocker.“

Die beiden folgten bereitwillig, auch Viri fühlte sich so besser, selbst wenn der Schemel nicht besonders bequem war. Sie setzte sich auf den Hocker und achtete darauf, in ihrem Kleid nicht breitbeinig wie auf einem Schemel vor dem Anführer zu setzen, vielmehr versuchte sie sich an einer damenhaften Sitzposition und ließ die Beine angewinkelt zur Seite rutschen.

„Ihr habt uns bestellt?“, fragte Viri, nachdem alle Platz genommen hatten.

„Elvira, wie geht es dir?“

Ciseding sah ihr tief in die Augen. Er saß weiterhin leger auf seinem Thron, doch seine Ausstrahlung war ernst.

Sie versuchte, seinem Blick auszuweichen. Es ging ihr gut, sie war glücklich, aber sie konnte sich vorstellen, wieso Ciseding fragte. Wie sie von Manai erfahren hatte, war Ciseding persönlich nach Shion gekommen um zu sehen, wie Viri auf diesen Ort reagiert hatte.

„Jetzt geht es mir wieder gut. Jetzt, da ich wieder hier bin.“

Ciseding lehnte sich nach vorne und stützte das Kinn auf sein Handgelenk.

„Was hast du gesehen?“



Viri fühlte sich wie im Verhör. Doch sie musste antworten, schließlich war derjenige, der die Fragen stellte, niemand geringerer als der Anführer ihrer Welt. Und sie hatte den Eindruck, als ginge ihr in diesem Moment nichts leichter über die Lippen als die Wahrheit.

„Ich war in einer anderen Welt. Ich war alleine mit zwei alten Personen, die sagten, sie seien meine Großeltern. Sie töteten uns, da ich eine Krankheit hatte, die mich immer wieder alles vergessen ließ.“

Mehr wollte sie für den Moment nicht sagen. Der Gedanke an Etheria schmerzte sie, Viri nahm ihren Schemel und rutschte näher zu Manai, so dass sie dessen Hand nehmen konnte. Sie hegte die Hoffnung, dass diese Geste Ciseding nicht störte, aber sie fühlte sich so wohler.

Ciseding hingegen schwieg. Er verharrte in seiner Position, sein Blick wirkte fern. Schließlich lehnte er sich zurück und umklammerte mit seinen Händen die Armlehnen des Throns.

Er setzte sich wieder aufrecht und strahlte mit einem Moment eine Autorität aus, dass Viri fror. Sie drückte sich näher an Manai. Er hielt sie fest.

Als Ciseding ihre Reaktion bemerkte, lächelte er wieder. Er war gutaussehend, und sein freundliches Gesicht beruhigte Viri.

„Hab keine Angst.“, sagte er und stand auf. Er deutete auf die Wandteppiche.

„Was ihr hier seht, ist ein Sinnbild unserer Welt, Hel. Die Bewohner der Welt, aus der Manai stammt, nennen sie *Unterwelt* oder *Hölle*. Sie ist eine lebensfeindliche Welt, in der die Bewohner um jedes kleine Fleckchen kämpfen müssen, auf dem sie leben können. Und sie haben sich in vier Ländern eingerichtet.“

Ciseding durchwanderte den Saal und sah jeden Wandteppich genauer an.

„Die Bewohner dieser Welt, die Sayt, haben ein hartes Los gezogen.“

„Sayt?“, warf Viri ein und hielt sich gleich die Hände vor den Mund. Ciseding durfte man sicherlich nicht unterbrechen. Doch er wandte sich nur um und lächelte.

„Du kennst den Begriff nicht, Elvira? Sayt ist der Name aller Vollstrecker, Sammler und Wächter. Er wird nur kaum mehr verwendet.“

Viri nickte dankend und Ciseding fuhr fort.

„Wir wissen nicht genau, wie sie entstanden sind, doch gibt es nach meiner Kenntnis drei Welten, in denen Lebewesen existieren. Hel, die Unterwelt, die Mittelwelt der Erde und Etheria.“

„Etheria!“, entfuhr es Viri.

„Von allen Wesen, die mir bekannt sind“, fuhr Ciseding fort, „gab es zwei, die aus freiem Willen zwischen den Welten wechseln konnten. Ich, Ciseding, und Eding. Ich

konnte zwischen Hel und der Erde wandern, Eding konnte zwischen Etheria und der Erde wandern.

Alle Wesen in allen Welten spielen in einem ewigen Kreislauf zusammen, so dass alle drei Welten existieren können.

Und wie mir scheint, existiert Etheria nicht mehr.“

Er ging wieder zurück und setzte sich auf seinen Thron.

„Ich weiß nicht, was in Etheria geschehen ist, aber ich weiß auch, dass ohne diese Welt über kurz oder lang das Gleichgewicht der Welten auseinanderbrechen wird.“

Ciseding richtete seinen Blick auf Manai.

„Die Menschen, die früher nach Etheria kamen, kommen nun nach Hel. Menschen wie du, Manai. Seit wenigen Jahrzehnten gibt es eine neue Gattung von Wesen hier, die Extant, und von Eding habe ich lange nichts mehr gehört.

Genau genommen habe ich seit nunmehr hundert Jahren Eding nicht mehr getroffen.

Normalerweise, wenn einer der Bewohner von Etheria stirbt, wird er oder sie als Sayt, also als Sammler, Vollstrecker oder Wächter hier geboren. Das letzte Kind, das uns geboren wurde, warst du, Elvira. Und als einzige scheinst du noch eine geistige Verbindung zu Etheria zu besitzen. Du bist eine untypische Sammlerin. Du

hinterfragst zu viel. Du empfindest zu viel für die Menschen.“

Diese Worte taten Viri weh, denn sie erinnerten sie daran, dass sie keine besonders gute Sammlerin gewesen war.

„Ich will mit dir auf die Erde reisen, Elvira. Ich will sehen, ob du Etheria erreichen kannst.“

Bevor Viri ein Wort sagen konnte, stürmte eine der Wachen hoch.

Ciseding stand auf und schlug mit der Faust auf eine der Armlehnen.

„ICH ERBITTE MIR, NICHT GESTÖRT ZU WERDEN!“, schrie er die Wache an, doch diese hielt nicht ein.

Wenige Meter vor Ciseding fiel der Mann auf die Knie.

„Ich bitte um Vergebung, Ciseding, doch was ich euch zu sagen habe, ist wichtig. Clemens, der Wächter, überbrachte mir dieses Wesen.“

Er hielt in seiner Hand ein kleines Wesen. Es war eine Succubus. Sie sah schlimm verletzt und erschöpft aus.

Die Succubus sah Ciseding an, und dieser nickte.

„Gaalkayo ist in der Hand der Menschen“, sagte sie in einer kaum hörbaren, hellen Stimme.

Viri wusste nicht, dass Succubus sprechen konnten, doch die Nachricht war ein solcher Schlag für sie, dass ihr

schwarz vor Augen wurde. Manai fing sie auf und stützte Viri.

Ciseding faltete seine beiden Hände und hielt sie vor die Stirn.

„Nicht auch das noch. Nicht auch das!“

Dann sah er seine Wache an.

„Woher kommt diese Succubus?“

„Man mag es nicht für möglich halten, aber sie ist wohl über den Ozean geflogen.“

„Unmöglich!“, polterte Ciseding, doch die Wache schüttelte nur mit dem Kopf.

„So wie mir Clemens berichtete, hatte der Anführer der Menschen, ein gewisser Ardankin, versucht, sie zu töten. Er wollte ihr den Hals brechen, doch sie überlebte. Ihr Überlebenswille ist stark. Sie folgte den Menschen, und angeblich haben sie mit einer Armee stählerner Pchas und Luftschiffen nun auch Saltyria eingenommen.“

„Was ist mit der Armee, die ich nach Saltyria gesendet habe?“, fragte Ciseding. Verzweiflung lag in seiner Stimme. Die Wache schüttelte abermals nur den Kopf.

„Ich weiß es nicht, Ciseding.“

Dieser wandte seinen Blick zu Viri und Manai.

„Begleitet mich. Sofort!“

Seine Worte waren wie ein Befehl gesprochen, doch durch die Weise, wie er die beiden ansah, wussten sie, dass er ihnen vertraute und es sich um eine Bitte handelte.

Manai nickte, und Viri tat es ihm gleich. Sie ließ seine Hand los und ging vor auf den Boden, wo die Succubus lag.

„Ich rette dich.“, sagte sie dem kleinen Wesen. Sie hob es vorsichtig an.

„Hier“, sagte die Wache und gab Viri einen kleinen Brustgurt, an dem eine Tasche befestigt war. „Hierin kannst du sie transportieren.“

Die Succubus nickte, und so legte Viri das kleine Wesen in die gepolsterte Tasche. Sie wirkte nicht so schwer verletzt, sondern vielmehr erschöpft.

„Wie heißt du eigentlich?“

Viri dachte sich, dass sie einer Succubus auch eine Frage stellen konnte, nun da sie wusste, dass diese auch sprechen konnten.

„Fay“, erwiderte diese, bevor sie einschief.

Viri sah sie besorgt an. Doch als Fay noch atmete, war sie beruhigt.

„Kommt, wir starten sofort!“

Ciseding stand an einer Tür hinter seinem Thron. Manai ging an Viri vorbei und nahm ihre Hand wieder.

Sie fühlte sich behütet. Und das, obwohl sie nicht wusste, was Ciseding vorhatte.

## 36 Grigorij | Kriegsführung

Obwohl er nun auch das Waldland erobert hatte, ließ sich Grigorij wieder zurück nach Mirny fliegen. Die Rana hatte ihren Zweck mehr als erfüllt. Anders als die sperrigen Luftschiffe der Bewohner dieser Welt war seine Rana ein starres Zeppelin, in dem viel Truppen und Material transportiert werden konnten.

Neben der Rana hatte Grigorij auch noch Panzer anfertigen lassen, aber diese kamen in dieser schlecht erschlossenen Welt nur langsam voran, sodass bei der Eroberung des Waldlandes das Luftschiff allein wohl auch genügt hätte, die Panzer waren noch in der Wüste gewesen, als in der Hauptstadt der Waldbewohner schon alles vorbei war.

Überhaupt waren die Bewohner dieser Welt Grigorij viel zu ängstlich, wenn man bedachte, dass es sich bei diesem Ort ja eigentlich um die Hölle handeln sollte. Er hatte sich alles viel angsteinflößender und bedrohlicher vorgestellt.

Als er mit seinem Luftschiff auf die einzige größere Stadt dieser Gegend zuflog, da flohen die Einwohner in den Wald und rannten davon. Er hatte nicht einen Schuss aus den Kanonen abfeuern müssen. Das enttäuschte Grigorij, denn schließlich war die Rana von den besten Ingenieuren entwickelt worden, die er gefunden hatte, es



handelte sich bei diesem Schiff um ein veritables Kriegsgerät.

Und es war nicht leicht, aus dem Überangebot an Menschen die tauglichsten herauszupicken. Mittlerweile war Mirny eine Metropole geworden. Um die Gebäude, die er für sich und seinen engeren Kreis erbauen ließ, hatte sich mittlerweile eine Millionenstadt angesammelt. Die meisten Häuser außerhalb des Stadtzentrums waren magere Baracken, denn unendlich viel Baumaterial konnte in der Wüste nicht herangeschafft werden.

Die Bevölkerung wuchs rasant, und langsam würde wohl die Stadt unter der Last der Menschen zusammenbrechen. Es erstaunte ihn, was in nur wenigen Wochen geschehen konnte. Grigorij stellte fest, dass die Bewohner dieser Welt wohl eine Aufgabe zu erfüllen hatten, denn sie nahmen sich den Menschen an, die hier erschienen, und machten irgendetwas mit ihnen, dass sie wieder aus dieser Welt verschwanden. Den Zusammenhang, wie die Menschen wieder aus der Welt verschwanden, wusste er noch nicht. Doch würde erst alles hier ihm gehören, dann würden sicherlich auch Möglichkeiten bestehen, wieder zurück zur Erde zu kommen.

Zuerst allerdings war es an der Zeit, den Wald produktiv zu nutzen, denn nun standen Grigorij riesige Mengen an nutzbarem Material zur Verfügung.

„Großer Anführer?“

Grigorij drehte sich um. Hinter ihm stand eine der Ingenieure, der die Rana mitentwickelt hatte. Nachdem das Schiff ein voller Erfolg war, durften diese mit ihm in den höheren Stockwerken des großen Turms von Mirny wohnen. Grigorij mochte sich für diese Güte. Er sah seine Dienerin, eine mittelalte Frau, an und hob die Augenbraue.

„In der Waldstadt konnten wir Gefangene nehmen.“

„Menschen?“, raunzte Grigorij kurz. Doch die Dienerin schüttelte den Kopf.

„Nein, es sind Teufel. Zwei Sammlerinnen, ein Vollstrecker. Eine Sammlerin und der Vollstrecker sind ziemlich alt. Sie behaupten, die Ältesten der Stadt zu sein. Dabei ist noch eine junge Sammlerin“

Gefangene aus dieser Welt waren gut. Sie konnten Grigorij helfen, die Zusammenhänge besser zu verstehen.

„Die junge Sammlerin“, fuhr die Dienerin fort, „möchte mit Euch sprechen.“

Grigorij ging zu seinem Thron, der vor der großen Fensterscheibe stand, mit der er ganz Mirny überblicken konnte. Er setzte wieder seine militärisch anmutende Mütze auf, richtete die Krawatte und winkte kurz mit seiner Hand.

„Lass sie herein.“

Die Dienerin ging und eine Wache kam herein. Die Sammlerin lag in Ketten, sie sah verletzt aus. Offenbar hatten seine Wachen schon ihr Vergnügen mit der Frau gehabt.

Sie war groß gewachsen, aber schlank und muskulös. Hässlich war sie wirklich nicht.

Die Wachen drückten sie auf die Knie, als sie wenige Meter vor Grigorij stand.

„Was hast du zu sagen?“, fragte er sie.

Die Sammlerin sah hoch zu ihm, ihre Augen blitzten auf, Grigorij dachte, vor Hass.

„Mein Name ist Marisa. Ich habe gesehen, dass ihr dabei seid, diese Welt für euch zu erobern. Ich dachte, dass ich euch dabei helfen kann.“

Unterstützung durch eine der ihren? Der Gedanke gefiel Grigorij.

„Und wie meinst du, kannst du uns zu Diensten sein?“, fragte er sie.

„Seht in eure Kerker. Ich habe euch die Ältesten von Gaalkayo gebracht. Sie werden sicherlich viel Informationen preisgeben. Und mit meinem Wissen werdet ihr schnell auch die anderen bewohnbaren Gebiete dieser Welt für euch einnehmen können.“

Ein verlockendes Angebot. Wenn er auch nur eine willige Sammlerin sein eigen nennen konnte, würde ihm das sicherlich helfen.

„Öffne die Ketten.“, befahl er seiner Wache. Diese blickte ungläubig drein, führte den Befehl aber sofort aus. Marisa blieb auf den Knien und machte nicht den Anschein, als würde sie fliehen wollen. Nun war Grigorij neugierig.

Er nahm eines seiner Schwerter und warf es ihr zu.

„Nimm es, es ist dein.“

Sie nahm es in die Hand und steckte es in ihren Gürtel.

„Vielen Dank.“

Scheinbar war es ihr ernst, und sie wollte wirklich kollaborieren. Vermutlich versprach sie sich davon irgendwelche Vorteile. Grigorij hingegen schätzte den Mut.

„Steh auf!“, befahl er ihr, und sie folgte sofort.

„Wer hat dich so zugerichtet?“

„Die zwei Wachen, welche unsere Zelle bewachten“, antwortete sie kurz und emotionslos.

„Lasst diese Wachen kommen!“

Einer seiner Wachleute lief los und holte die beiden. Diese wussten gar nicht wie ihnen geschah und blickten

Grigorij mit einer Mischung aus Bewunderung und Angst an. Er stellte sich vor sie.

„Diese Sammlerin hier ist nun eine der unseren. Sie hat uns ihre Unterstützung angeboten. Und was macht ihr? Ihr lebt eure Begierden an ihr aus!“

Er ging einen Schritt zurück und erstach die beiden Wachen mit seinem übrig gebliebenen Schwert. Grigorij wusste, dass Menschen sich gegenseitig töten konnten, auch in dieser Welt. Er ging an den leblosen Körpern vorbei zu Marisa, die an der Wand seiner Kammer stand und reichte ihr die Hand.

„Wir arbeiten zusammen.“

## 37 Morel | Freundschaften

Es dauerte nur wenige Tage, bis Tero wieder aus dem Bett aufstehen konnte. Er war zwar noch nicht genesen, sein Flügel sah weiterhin schlimm aus, doch immerhin konnte er sich schon wieder bewegen.

Morel bemerkte, dass eine tiefe Liebe Tero und Ciel verband. Er wusste allerdings nicht, woher diese kam, denn beide sahen noch jung aus, vielleicht um die Mitte 20, sofern er das bei solchen Wesen beurteilen konnte.

Ciel war so froh, dass es Tero wieder besser ging, dass sie den beiden für dem Tag ein Essen versprochen hatte, an dem Tero wieder von alleine aufstehen konnte. Dieser Tag war nun gekommen.

Morel nahm trotz seiner Besucher die Aufgabe sehr ernst und machte sich seit Tagen weiter daran, Shion wieder aufzubauen. Die gut erhaltene Straße, in welcher sich auch seine Tischlerei befand, hatte er als erstes wieder auf Vordermann gebracht. Hier war nicht viel zu tun, die Häuser sahen alle noch recht gut aus, doch konnte er sich so darum kümmern, dass nicht nur ein Straßenzug wieder intakt war, sondern auch, dass er genügend Werkzeuge und Material hatte für die Teile der Stadt, die weitgehend in Trümmern lagen.

Er hatte die Straße von Unkraut befreit, Schlaglöcher mit Kies aufgefüllt, die Dächer derjenigen Häuser, die Löcher

hatten, wieder geflickt und damit begonnen, beschädigte Fensterläden abzubauen und diese in seiner Werkstatt einzulagern, damit er sie bald reparieren oder ersetzen konnte.

Auch wenn noch viel Arbeit vor ihm lag, seine eigene Straße sah zwar noch mitgenommen, aber schon wieder wie der Teil einer lebendigen Stadt aus.

In den ersten Tagen ließ er Ciel und Tero immer alleine, Ciel verbrachte die Stunden an Teros Bett und kümmerte sich um dessen Genesung. Sie bereitete ihm Tees und wechselte seine Verbände. Da Morel ja seine Laken dafür geopfert hatte, suchte Ciel in den Häusern nach weiteren intakten Stoffen und nähte Morel aus diesen ein neues Laken. Dafür, dass ihre Hände große Klauen mit nur zwei Fingern und einem Daumen waren, war sie erstaunlich geschickt.

Nachdem Tero eines Morgens wieder aufstand und Ciel mit einem Nicken zu verstehen gab, dass er auf dem Weg der Besserung war, beschloss sie, Morel zu begleiten.

Morel hatte sich für diesen Tag zum ersten Mal ein Haus außerhalb seiner Straße vorgenommen. Die Grundmauern standen zwar noch, dennoch war es ohne Dach, ohne Fenster und im inneren wuchs bereits ein kleiner Baum heran. Morel dachte nach, er würde einen Baum fällen müssen, den er in seiner Tischlerei zu Balken und Brettern verarbeiteten würde, sofern er das dünne Bäumchen überhaupt nutzen konnte.

Der Tag war wieder schön, es war Sommer und die Sonne stand am Morgen bereits hoch. Dennoch war es kühl, Shion lag wie Helgard auch in einem Hochland. Vögel zwitscherten, und hinter den ersten Bäumen des Waldes plätscherte ein kleiner Bach. Aus diesem Bach hatte sich Morel schon öfters Wasser geholt.

Nun aber betrachtete er seine neue Aufgabe. Dieses Haus würde einige Tage, wenn nicht Wochen verschlingen. Morel hatte sich tags zuvor entschieden, die zerstörten Häuser zwar wiederaufzubauen, aber vorerst nicht einzurichten. Davon hatte Ciseding ja nicht gesprochen.

Morel spürte ein Zucken, Ciel hatte seine Hand genommen.

„*Warum baust du Häuser?*“ fragte sie in seine innere Stimme hinein. Mittlerweile hatte er sich daran gewöhnt, dass sie nur in seinen Kopf sprach. Auch Tero kommunizierte so mit ihm, das lernte Morel, als er sich für die Rettung bedankte. Tatsächlich hatte Tero eine männliche Stimme in Morels Kopf, wohingegen Ciel die Stimme einer jungen Frau hatte.

Die beiden schienen überdies einen etwas eingeschränkten Wortschatz zu besitzen, denn ihre Sprache wirkte oft abgehakt und ungelentk.

„Ich habe schlimme Fehler begangen, und euer Anführer hat mir die Aufgabe gegeben, diese Stadt als



Wiedergutmachung wieder aufzubauen“, antwortete Morel gedankenverloren.

„Anführer?“, fragte Ciel

Morel nickte. „Ja, Ciseding.“

Doch Ciel schüttelte den Kopf.

*„Wir haben keinen Anführer. Wir sind nur Tero und Ciel.“*

Nun blieb Morel stehen und sah Ciel an. Sie blickte zu ihm auf, ihre gelben Augen strahlten unschuldig. Sie schien wirklich nicht zu wissen, von was er sprach.

„Wie seid ihr auf die Welt gekommen, Ciel?“

Sie senkte den Kopf und hielt mit einer Klaue ihr Kinn.

*„Es gab immer nur Ciel und Tero. Wir waren sehr klein, und lebten in der Höhle. Die Ruinen, die Höhle und der Wald. Da komme ich her.“*

Es schien Morel, als passten die beiden gar nicht in diese Welt. Sie gehorchten nicht wie alles hier den strengen Regeln, welche die Bewohner unter Ciseding aufgestellt hatten.

„Knochenmann!“, hallte es plötzlich in seinem Kopf in einer Lautstärke, die Morel nicht für möglich gehalten hätte.

Er zuckte zusammen, so dass nun auch Ciel erschrak.

„Wer ist der Knochenmann?“, fragte Morel während er wieder Ciels Klauen nahm.

„*Er war bei uns, als wir klein waren*“, antwortete sie.

„*Er brachte uns Essen. Er erzählte uns Geschichten. Er lehrte uns die Sprache. Aber er ist lange weg.*“

„Und warum nennst du ihn Knochenmann?“

Ciel hielt wieder kurz inne.

„*Sein ganzer Körper war nur Knochen. Kein Fleisch, keine Haut. Er war Knochen, aber er trug immer Kleidung.*“

Langsam kam Morel zu dem Schluss, dass es gar nicht in erster Linie seine Aufgabe war, die Stadt wieder aufzubauen, sondern dass Ciseding vielmehr wusste, dass an diesem Ort etwas Besonderes geschah. Vielleicht waren es diese beiden Wesen, um die sich Morel kümmern sollte.

„Gibt es den Knochenmann noch?“

Ciel senkte den Kopf.

„*Der Knochenmann ist lange weg. Er sagte, dass er mehr Ciels und Teros suchen muss.*“

Morel dachte an diesem Tag noch viel über Ciel und Tero nach. Vielleicht sollte er mit ihnen den Knochenmann suchen, damit sie noch weitere Wesen ihrer Gattung finden würden.

Die Sonne versank bereits wieder hinter den Bergen im Westen, als Morel und Ciel wieder in die Tischlerei heimkehrten. Seit dem Nachmittag war Ciel ruhig und nachdenklich geworden. Auch Tero begrüßte sie nicht so überschwänglich wie sonst, sondern wirkte vielmehr ruhig und bedrückt.

Ciel begann, wie versprochen das Abendessen zuzubereiten. Sie hatten Kräuter und Früchte gesammelt, und sie erjagte ein Tier, welches Morel nicht kannte. Es sah ähnlich aus wie eines der Sandhühner, die er in Desir hielt. Als Ciel den Vogel jagte wirkte sie weniger wie ein Mensch, sondern sah mit ihren flinken Bewegungen mehr wie ein Raubtier aus.

Dennoch hob sich auch dann ihre Stimmung nicht, als sie mit Tero und Morel am Tisch saß. Ciel und Tero sahen sich tief in die Augen, noch bevor sie einen Bissen zu sich nahmen. Sie nickten mit dem Kopf, dann nahm Tero Morels Hand.

*„Sie ist in Gefahr.“*

„Wer?“, fragte Morel unsicher.

*„Rena.“*

## 38 Viri | Auf dem Weg zurück

Cisedings Luftschiff war beeindruckend. Es war nicht besonders groß, vermutlich hätte es in den Rumpf von Ayrinas großem Schiff gepasst, und zwar einschließlich der Gashülle.

Dafür war es unbeschreiblich schnell. Konnte man auf der Mayflower während der ganzen Reise immer wieder an Deck gehen und die Landschaft genießen, so war das mit Cisedings Luftschiff nicht möglich. Dieses Schiff, die Nidhögger, war auch zum Großteil nicht aus Holz. Es gab zwar Holzbalken und Holzböden, aber der gesamte Rumpf war aus Metall gefertigt. Manai sah es sich ganz interessiert an und nannte es *Alumimum*, oder so etwas in der Art. Viri hatte ihn nicht ganz verstanden, da sie mit den Eindrücken, die sie hier umgaben, anfangs ziemlich überfordert war. Das Oberdeck war durch eine abschließbare Luke nicht zu betreten, es hatte auch keine so schöne Reling oder eine weithin begehbare Oberfläche, vielmehr diente der Aufstieg nur der Wartung des großen Luftsacks.

Ciseding war mit den beiden Soldaten, die ihn begleiteten, einer Sammlerin und einem Vollstrecker, ständig in seiner Kabine am Bug des Schiffes. So konnten Viri und Manai in einer Gästekabine im Heck einige Zeit damit verbringen, sich mit Fay anzufreunden. Auch wenn

die Nidhögger schnell flog, die Reise würde immer noch fast zwei Tage in Anspruch nehmen.

Die kleine Succubus erholte sich erstaunlich schnell. Wie Viri schon vermutet hatte, war sie nicht besonders schwer verletzt, sondern hauptsächlich hungrig und erschöpft gewesen. Anfangs kümmerte sich Viri um das Wesen, sorgte dafür, dass sie genug zu Essen und Trinken bekam und pflegte die Wunden, die Fay hatte. Sie fertigte sogar aus dem abgeschnittenen Teil eines Ärmels eine kleine Halskrause. Ab und an spielten die beiden auch ein Spiel, das Viri in einem der Schränke fand, welche an der Decke der Kajüte angebracht waren. Es handelte sich um ein Legespiel, in dem Steine mit gleicher Form oder Farbe in Reihen angeordnet werden mussten. Das Spiel war wohl dafür da, um die Zeit bei langen Reisen zu überbrücken.

Fay erzählte ihnen, wie sie eine der Succubi war, welche die Nachrichten zwischen Predinas und Gaalkayo überbrachten. Viri erfuhr sehr viel über die Wege der Succubus und war überrascht, wie viele Verstecke es für so kleine Lebewesen doch gab, und auch, wie viel Wasser und Lebensraum doch in einer Wüste zu finden war. Fay erzählte auch, wie sie gerade bei den Ältesten von Predinas war, als Ardankin einfiel und die Stadt eroberte. „Ich mochte Lauron, Tibur und Zentor... Sie behandelten uns Succubi wie euch.“, sagte sie in ihrer dünnen Stimme, als sie auf dem Tisch der Kabine saß, die sich

Viri und Manai teilten. Neben dem Tisch und dem Hängeschränkchen gab es zwei Betten und einen weiteren kleinen Tisch im Heck des Luftschiffes.

„Dann kam dieser Mann und setzte sich auf Laurons Sessel. Er war hässlich, eine dünne, lange Gestalt, weiße Haare und befahl, nach Sammlern und Vollstreckern zu suchen, die nicht fliehen konnten. Ich hatte Angst und versteckte mich hinter einem Schrank, aber ein Mensch hat mich gefunden.“

Es war schwer ihr zuzuhören, da ihre Stimme einerseits sehr dünn war, sich gleichzeitig aber auch sehr heiser anhörte.

„Dann“, fuhr sie fort, „horchte er einen Sammler aus über uns Succubi. Er wollte mehr von mir wissen, aber ich schrieb ihm nur auf einen Zettel, dass er ein Scheusal ist“.

Fay grinste stolz, senkte aber sofort den Blick, als sie weitererzählte.

„Das hat ihn wütend gemacht. Er nahm mich in seine Hand, drückte zu und drehte mir den Hals um. Ich denke, es war nur Glück, dass er mir nicht das Genick brach. Ich stellte mich tot, und er warf mich zu Boden. Eine seiner Dienerinnen warf mich dann auf den Müll.“

Die kleine Succubus stand auf, ging einen Schritt und setzte sich neben Viris Oberarm, mit dem diese sich auf

den Tisch aufstützte. Sie umarmte Viris Arm und kuschelte sich daran.

„Eine andere Succubus hat mir geholfen“, fügte sie hinzu, „doch sie starb damit ich nach Helgard fliegen konnte.“

In Viri kehrte eine gewisse Ruhe ein. Manai war hier bei ihr, und auch die kleine Succubus hatte ihr Vertrauen gefasst. Sie fühlte sich, obwohl die Situation bedrohlich war und ihr Angst einflößte, beruhigt.

Vor Ciseding hielt Viri ihre Gefühle Manai gegenüber meistens bedeckt und abgesehen von Händchen halten oder einer sanften Berührung am Arm oder am Rücken hatten sie noch nicht mehr Zuneigung gezeigt. Bei Fay aber war es anders, hier umarmten sich die beiden Liebenden, lagen Seite an Seite im Bett wenn sie den Geschichten von Fay zuhörten oder das Legespiel spielten und küssten sich auch gelegentlich.

Fay erzählte ihr, dass Succubi nicht liebten. Es gebe Zeiten im Jahr, da paarten sie sich mit den Männern ihrer Art, den Incubi, doch eine seelische Bindung gingen sie nicht ein. Succubi seien Einzelgänger, meinte sie, doch Viri fand, dass Faye durchaus zu Zuneigung und Liebe in der Lage war, wenn sie beobachtete wie das kleine Wesen Viri dankbar für die Pflege war und auch wie sie immer neidisch dreinblickte wenn Viri und Manai wieder einmal zu lange nicht voneinander lassen konnten.

Die Zeit der Ruhe auf der Nidhögger hielt nicht lange. Am zweiten Tag klopfte es an der Kabinentür, und Ciseding kam hinein. Mit drei Personen wurde die Kabine eng, insbesondere da er eine Karte dabei hatte, die auf dem Tisch ausgebreitet wurde. Fay hüpfte ganz an den Rand des Tisches.

Es war eine Karte von Saltyria.

Viri sah genau hin. Es gab neben Gaalkayo noch weitere Orte, die sie aber nicht kannte. „Eldere“ und „Laascaanood“ hießen sie, und es gab noch etliche kleinere Dörfer. Aber auch von denen gab es viel mehr als diejenigen, die Viri kannte. Ciseding bemerkte, wie Viri auf die Karte sah.

„Das ist eine alte Karte von Saltyria. Eine neuere haben wir in Helgard noch nicht anfertigen lassen. Diese Karte ist einige hundert Jahre alt. Viele der Orte hier existieren nicht mehr oder nur als Ruinen. Sie wurden verlassen. Lange schon wurden nur mehr wenige Kinder geboren, und die Bevölkerung geht stetig zurück. Hast du auf deinen Missionen noch nie Ruinen gesehen, Elvira?“

Doch, Viri erinnerte sich. Auch an dem Tag, als sie Ardankin eingesammelt hatte, war sie durch eine Ruinenstadt gegangen. Sie war schon völlig vom Wald überwuchert, nur mehr die Grundmauern der Gebäude standen.

Ciseding schüttelte den Kopf.



„Doch die Entwicklung von Hel ist jetzt nicht unser dringendstes Problem. Saltyria ist eine der dichter besiedelten Gegenden unserer Welt, und wir können nicht zulassen, dass Gaalkayo fällt. Wir müssen sehen, wie die Situation ist, und zumindest diesen Bereich wieder stabilisieren.“

Er wandte sich der kleinen Succubus zu.

„Fay, was kannst du uns zur Situation erzählen?“

„Ich weiß nicht vieles“, antwortete sie, während sie sich sichtlich bemühte, sich an jedes Detail zu erinnern.

„Ich wurde in Gaalkayo von Lijaan und Atilia aufgenommen. Eines Tages kamen plötzlich Schreie von draußen, und als ich nach oben zum Himmel schaute, sah ich das unheimlichste Luftschiff, das ich je gesehen habe. Die Form sah aus wie ein Tannenzapfen, und an der Spitze war ein riesiger Totenkopf. Seile wurden hinabgelassen, und Menschen kamen aus den Toren des Schiffes hinunter. Alle Bewohner fingen an zu laufen und zu flüchten, aber Lijaan sagte mir, ich solle nach Helgard fliegen. Und so machte ich mich auf den Weg.“

Ciseding setzte sich, kniff sich mit Mittelfinger und Daumen an der Stirn und schloss die Augen. Er atmete tief ein und seufzte.

„Danke Fay. Es ist gut, dass du uns gewarnt hast, aber wir wissen nicht, wie es in Gaalkayo momentan aussieht.“

Er öffnete wieder die Augen und sah erneut die kleine Succubus an.

„Fay, wie hoch kannst du fliegen?“

Sie rieb sich am Kinn und dachte nach. Doch bevor sie etwas sagen konnte, ergriff Ciseding noch einmal das Wort.

„Kommst du vom Boden weg so hoch wie dieses Luftschiff gerade fliegt?“

Sie flog kurz zum Fenster der Kabine und drehte sich um.

„Ja, so hoch kann ich fliegen.“

Nun schien Ciseding wieder sicherer zu sein.

„Gut, dann gehen wir wie folgt vor.“

Er deutete auf die Karte, an den westlichen Rand des Waldstückes innerhalb des großen Waldes, in dessen Mitte Gaalkayo lag.

„Wir landen hier und Elvira, Manai und ich machen uns zu Fuß auf den Weg nach Gaalkayo. Wir kundschaften die Lage aus und sehen, was wir tun können. Gleichzeitig folgt uns das Luftschiff mit einem Tag Abstand, und falls wir Hilfe benötigen, fliegt Fay zum Luftschiff und gibt der Mannschaft Bescheid, dass sie uns holen sollen.“

Manai betrachtete die Karte und zeigte auf die Stelle, die Ciseding eben genannt hatte.

„Das ist eine weite Strecke von dort bis nach Gaalkayo.“

Ciseding nickte.

„Es sind mehrere Tagesmärsche.“

Manai schwieg einen Moment, dann richtete er sein Wort wieder an Ciseding.

„Was ist, wenn die Menschen mehrere Luftschiffe haben? Das Luftschiff, welches Fay beschrieben hat, hörte sich gefährlich an. Außerdem waren Luftschiffe nach Gaalkayo unterwegs, wir wissen nicht, was mit diesen geschehen ist.“

Ciseding stützte sich wieder am Tisch auf. Er sah müde aus.

„Wenn die Situation zu gefährlich wird, dann muss Fay der Besatzung sagen, dass dieses Luftschiff zurückfliegen muss. Dann muss der Wächterrat entscheiden, ob wir einen Krieg gegen die Menschen führen sollen.“

Manai blinzelte, er war überrascht.

„Ist das kein Krieg, der hier geführt wird?“

Ciseding lachte laut auf.

„Nein“, sagte er nun wieder ruhiger, „das ist kein Krieg.

Du weißt, wir können die Menschen nicht töten. Auf uns liegt ein Bann. Wir können sie peinigen, aber niemals töten. Selbst wenn wir zu weit gehen in der Bestrafung, so wird die Seele des Menschen niemals zerstört, sondern kehrt ohne Umwege wieder zurück zur Erde.

Normalerweise ist es allerdings so, dass die Seele der Menschen wieder zurückkehrt, sobald er alle Gedanken und Erinnerungen aufgegeben hat und der Geist wieder rein und unverfälscht ist.“

„Gibt es allerdings ein Problem“, führte er fort, „zum Beispiel, wenn Menschen rebellieren, dann müssen wir Krieg führen. Mit der Hilfe von Eding und den Mal'ach aus Etheria können wir dann Menschen endgültig auslöschen. So wie in Shion.“

Mit diesen Worten stand Ciseding auf, und ging einen Schritt zur Türe. Mit einem Moment jedoch fuhr er wieder herum, nahm die Karte und warf sie durch den Raum. Viri erschrak und auch Manai zuckte zusammen.

„Aber, verfluchtes Unglück, Etheria ist tot!“

„ETHERIA IST GESCHICHTE!“, schrie er und sackte wieder über dem Tisch zusammen.

„Es tut mir leid.“

Er fasste sich sehr schnell wieder.

„Unsere erste Aufgabe ist es jetzt in jedem Fall, herauszufinden, was in Gaalkayo geschehen ist.“

Er stellte sich an das Fenster der Kajüte und sah in die Ferne.

„Verlieren wir Gaalkayo, dann haben die Sayt keine Macht mehr auf dieser Welt. Und ist diese Welt erst einmal vollkommen tot, dann wird auch die Mittelwelt

nicht mehr lange existieren. Dann ist jegliches Leben, das ich kenne, verloren.“

„Dann...“, begann Viri ihren Satz. Sofort sahen Manai, Ciseding und Fay sie an. Sie war überrascht, führte ihren Gedanken aber aus.

„Dann sollten wir zusehen, dass wir nach unten kommen und Gaalkayo nicht den Menschen überlassen!“

Die anderen nickten. Und Viri hatte ein gutes Gefühl. Wenn sie es mit Ciseding und Manai nicht schaffen würde, dann mit niemandem.

## 39 Manai | Anschleichen in der Nacht

Manai war nicht wohl, als er sich mit einer dünnen Strickleiter von einem Luftschiff abseilen musste, nur einen Tag, nachdem er von Cisedings Plan gehört hatte. Er war sich dabei nicht sicher, ob das Unwohlsein vom Abseilen selbst her kam oder von dem Plan, der ihm viel zu waghalsig vorkam. Sollte man wirklich den Anführer der Welt als Teil eines Erkundungstrupps in ein gefährliches Gebiet schicken? Er war von dieser Idee wirklich nicht überzeugt, aber natürlich half er, wo er nur konnte.

Ciseding, Viri und Manai landeten in einer kleinen Lichtung ganz am westlichen Rand des Gebietes, in welchem Viris Stadt, Gaalkayo, lag. Das Luftschiff zog sich sofort wieder zurück, bis es am Horizont nicht mehr zu erkennen war. Nun waren die drei auf sich alleine gestellt.

Es beruhigte Manai auf eine gewisse Weise natürlich, dass der mächtige Anführer dieser Welt mit dabei war, aber dessen Verzweiflung und sein angespanntes Auftreten waren seltsam. Scheinbar war es wirklich schlecht um Hel bestellt.

Ohne ein Wort zu sagen gingen die drei weiter in den Wald hinein. Als sie nach einigen Stunden eine Höhle unter einem Gestrüpp aus Sträuchern entdeckten, winkte

Ciseding den beiden zu. Sie gingen alle einige Meter in die Höhle.

„Hört zu“, begann Ciseding unvermittelt, „wir werden versuchen, uns so nahe an Gaalkayo anzunähern, wie es möglich ist. Allerdings werden wir die wenigen Straßen nicht nutzen können. Elvira, wie gut kennst du dich hier aus?“

Viri überlegte kurz.

„Ich bin nie bis ganz an den westlichen Rand des Distriktes gekommen. Ab der großen Ruinenstadt kann ich euch führen.“

„du meinst die Stadt, deren Grundmauern fast vollständig im Waldboden versunken sind?“

Viri nickte.

„Diese Stadt selbst ist noch einen guten Tagesmarsch von Gaalkayo entfernt. Wir könnten versuchen, bis dahin einer der Straßen zu folgen, die dereinst gebaut wurden, um zu dieser Stadt zu führen.“

„Ist das auch sicher?“, fragte Manai in das Gespräch hinein. Doch Ciseding schüttelte den Kopf.

„Nein, sicher ist es nicht, wenn wir uns hier auf der breiten Straße präsentieren. Aber es ist besser, wenn wir zügig vorankommen, als wenn wir tagelang im Wald umherirren und uns möglicherweise verirren. Dieser

Wald ist größer als das Land, in dem du gelebt hast, Manai.“

„Ich weiß“, antwortete Manai. „Ich habe die Karten gesehen.“

Die Gruppe wartete, bis es Abend wurde, und schlich dann in der Dunkelheit entlang der alten Straße, die in die einst große Stadt, welche jetzt nur noch aus Ruinen bestand, geführt hatte. Ciseding rief ein Irrlicht, das ihm bereitwillig folgte, damit der Weg zumindest ein kleines bisschen beleuchtet war.

Allerdings wäre es vermessen gewesen, diesen Weg als echte Straße zu bezeichnen, denn der früher einmal gepflasterte Weg war von Moos und Gräsern überwachsen, der Boden war durch Wurzeln uneben, und oftmals verhinderten Äste und Gestrüpp ein Weiterkommen. Manai kam es vor, als würde er Ruinen im Dschungel entdecken.

Fay befand sich meistens in Viris Reisetasche, sie war immer noch nicht ganz erholt von den Strapazen die sie auf sich genommen hatte, um den ganzen Ozean zu überqueren. Manchmal aber, wenn der Weg wieder einmal blockiert wurde, flog sie los und suchte eine Route um das Hindernis.

Als es gegen Ende der ersten Nacht hell wurde, suchten Ciseding und Viri eine Höhle. In dieser versuchten die



vier, etwas zur Ruhe zu kommen, bevor es nach Anbruch der Dunkelheit wieder weitergehen sollte.

In der Höhle war es nass und kalt. Nachdem Manai am wenigsten geschehen konnte und sein Leben durch Umwelteinflüsse wie Nässe und Kälte nicht in Gefahr war, zog er seine Jacke aus und bot sie Viri an. Diese wollte das Kleidungsstück anfangs nicht annehmen, doch schließlich musste sie sich eingestehen, dass sie bitter fror. Und so nahm Viri doch das Angebot an. Dafür fror nun Manai umso mehr, doch er konnte seiner Liebsten dadurch ein kleines Bisschen helfen, und das angenehme Gefühl in seinem Bauch entschädigte ihn, so ertrug er die Kälte gerne.

Über ihn schwebte unablässig Cisedings Irrlicht. Manai vermochte allerdings nicht zu sagen, ob es versuchte, ihm ein wenig Wärme zu spenden oder ob es instinktgetrieben Menschen aufsuchte und den Sammlern so das Versteck von entkommenen Menschen aufzeigen mochte.

Nach einigen weiteren Nächten auf der unebenen, verwachsenen und unwegsamen Straße, in kühlen Höhlen und nassen Überhängen, erreichten sie die Ruinenstadt. Ciseding hatte recht gehabt, die Mauern der Gebäude waren schon lange verfallen und fast im Waldboden versunken. Den wenigsten Mauern konnte man ansehen, dass sie überhaupt einmal zu Häusern gehörten.

„Das war Laascaanood.“

Ciseding stand am Rand der Stadt, die Arme in die Seiten gestemmt. Er sah einige der Ruinen an.

„Es war die größte Stadt in Saltyria. Leider war sie auf zu weichem Boden gebaut. Immer wieder mussten die Häuser mühsam gestützt und repariert werden um nicht im Boden zu versinken, und als die Bevölkerung schließlich langsam zurückging, wurde sie vor einigen hundert Jahren aufgegeben. Einige der Ältesten erinnern sich noch daran.“

Er schloss die Augen und schritt voran.

„Auch ich erinnere mich noch lebendig an das Treiben hier in der Stadt. Sie war groß, und in der Mitte der Stadt hatte man das Gefühl, sich in Lauretania zu befinden. Nirgendwo konnte man die hohen Bäume des Waldes sehen, so eine große Fläche hatte man gerodet.

In der Mitte der Stadt befand sich ein Brunnen und ein großer Platz, um den herum sich hohe Steinhäuser befanden. Damit man überhaupt so hoch bauen konnte, hatte man Baumstämme in den Boden getrieben, welche die schweren Mauern stützten. Dennoch war es irgendwann zu aufwändig geworden, die Stützmaßnahmen immer wieder zu erneuern.“

An einer Mauer hielt er inne und berührte sie.

„In nur gut hundert Jahren stürzten viele Gebäude ein, andere versanken, und die Bäume konnten sich das Stadtgebiet in Kürze wieder zurückerobern.“

Am Rand der Stadt befand sich ein Haus, dessen vier Grundmauern noch standen. Zwar hatte es kein Dach mehr, aber da keine Höhle in der Nähe war, machten Ciseding, Viri und Manai dort Rast. Nun war Gaalkayo nur noch einen Tagesmarsch entfernt.

Viri kannte diesen Teil des Waldes jetzt sehr gut, und so konnte sich die Gruppe darauf verlassen, dass Viri ihren Weg finden und sie in der nächsten Nacht Gaalkayo erreichen würden.

Manai war so müde, dass ihm die Feuchtigkeit und die Kälte auch ohne seine Jacke nichts mehr anhaben konnten. Viri war ihm dankbar für die Wärme, doch sie war so angespannt, dass sie nicht wie früher oft die Nähe von Manai suchte. So schlief er an einer Mauer angelehnt ein.

Sein Schlaf war aber nicht besonders fest, so dass er von den leisesten Geräuschen aufwachte. Ciseding und Viri schienen viel fester zu schlafen.

„Manai?“

Er musste doch wieder eingeschlafen sein. Manai sprang auf. Das war nicht Viris oder Cisedings Stimme.

„Viri? Ci... Ciseding?“

Auch Viri und Ciseding sprangen auf. Es war Unico. Er stand im Türstock des Gebäudes.

Viri hüpfte auf und umarmte ihn stürmisch, doch er wirkte davon nicht berührt. Viri sah ihn besorgt an.

„Bist du allein?“, fragte Ciseding schließlich.

Unico schüttelte den Kopf.

„Lijaan befahl uns, zu fliehen. Die Tore wurden aufgerissen, und ich befahl den Wachen, von Haus zu Haus zu laufen. Die Bewohner stiegen in die Luftschiffe, die bereitstanden. Wieder flohen wir und überließen die Stadt den Menschen. Die Ältesten von Predinas begleiteten uns, wir verstecken uns weiter nördlich im Wald. Dort haben wir eine provisorische Siedlung mit den Luftschiffen gebildet. Von einigen Sammlern fehlt jede Spur. Unter anderem von Lijaan und Atillia. Und von Ayrina.“

Unico wirkte so traurig und verbittert.

„Ich bin gekommen, um nach Gaalkayo zurückzukehren, um zu sehen, was aus der Stadt geworden ist. Die Succubi haben mir berichtet, dass Predinas nach der Eroberung umgebaut wurde und bereits nicht mehr als die kleine Wüstenstadt zu erkennen ist, die sie einst war. Abertausende Menschen sollen dort leben, riesige Türme aus Stein und Stahl ragen in den Himmel.“

Seine Stimme stockte.

„Ich will nicht, dass Gaalkayo so wird. Ich will nicht, dass die ganze Welt so wird.“

Ciseding schritt auf Unico zu und berührte ihn an der Schulter.

„Wir sind auf den Weg in die Stadt. Wir werden sie zurückholen.“

Manai wusste, dass Ciseding nicht ganz aufrichtig war, und auch er nicht wusste, was genau geschah, wenn sie wieder in Gaalkayo waren, aber es ging ihm wohl nur darum, Unico wieder etwas aufzuheitern.

Manai verstand, wie sich Unico fühlen musste. Als Viri in der Hand der Menschen gewesen war, tat er alles, um sie wieder zu befreien, er hätte jedes Opfer gebracht. Vermutlich hatten auch Unico und Ayrina eine ähnliche Bindung aufgebaut. Und er fühlte umso mehr den Wunsch, die Geschehnisse in dieser Welt wieder ins Lot zu bringen, auch wenn das bedeutete, dass sein Schicksal ungewiss sein sollte.

Bei Einbruch der Dunkelheit verließ die Gruppe das Haus und bewegte sich in Richtung Gaalkayo. Unico und Viri gingen voran und huschten durch den Wald und das Unterholz. Manai konnte kaum Schritt halten, auch Ciseding wirkte manchmal, als hätte er die Orientierung verloren. Doch die beiden Sammler kannten ihre Heimat, und schon nach wenigen Stunden kauerten die vier im Gebüsch am Rand der Lichtung, in der Gaalkayo lag. Die

Stadt wirkte dunkel, noch viel dunkler als Manai sie in Erinnerung hatte. Und sie wirkte leer. Nein, sie war leer.

Langsam schlichen sie um die Stadt herum, doch nirgendwo war ein Anzeichen auf einen Menschen zu erkennen. In der Mitte des Platzes, welcher für die Ankunft der Flüchtlinge aus Predinas frisch gerodet worden war, stand ein Zelt. Vom Luftschiff war nichts mehr zu sehen, offenbar war es von den Menschen mitgenommen oder zur Evakuierung der verbleibenden Bewohner genutzt worden. Die kleinen Zelte aus Predinas waren abgebaut worden, die Stadttore von Gaalkayo waren weit geöffnet. Die Stadt jedoch wirkte vollkommen leer.

Das große Zelt in der Mitte der Lichtung hingegen war beleuchtet, und man konnte Stimmen hören. Manai erinnerte es an einen Zirkus, von denen er als Kind fasziniert gewesen war, wenn das fahrende Volk in seiner Heimat Halt gemacht hatte.

Langsam schlichen die vier auf dieses runde, relativ große Gebilde aus Leinen zu, und versuchten zu erahnen, was in dessen Inneren geschah.

„Ich gehe vor“, flüsterte Manai, als sie den Ort erreichten, an dem der Abstand zwischen Waldrand und dem Zelt am geringsten waren.

„*Von allen kann mir schließlich am wenigsten passieren*“, dachte er sich im ersten Moment.

„Das sind Menschen!“, fauchte ihn Viri sofort an. „Sie können dich töten!“. Ihre Stimme war scharf, aber ihr Blick besorgt. Manai war töricht, sie hatte recht.

Die Geräusche in dem Zelt verstummten.

„Ich habe genug davon!“ schrie schließlich Unico und stürmte auf das Zelt zu.

„Verflucht!“

Ciseding lief ihm nach. Manai sah Viri an, die beiden folgten ebenso.

Unico lief um das Zelt herum und in den Eingang hinein, kurz darauf schlüpfen die anderen in das Zelt hinein. Der Eingang war weit offen, es sah fast einladend aus.

Das Zelt war rund und groß und sah auch von innen tatsächlich wie ein Zirkuszelt aus. Es wurde von zwei mächtigen Baumstämmen in der Mitte getragen, kleinere Balken an den Rändern sorgten dafür, dass sich der Stoff zu einer großen Dachkuppel aufspannen konnte.

In der Mitte gab es allerdings keine Manege, sondern eine runde, etwa anderthalb Meter hohe Bühne, und an den Rändern des Raumes keine Tribünen, sondern nur aufgeschüttetes Heu. Und inmitten der Bühne stand eine Frau.

## Interludium | Überzeugung

In ihren Gedanken hallte immer wieder die Diskussion, die sie geführt hatten. In der sie versucht hatte, alle zu überzeugen.

*„Mädchen, willst du das wirklich tun?“*

*„Nur wenn sie bekommen, was sie wollen, können sie die Welt verlassen.“*

*Ich... ich habe gehört, sie sei der Schlüssel zur anderen Welt.“*

*„Mädchen, dafür ist diese Welt nicht bestimmt!“*

*„Aber die ganze Welt ist doch leer!“*

*„Das ist Wahnsinn. Du bist dem Wahnsinn anheimgefallen! Tu es nicht! Bleib hier!“*

Ihre Taten sollten den Beweis erbringen, dass sie das Richtige tat.



## 40 Viri | Ein eitles Mädchen

Viri sah sich im Zelt um und staunte nicht schlecht. Sie hatte in Gaalkayo eine Armee von Menschen erwartet, oder zumindest Verwüstung, oder ein Luftschiff, aber kein Zelt, in dem nur eine einzige Frau stand.

Die Frau war ganz in schwarz gekleidet. Sie trug schwarze Lederstiefel, eine schwarze Hose, einen schwarzen Gürtel und ein schwarzes Hemd. Sogar ihr Kopf war ganz von einer schwarzen, sehr eng anliegenden Kapuze verdeckt. Nur für Augen und Mund hatte die Kopfbedeckung Löcher. Sie trug noch einen Mantel mit Kapuze, der ebenfalls schwarz war.

Viri sah sich den Kopf der Frau genau an. Sie war kein Mensch, sondern eine Sammlerin. Zumindest hatte sie Hörner und spitze Ohren, wie die Sammler. Diese Merkmale zeichneten sich durch das dünne Leder der Kopfbedeckung ab. Und unter dem Schutz von Ciseding konnte sie auch nicht stehen, sonst hätte dieser nicht so überrascht gewirkt, als er realisiert hatte, dass hier eine der Seinen stand.

Sie blickte die Gruppe an, ihre Augen waren kalt und ausdruckslos.

Keiner der vier traute sich, die Bühne zu betreten, auf der die Frau stand.

„Ängstlich?“, fragte die Frau. Ihrer Stimme nach war sie jung, aber auch heiser, und man konnte sie kaum verstehen.

„Sag an, wer bist du? Wer bist du, uns zu verraten?“

Die Frau sah zu Ciseding herab und zuckte kurz. Sie wirkte einen Moment nervös, doch sofort fand sie wieder die Fassung und erlangte ihre kühle Ausstrahlung zurück.

„Nennt mich Marisa.“

Sie ging einige Schritte nach vorne. Ihre Bewegungen waren bemüht geschmeidig. Viri bemerkte, dass das nicht die Art war, wie sich Marisa normalerweise bewegte.

„Ich habe mich aus freien Stücken den Menschen angeschlossen.“

Ciseding stürmte auf die Bühne.

„Warum?“

Er ballte die Faust und blieb kurz vor Marisa stehen. Auch Unico, Manai und Viri liefen ihm nach. Ciseding durfte nichts geschehen. Ohne den Anführer der Welt war sie noch schneller verloren.

Marisa hingegen winkte ab.

„Wir sollten wissen, wer die neuen Herren sind.“

Sie näherte sich Ciseding und hielt seinen Kopf mit ihrem Finger am Kinn. Er ließ sie gewähren, doch sie zitterte ein wenig.

„Deine Zeit ist vorbei. Das Zeitalter der Menschen hat begonnen.“

Zwei Falltüren hinter Marisa öffneten sich und Menschen sprangen aus der Bühne. Sie waren schrecklich entstellt, ihre Augen waren mit Lederriemen verbunden und ihre Körper mit Metallspitzen durchstoßen. Sie waren zu lebenden Waffen geworden. Es waren wohl gut ein halbes Duzend solcher Menschen, die aus den Falltüren gesprungen kamen. Wie wilde Tiere liefen sie auf die Gruppe zu, auf allen Vieren.

Marisa schlug ein Rad nach hinten, an den Menschen vorbei und lachte laut auf, als sie hinter dem Geschehen stand und nur noch zusehen musste.

Viri sprang über den Menschen, der sie angriff und wich dem nächsten aus, der auf sie springen wollte. Sie durfte diese gefährlichen Wesen nicht berühren. Überall ragten Metallspitzen aus den Körpern, der Hass und Wahnsinn, der in diesen Menschen weilte, war überwältigend.

„Raah!“

Unico schrie auf, als er von einem der Bestien angesprungen wurde. Der Mensch drückte ihn zu Boden und wollte sich auf ihn stürzen. Doch schon im nächsten Moment stürzte sich Ciseding zu Unico. Seine Augen

leuchteten Rot, seine Aura glühte, Hitze stieg von ihm auf.

Er nahm eine der Spitzen, die aus dem Menschen ragten, und riss sie diesem aus dem Körper. Die Bestie schrie auf. Manai sprang über den am Boden liegenden Menschen und nahm die Metallspitze von Ciseding ab. Er hatte verstanden, nahm das Metallteil in die Hand und rammte es dem Menschen in den Hals. Er war tot.

Unico hingegen hielt währenddessen zwei andere der Wesen hin, während Viri zwei weitere ablenkte. Manai zog noch einen weiteren Dolch aus dem toten Menschen und sprang wie im Bluttausch mit Waffen in beiden Händen auf den nächsten Menschen. Als er auf dem Ungetüm landete, hätte ihn eine der Stacheln, die aus diesem Wesen ragten fast im Gesicht getroffen. Doch er hatte eine Aufgabe zu erledigen. Und so schlug er den nächsten Menschen tot. Das Blut spritzte in Manais Gesicht.

Viri verspürte Angst. Hoffentlich würde Manai nicht auch zu solche einer unkontrollierten Bestie werden. Nicht ihr Manai. Sie empfand doch so viel für ihn.

Die Sorgen lenkten sie ab. Sie war nicht konzentriert. Und ehe sich Viri versah, spürte sie einen harten Schlag im Nacken. Sie ging zu Boden, wurde aber nicht ohnmächtig.

Viri sprang auf, sie ignorierte die Schmerzen. Marisa stand vor ihr.

„Dieses ganze Theater. Nur deinetwegen!“

Viri schüttelte den Kopf.

„Du bist so eine böse Frau!“

Sie wusste selbst nicht, wie ihr geschah, doch zum ersten Mal hatte sie kein Mitgefühl für ihr Gegenüber. Sie sprang auf, zog das Bein hoch und trat Marisa in die Magengegend. Diese taumelte zurück, stürzte aber nicht.

Als sich Marisa wieder gefangen hatte, piffte sie in die Finger. Sofort sprang eine der menschlichen Bestien an ihre Seite. Die Bestie war eine Frau. Doch war auch sie mit Stacheln und Spitzen durchbohrt und rannte, die Augen verbunden und geblendet, auf Viri zu. Auch wenn sie blind war schien sie genau zu wissen, was sie anzugreifen hatte.

Dem ersten Angriff wich Viri aus, und noch während der Drehung rief ihr Manai zu.

„Hier!“

Er warf einen seiner Dolche zu ihr hinüber, den er gerade aus einem toten Menschen zog. Viri fing ihn auf, und während sie sich wieder umdrehte, sprang die Menschenfrau auch schon auf sie. Viri riss den Dolch nach oben, die Menschenbestie schrie auf und blieb reglos am Boden liegen. Sie war tot.

Marisa sah sich kurz um und lächelte.

Viri lief wieder auf Marisa zu, den Dolch hatte sie fest in der Hand.

„Du dreckige Verräterin!“ schrie sie, doch Marisa konnte ausweichen, sodass Viri nur Marisas Umhang erwischte. Der Umhang wurde abgerissen und Marisas enge Kopfbedeckung verrutschte. Sie konnte nun nichts mehr sehen, da die Löcher für die Augen an der Seite des Kopfes waren, und so riss sie sich die Maske vom Haupt.

Bevor Viri einen Blick auf das Gesicht der Überläuferin erhaschen konnte, wurde das Dach des Zeltes davongerissen.

Ein unglaublich lautes Dröhnen zwang Viri in die Knie, sie hielt sich die Ohren zu.

Über ihr flog das größte Luftschiff, das sie je gesehen hatte. Wenn sich dieses Schiff so unbemerkt hatte nähern können, musste der Kampf wohl schon länger dauern als sie vermutet hätte.

Das Luftschiff sah aus wie ein Tannenzapfen. Es war das Schiff, von dem Fay berichtet hatte. Das Luftschiff der Menschen.

Als sie sich an den Lärm gewohnt hatte, stand Viri wieder auf. Marisa war weg. Viri wirbelte herum und sah, wie die fehlgeleitete Sammlerin an einer Strickleiter hing. In ihren Armen hielt sie Manai. Sein Körper war leblos, ein

Stachel hatte sich durch seine Brust gebohrt. Am Boden lagen nur tote Menschen. Alle Bestien waren tot.

Sie sah hoch, die aufgehende Sonne blendete ihren Blick. Viri erkannte nur, wie sich das Luftschiff langsam hob und in Richtung Süden flog.

Unico stürmte nach vorne und rannte Viri fast um.

„Ayrinaaa! AYRINAAA!“

## 41 Viri | Knochenmann

Viri hätte sich im Traum nicht gedacht, dass sie so schnell wieder an diesem Tisch sitzen würde. Und dennoch war sie hier. Auf ihrem Stuhl. An ihrem Tisch. In ihrem Haus.

Sie hielt eine Münze aus Helgard in der Hand. Helgard. Sie dachte zurück an den Moment, als sie mit Manai an der Brücke stand, die beiden überblickten den Fluss und sahen das Glitzern der Sonne bis in den Horizont. Der Kuss war so wunderbar gewesen, sie fühlte sich wohl und sicher in Manais Händen, sie hatte seine Leidenschaft gespürt, genau wie in ihrem Inneren die Gefühle und das Verlangen zu explodieren schienen.

Danach hatten sie lange die Nacht, die Sterne und den Mond betrachtet. Es war so schön gewesen.

Sie legte die Münze auf den Tisch und stellte sie auf die schmale Seite. Das kleine runde Stück Metall blieb stehen. Viri schnippte einen Rand der Münze mit Zeigefinger und Daumen an. Sie drehte sich schnell auf der Stelle, und Viri fing sie wieder ein. Dieses Spiel wiederholte sie einige Male. Sie fühlte sich so leer.

Im ganzen Haus war es staubig. Sie war monatelang nicht hier gewesen, der Schmutz hatte sich überall abgesetzt. Nachdem sie von der Bühne des verwüsteten Zeltens in die Stadt gegangen war, suchte sie sofort ihr



altes Haus auf. Sie drehte sich nicht um. Sah nicht, was hinter ihr geschah. Sie nahm den Schlüssel aus dem Versteck hinter dem Haus, sperrte auf und wischte kurz ihren Küchentisch und einen der Stühle sauber, damit sie sich setzen konnte. Es war der Tisch, unter dem sie Manai kennen gelernt hatte.

Zuerst hatte sie geweint, auf der Tischplatte gelehnt, dann starrte sie aus dem schmutzigen Fenster und schlussendlich fand sie die Münze in einer ihrer Gürteltaschen.

Sie hörte laute Stimmen, Freudenschreie und Jubel. Die Bewohner waren wieder da. Sie sollten sich freuen, dass sie noch einmal in ihre Häuser zurückkehren konnten. Lange würden sie ihr Glück nicht haben, da war sich Viri sicher. Irgendwann würden die Menschen zurückkommen. Dann würden sie die Welt bevölkern, und schlussendlich würde alles untergehen.

Es klopfte an ihrer Türe. Automatisch stand sie auf und öffnete, sie dachte gar nicht darüber nach, was sie tat. Sie hatte keine Lust, irgendjemanden zu sehen. In diesem Moment waren ihr alle unwillkommen. Sogar Ciseding.

Vor ihr stand Unico.

Viri selbst fühlte sich elend, sie trauerte um Manai, sie fühlte sich alleine und hatte Angst. Doch Unico sah aus, als wäre all das, was sie fühlte und empfand, noch hundertmal so schlimm über ihn gekommen. Seine

Augen waren blutunterlaufen, unter ihnen dicke Ringe, und seine Gesichtsfarbe war fahl.

Er hatte gegen die Bestien gekämpft wie ein Tier, doch für Viri sah es aus, als wäre er nicht vom Kampf erschöpft gewesen. Nein, es sah vielmehr so aus, als wäre er in den wenigen Stunden um viele Jahre gealtert.

„Hast du Lust auf einen langen Spaziergang?“, fragte er sie.

Viri nickte. Es tat ihr gut, mit Unico zu gehen. Sie waren Freunde. Wie lange hatten sie schon nicht mehr miteinander gesprochen?

Die beiden brachen auf, von Viris Haus gingen sie auf die Tore von Gaalkayo zu. Überall war geschäftiges Treiben in den Straßen, vor der großen Halle wurde ein Freudenfeuer entzündet. Die Bewohner ordneten ihr Leben, und sie sah schon wieder Trupps von Sammlern, die aufbrachen, um Menschen zu suchen. Die Aufgaben der Sayt waren in ihr Blut gegossen.

Unico kannte einen kleinen See, ganz in der Nähe von Gaalkayo. Ohne ein Wort zu sagen wanderten Viri und Unico auf einem Trampelpfad zu diesem See. Es dauerte wohl eine Stunde, bis die beiden dort angekommen waren. Mittlerweile hatte sich das Wetter beruhigt, der Sommer hatte seinen stärksten Punkt erreicht und es war immer noch zu kühl für die Zeit, doch schaffte es die

Sonne in den Mittagsstunden schon über die Baumwipfel.

Die Lichtung, in welcher der See lag, leuchtete in diesem ganz besonderen Licht traumhaft. Viri sah sich um. Sie liebte ihre Heimat. Die Sonne strahlte, das Grün der Gräser inmitten der Lichtung war satt, überall kämpften sich Blumen an den hohen Halmen vorbei und im Teich selbst schwammen Seerosenblätter, eines der Ufer war dicht mit Schilf bewachsen. Auch wenn sie noch so viele Schmerzen in ihrem Inneren fühlte, wenn in ihr noch tausend Feuer brannten, hier zu sein, beruhigte sie.

Unico setzte sich auf einen Baumstumpf und ließ einen Stein über die Wasseroberfläche hüpfen.

„Ich konnte sie nicht halten“, begann er zu reden. Viri setzte sich an seine Füße und sah ebenso wie Unico auf das Nichts in der Ferne.

„Schon bevor wir uns auf dem Weg nach Gaalkayo machten, war sie plötzlich verschlossen. Sie war nicht mehr frech, sie hatte immer gegrübelt und war so unsicher geworden.“

Als wir dann bei Lijaan und Aillia waren und uns die Menschen davonjagten, da blieb sie. Sie sagte mir, sie wolle die Ältesten beschützen und verstecken. Ich konnte ja nicht ahnen, dass sie überlaufen wollte.“

Unico sank in sich zusammen und begann bitter zu weinen.

„Es kam alles so plötzlich. Ich konnte sie nicht mehr erreichen. Von einem Moment auf den anderen war sie weg, und wandte sich den Menschen zu. Sie wandte sich denen zu, die ihr weh taten. Die uns allen weh tun.“

Viri verstand ihn schlecht, weil er immer wieder im Reden stockte und das Meiste in seine starken Arme hinein brüllte. Dennoch verstand sie, was er ihr sagen wollte. Er stützte sich auf.

„Immer, wenn ich an sie denke, dann sehe ich sie vor mir, wie sie lächelt. Wie ihre Augen strahlen, wie ihre Zähne leicht durch das lächelnde Gesicht hervor blitzen.“

Unico nahm Viris Hand.

„Gehen wir sie suchen?“

Viri hatte in der kurze Zeit, die sie mit Unicos Freundin verbrachte, keine starke Bindung zu Ayrina aufbauen können. Sie kannte sie ja nur kurz. Und in dieser Zeit war sie selten da gewesen. Sie kümmerte sich um die Luftschiffe, um die Verletzten, sie sprach mit den Ältesten und den Wächtern. Ayrina war immer die starke Person.

Doch viel wichtiger war, Ayrina war die Frau, die Unico liebte. So wie Manai der Mann war, den Viri liebte. Nun kamen auch ihr die Tränen, und sie fiel Unico in die Arme. Die beiden hielten sich und trösteten sich über den Verlust des wertvollsten Schatzes, den sie besaßen.

Nein, Viri empfand keinen Hass mehr auf Ayrina. Sie wusste, dass Unico nur der Frau das Herz schenken würde, die dieses Vertrauen auch Wert war. Und sie wusste, irgendwann würde sie mit ihm aufbrechen, um Ayrina und Manai zu suchen, denn auch sie wollte wissen, was die junge Sammlerin dazu bewegt hatte, die Sayt zu verraten.

Selbst wenn die Welt untergehen sollte, dann wollte sie an der Seite ihres Geliebten sein. Vielleicht konnte sie mit ihrer großen Liebe und ihrem besten Freund das Ende der Welt verbringen. Das wäre ein kleiner Trost gewesen.

Der Gedanke war verdreht, doch lange konnte Viri ihn nicht halten. Es raschelte im Gebüsch hinter ihr, und sofort war sie wieder die wachsame Sammlerin, die um ihre Welt kämpfte. Sie sprang auf und beobachtete, was für dieses Geräusch sorgte.

Als Viri es sah, erschrak sie so, dass sie Unico in die Arme sprang. Auch er hatte sich sofort auf einen möglichen Angriff der Menschen vorbereitet.

Doch was vor ihnen stand war ein Skelett. Ein menschliches Skelett in karge Lumpen gehüllt. Es stand vor ihnen. Und lebte.

## 42 Viri | Wiedersehen

Unico preschte vor und lief auf das Skelett zu, um Viri zu schützen, doch die unheimliche Erscheinung hob nur kurz den Arm und Unico wurde zurückgeworfen. Eine weitere Handbewegung des knöchernen Wesens und Unico konnte sich nicht mehr bewegen. Wehrlos lag er am Boden.

Viri war selbst wie gelähmt, so eine Gestalt hatte sie noch nie gesehen. Ein Mensch, der nur aus Knochen bestand... Selbst die am schlimmsten von den Vollstreckern zugerichteten Menschen, diejenigen, die durch falsche Behandlung zurück zur Mittelwelt gelangten, sahen nie so fürchterlich aus wie dieses Etwas.

Die knöcherne Gestalt ging auf Viri zu. Ihr Herz pochte. Sie hatte Angst, doch sie konnte sich nicht bewegen. Innerlich schrie sie laut auf, sie wollte weg, flüchten, doch ihr Körper gehorchte ihr nicht mehr. Das Ding kam auf sie zu und Viri versuchte, sich in ihrem eigenen Bewusstsein nach hinten zu drücken und die Augen zu schließen, doch nichts dergleichen geschah. Sie spürte die kalte, harte Berührung auf ihrer Schulter und plötzlich zuckte ihr Körper zusammen, als sie eine Stimme in ihrem Kopf hörte. Eine tiefe, angenehme, männliche Stimme.

*„Man nennt mich Knochenmann. Ich bin nicht hier, um schlechtes zu tun. Lasst mich in Frieden, und euch wird nichts geschehen.“*

Viri hatte Angst. Dafür war sie nicht hergekommen. Sie wollte doch nur einen Moment mit ihrem besten Freund, um gemeinsam mit ihm die tiefe Trauer und Verzweiflung zu vergessen. Das hier machte alles so viel komplizierter. Unico lag am Boden. Sie wusste nicht, was sie im ersten Moment tun sollte und so versuchte Viri zu nicken. Es gelang ihr nur leidlich, doch Unico wurde aus seiner Starre befreit. Dieser stand stöhnend wieder auf.

„Er sagt, er tut uns nichts“, rief ihm Viri zu. Unico blieb skeptisch stehen.

*„Unico, sei vorsichtig“,* dachte sie sich.

Der Knochenmann ging auf Unico zu und hielt auch ihn an der Schulter. Auch Unico erschrak, und wurde still.

Der Knochenmann sah so angsteinflößend aus. Die Knochen waren schon verwittert, die Gestalt musste schon lange existieren. Der Lumpen, in den er sich kleidete, sah aus, als wäre es nur ein alter Jutesack, der an einer Stelle aufgeschnitten war, und an dem eine Kapuze angenäht worden war. Der Stoff wirkte, als könnte er jederzeit reißen, so alt und morsch war er.

Wie die Knochen ohne Sehnen und Haut hielten, verstand sie nicht.

Unico stand wie versteinert da. Viri sah ihn an, sie fühlte sich elend. Sie konnte nicht erkennen, was er empfand, wie es ihm ging, Viri wollte ihrem Freund helfen und konnte es doch nicht tun.

Der Knochenmann drehte sich wieder um und ging zu Viri. Er sah sie an, zumindest waren seine leeren Augenhöhlen auf sie gerichtet. Im Inneren des Schädels konnte sie erkennen, dass sich Moos auf dem Knochen angesetzt hatte.

Er legte seine Hand wieder auf ihre Schulter.

„*Begleitet ihr mich?*“

„Er will das wir ihn begleiten“, sagte Viri an Unico gewandt mit zitternder Stimme.

„Ich weiß. Er hat mich eben auch gefragt.“

„Wohin sollen wir dich begleiten?“, fragte Viri den Knochenmann.

„*Mein Haus*“, antwortete er in ihre Gedanken hinein.

Viri sah Unico an, und er nickte. Sie konnte noch immer nicht erkennen, was er fühlte. Hatte er überhaupt noch einen freien Willen? Hatte ihn der Knochenmann mit einem Bann belegt? Viri selbst fühlte sich, als wäre sie benebelt. Ihr war, als wäre sie wieder mit ihrem Körper verbunden, aber er gehorchte ihr noch nicht.

Sie umkreisten den kleinen See und gingen weiter in den Wald hinein. An Unicos Gesichtsausdruck konnte Viri



erkennen, dass auch er noch nicht oft in diesem Teil des Waldes war, wenn überhaupt. Die beiden sprachen nichts, doch ihr schien es als wäre auch Unicos Geist wieder klarer.

Eine gute halbe Stunde folgten Viri und Unico dem Knochenmann bis sie sein Haus erreichten. Es war eine spärliche Hütte mit Strohdach in einer weiteren kleinen Waldlichtung. Sie besaß einen kleinen gemauerten Kamin, die Fenster waren mit Fensterläden verschlossen.

Der Knochenmann ging vor und öffnete die Türe der Hütte. Viri und Unico schritten voran, doch der Knochenmann deutete ihnen an, dass sie stehen bleiben sollten. Er näherte sich Viri und berührte sie.

*„Mitkommen ist nicht notwendig. Wartet hier.“*

Und so betrat die Gestalt die Hütte alleine, Viri konnte sich nicht mehr bewegen, auch Unico ging es nicht anders. Schon kurz darauf knarzte die Tür erneut und der knöchernen Mann stand wieder vor Viri. Sein Umhang war nun viel nobler. Er war zwar auch alt, aber detaillierter gearbeitet, mit feinen goldenen Verzierungen. Der Umhang war schmutzig und dunkelbraun gefärbt, schien aber einst weiß gewesen zu sein. Er hatte ebenso wie die Lumpen, die er vorher trug, eine Kapuze.

Der Knochenmann hatte sich die Kapuze über den Kopf gestülpt, und zusätzlich trug er noch eine Mitra mit

einem Symbol darauf, welches Viri nicht kannte. So wirkte der Mann zwar weiterhin furchteinflößend, aber auch erhabener und nicht so erbärmlich wie in den zerlumpten Laken.

„*Führst du mich zu deinem Anführer?*“, sprach er Viri in Gedanken an. Sie hatte diesmal seine Berührung gar nicht bemerkt.

Sie durfte niemanden in Gefahr bringen. Wieder zerriss es sie innerlich, der Wunsch aus dem Körper zu fliehen war unbeschreiblich. Sie wollte ihn anlügen, anschwören, nichts sagen, doch sie konnte nur die Wahrheit sprechen.

„Meinst du Ciseding? du willst Ciseding sehen?“

Der knöchernerne Schädel nickte.

„Woher sollen wir wissen, welche Absichten du hast?“, fragte Unico. Er konnte ohne Zwang sprechen und seinen eigenen Willen ausdrücken! Viri blickte flehend zu ihm hinüber.

„*Führe mich zu eurem Anführer, Ciseding*“, bekräftigte der Knochenmann noch einmal.

Unico schwieg nun wieder, er blickte weltenfern drein.

„*Führe mich zu ihm... Rena, führe mich zu ihm*“, hörte sie erneut, und plötzlich fühlte sie sich, als wäre der ganze Bann von ihr gefallen. Ihr Geist war wieder klar, sie hatte wieder Kontrolle über ihren Körper. Sie wich ein

Stück zurück. Er hatte sie mit dem Namen genannt, den sie in der anderen Welt hatte, in ihrem Traum.

„Wir können ihm vertrauen“, sagte sie Unico.

Gegen Abend erreichten Unico, Viri und der Knochenmann wieder Gaalkayo. Die Sonne war lange hinter den Bäumen versunken. Das Tor von Gaalkayo war verschlossen, die Stadt wirkte wie immer, als wäre in den Wochen zuvor nichts geschehen. Als würde es keine Bedrohung durch die Menschen geben. Nur die Zelte der Flüchtlinge aus Predinas befanden sich jetzt offenbar innerhalb der Stadtmauern.

Der Mann ging auf die Tore zu.

„N... Nein!“, hauchte Unico.

Viri wollte ebenso protestieren, doch sie blieb stumm und folgte dem Knochenmann. Doch nicht, weil der Knochenmann irgend etwas auf sie ausübte, sondern weil sie das Gefühl hatte, man könnte ihm vertrauen. So blieb sie mit dem Knochenmann vor den Toren stehen und klopfte an dem hölzernen Torflügel. Unico war stehen geblieben, ihm stand der Schweiß auf der Stirn. Viri blickte zurück, sie fühlte sich als Verräterin.

Schließlich öffnete sich die kleine Türe, die in den großen Stadttoren von Gaalkayo eingelassen waren, um einzelnen Personen den Ein- oder Austritt aus der Stadt zu ermöglichen, ohne dass die Tore geöffnet werden mussten.

Viri erschrak, denn es war Ciseding, der langsam herauskam, in der Hand ein Rapier. Woher hatte er gewusst, dass ein besonderer Besuch vor seiner Türe stand?

Durch einen scheppernden Laut wurde Viri aus ihren Gedanken gerissen. Ciseding hatte den Rapier fallen lassen und stand wie eingefroren vor den Stadttoren.

Der Anführer löste sich aus seiner Starre und lief los, rannte auf den Knochenmann zu und blieb kurz vor diesem stehen. Er sah das Gerippe in seinem feinen Umhang einmal von oben nach unten und wieder nach oben an und umarmte ihn dann.

„Du hast mich gerufen!“

Die Umarmung war herzlich, aber Ciseding war sehr vorsichtig, da wohl auch er nicht erkannte, welche Kräfte die Knochen zusammenhielten.

Als er die Umarmung löste, waren seine Augen nass vor Tränen, die große, runde Brille, die er immer trug, war angelaufen und saß schief auf der Nase. Er nahm die Brille ab und sah Viri ins Gesicht.

„Das hier... ist Eding. Der Herr der oberen Welt. Der Anführer Etherias.“

Viri konnte im ersten Moment gar nicht fassen, was Ciseding ihr sagte. Der Knochenmann, den sie erst vor wenigen Stunden kennen gelernt hatte, war Eding, von dem sie in den letzten Wochen so viel gehört hatte. Von

dem sie auch in ihrem Traum gehört hatte. Dessen Verschwinden dafür gesorgt hatte, dass die Mal'ach nicht mehr wussten, wie sie Leben sollten und somit langsam vom Antlitz von Etheria verschwunden waren.

Noch bevor Viri sich über diese Erkenntnis Gedanken machen konnte, gingen Ciseding und Eding durch die Türe zurück nach Gaalkayo.

Unico stand plötzlich neben ihr.

„Ich bin froh, wieder ich zu sein.“. Der Bann war gebrochen, der ihn dazu gezwungen hatte, Viri und dem Knochenmann zu folgen, ohne seinen Ängsten und Sorgen nachgeben zu können.

Viri und Unico waren erschöpft. Sie gingen zurück in ihre Häuser. Sie verabschiedeten sich kurz und Viri entschied sich dazu, Unico noch einmal zu umarmen. Es tat ihr leid.

Beide machten sich nicht so viele Gedanken über das Wiedersehen von Ciseding und Eding. Viri war sich sicher, es war zu spät, als dass noch irgendetwas oder irgendwer gerettet werden konnte. Und so weinte sie sich in den Schlaf.

## 43 Viri | Sonnwende

In jenen Tagen sahen sich Viri und Unico recht häufig. Es kehrte erstaunlich viel Alltag in ihr Leben zurück.

Untertags sammelten sie neu angekommene Menschen ein und gaben diese in der großen Sammelhalle ab, abends trafen sie sich in Viris oder Unicos Haus und verbrachten die Zeit damit, sich zu überlegen wie die beiden nach Predinas kommen konnten um ihre Lieben zu befreien. Doch auch am dritten Tag in Folge konnten sie noch keine Lösung finden.

Stundenlang saßen sie in Viris kleinem Wohnzimmer zusammen, grübelten auf dem Sofa vor dem niedrigen Tisch in dem Raum über Karten, skizzierten Entwürfe und tranken Wein, um die Sorge und die Angst etwas auszublenden. Nach dem ersten Abend wachten sie am Morgen beide im Wohnzimmer auf, Viri auf dem Sofa, Unico auf dem Boden. Sie hatte unbeschreibliche Kopfschmerzen, und doch erfüllten Beide am Tag wieder ihre Pflichten.

Zu unberechenbar war die Stärke der Menschen, zu stark war noch ihr Eindruck von dem mächtigen Luftschiff, in dem Ayrina und Manai verschwunden waren. Viri wunderte sich, wie wohl Predinas mittlerweile aussehen musste, wenn alleine dieses Luftschiff so unglaublich groß war.

An einem Abend, als die beiden wieder einmal über einer Karte von Saltyria und Predinas grübelten, klopfte es an der Türe. Viri hatte öfters Besuch bekommen in den Tagen zuvor, wie ihre Tante Erige, die sie herzlich in den Arm nahm und sie darauf hinwies, dass sie ihr Leben nicht leichtfertig aufs Spiel setzen sollte. Mittlerweile hatte sich herumgesprochen, dass Viri viel Kontakt mit Ciseding hatte.

Doch an diesem Tag stand Ciseding höchstselbst an ihrer Türe. Sie war im ersten Moment verwirrt und begrüßte ihn nur mit einem kurzen „Äh, komm herein!“, ohne an die Förmlichkeiten zu denken, die man dem Oberhaupt entgegen zu bringen hatte.

Ciseding war von dieser versehentlichen Unhöflichkeit nicht beeindruckt und trat lächelnd herein. Er bemerkte Unico und die Karte auf dem Tisch.

„Wir haben die Karte von Lijaan erhalten“, erklärte sich Unico, doch Ciseding winkte ab.

„Ihr wollt eure Lieben befreien, ist das nicht so?“

Viri lief rot an. Hatte Ciseding bemerkt, wie ihre Gefühle zu Manai waren?

Ciseding lachte.

„Dein Manai ist ein guter Mensch. Wir sollten unser Bestes geben, damit wir ihn befreien.“

Doch sofort verfinsterte sich Cisedings Miene wieder.

„Ihr müsst nicht mehr überlegen, wie ihr nach Predinas kommt“, nahm er die Fragen von Viri und Unico vorweg.

Er setzte sich zu Viri und Unico an den Tisch und lehnte sich entspannt auf die Tischplatte.

„Eding hat mir erklärt, was passiert ist. Ab und an besuchte er wie ich die Mittelwelt und hat dabei überprüft, ob dort die Dinge ihren üblichen Weg gehen.

Für die Mittelwelt gibt es keine einzelne Macht, die über sie wacht, wie Eding oder mich. Doch Eding ist alt, beinahe so alt wie die Zeit selbst. Eines Tages hatte er nicht mehr die Kraft, wieder nach Etheria zurückzukehren.

Anstatt in Etheria landete er in Hel. Niemand weiß warum, oder was ihn hierhergebracht hatte.

Eding alterte weiter und irgendwann verließ ihn sein Körper. Nur mehr seine Kraft und Bestimmung halten ihn hier am Leben, und wer weiß, wie lange das noch.“

Ciseding machte eine kurze Pause und atmete durch.

„Alles was ich weiß, habe ich von ihm gelernt. Ich hatte keine Eltern. Ich wuchs vor vielen, vielen tausenden Jahren auf der Mittelwelt auf. Eding kümmerte sich um mich, er zog mich groß und er führte mich in meine Aufgabe ein. Ohne ihn gäbe es auch Hel nicht.



Doch nun scheint seine Zeit bald vorbei. Noch hat er aber etwas Kraft, und er möchte sie nutzen, um die Situation hier zu klären.“

Er sah auf und blickte Viri und Unico abwechselnd in die Augen. Wie viel musste Ciseding schon erlebt haben, wenn er den Zustand, in dem sich ihre Welt befand, nur eine Situation nannte.

„Zusammen können Eding und ich den Bann, der auf uns Sammlern und Vollstreckern lastet, zumindest für eine Weile aufheben. Dann sind wir in der Lage, die Menschen vom Antlitz dieser Welt zu reinigen.“

„Wie meinst du ‚reinigen‘?“, fragte Viri ruhig. Ciseding stützte seinen Kopf mit den Händen.

„Wir können Menschen nur verletzen, solange unser Bann auf uns liegt. Mit Edings Hilfe können wir den Bann lösen.“

Viri schloss daraus, dass die Menschen wirklich nicht mehr existieren würden. So wie diejenigen, die von Menschen selbst getötet worden sind.

„Was geschieht mit den Menschen dann?“, fragte sie zur Sicherheit nach

„Ich weiß es nicht. Zwischen den Welten existiert ein ewiger Kreislauf, den selbst ich nicht überblicken kann. Niemand kann sagen, was mit den Menschen geschieht, wenn wir sie töten können.“

Er wirkte verbittert und ernst. Ciseding stand auf und ging zur Türe.

„Wenn wir unsere Welt erhalten und den Lauf der Dinge noch etwas in Bewegung halten wollen, dann müssen wir diejenigen Menschen, die Schaden über uns bringen wollen, töten. Wir haben keine Wahl.“

Ohne ein weiteres Wort des Abschiedes ging er aus der Türe in die Nacht in Gaalkayo.

Viri eilte ihm nach, doch als sie in ihrer Haustüre stand, war er nicht mehr zu sehen. Sie drehte sich zu Unico um.

„Lass uns weitermachen.“

## 44 Viri | Kriegstreiber

Wenige Tage nach dem Besuch Cisedings erfuhr Viri, warum sie sich keine Gedanken mehr machen musste, wie sie mit Unico nach Predinas kam. Sie hatte mit ihrem alten Freund weiter geplant und versucht, selbst noch einen Weg nach Predinas zu finden, für den Fall dass Cisedings Plan sie nicht überzeugen mochte. Viri wollte zu ihrem Manai zurück. Sie hätte alles dafür getan.

Am frühen Morgen wurde sie vom lauten Dröhnen von Motoren und Luftschiffen geweckt. Sie zog sich schnell etwas an und lief aus ihrem Haus heraus. Der ganze Himmel war voller Luftschiffe. Sie flogen tief, aus einigen seilten sich einige Sammler und Vollstrecker ab.

An den Heckflossen oder auf den Gasbehältern erkannte sie, dass diese aus der ganzen Welt kamen, die Symbole aller Länder waren dort angebracht. Sie hatten verschiedene Formen und Farben, einige waren beeindruckend groß, andere schmal und klein. Doch alle vereinte der grundsätzliche Aufbau mit dem Korpus eines Schiffes und einer länglichen, großen Gashülle. Sie sahen so gänzlich anders aus als das Schiff der Menschen, welches keine Gemeinsamkeiten mehr mit einem normalen Schiff aufgewiesen hatte.

Selbst im Hafen von Helgard waren nicht derart viele Luftschiffe versammelt gewesen. Viri sah sich um und

wusste nicht, wie es zu dieser Ansammlung kam. Sie erkannte aber, dass sich immer mehr Bewohner von Gaalkayo vor der großen Halle versammelten. Sie lief zu dieser Ansammlung.

Vor der großen Halle angekommen erkannte sie, dass dort eine Bühne aufgebaut war, auf der Ciseding und Eding standen. Die Bühne musste über Nacht in aller Eile aufgebaut worden sein.

„Was ist los?“ hörte sie neben sich. Es war Unico, der sie im Getümmel fand. Wieder einmal. Er war ständig ihr Beschützer.

„Bewohner von Hel! Sammler, Vollstrecker und Wächter!“ rief Ciseding von der Bühne. Seine Stimme war laut und hallte über die ganze Stadt.

„Die Bedrohung der Menschen hat ein Maß erreicht, das uns zur Handlung zwingt!

Habt keine Angst! Der lange verschollene Eding ist aufgetaucht!“

Ein Raunen ging durch die Menge. Viri hörte Wortfetzen wie „Das Gerippe?“ oder „Kann das Eding sein?“. Wieder einmal musste sie sich auf die Lippen beißen. Sie hatte die gesamte Ausbildung absolviert, und doch hatte sie kaum etwas von Eding gehört. Andere Bewohner von Gaalkayo hingegen schienen zu wissen, um wen es sich handelte. Doch Viri schüttelte ihre Selbstzweifel schnell ab. Sie musste auf Cisedings Worte Acht geben.

Als sich die Menge wieder beruhigte, fuhr Ciseding fort.

„Mit Edings Hilfe werde ich den Bann heben, der auf uns liegt. Somit können wir unsere Kräfte gegen die Menschen einsetzen! Ohne den Bann werdet ihr stark sein! Ihr werdet Ausdauer besitzen! Und ihr könnt die Menschen töten!“

Wieder ging ein Murmeln und Raunen durch die Ansammlung. Doch diesmal hörten sich die Stimmen nervös an, fast ängstlich. Die Bewohner lebten in der festen Tradition der Sammler und Vollstrecker, sie lebten dafür, die Menschen zurückzuführen. Töten war nicht ihr Gewerbe.

„Es sind viele Menschen zu erwarten! Aber noch heute brechen wir auf. Wir haben alle Luftschiffe dieser Welt versammelt!“

Viri sah sich um. Es waren wohl wirklich alle Luftschiffe, sie spannten sich über den ganzen Himmel, so viele waren es. Nach einer Weile sah sie das kleine Schiff von Morel, doch auf der Brücke standen nur Sammler.

„Wir werden aufbrechen und nach Predinas reisen um das Land wieder an uns zu reißen! Binnen eines Tages werden wir dort sein und die Menschen im Handstreich schlagen!“

Die Menge jubelte und schrie. Nun verstanden die Sammler und Vollstrecker. Sie waren euphorisiert, die Bedrohung der Menschen schien endlich am Ende zu

sein, Hel hatte eine Chance, wieder in den Lauf einzutreten, den es hatte, bevor Ardankin Desir übernahm.

Danach ging alles ganz schnell. Uniformierte Sammler und Wächter ordneten die Bewohner von Gaalkayo einzelnen Gruppen und Schiffen zu. Viri wusste gar nicht wie ihr geschah, sie wurde von Vollstreckern zu einem der Schiffe gewiesen, lief wie fremdgesteuert den Anweisungen hinterher und hatte vor, ein Teil der Sayt zu sein, der die Plage der Menschheit beendete.

Auch wenn sie sich um Manai sorgte und die Einsamkeit an ihrem Herzen nagte wie ein Fremdkörper, der es in ihre Seele geschafft hatte, nun war es an der Zeit, ihren Leuten zu helfen. Außerdem kam sie so nach Predinas, wo sie Ayrina und Manai vermuteten, das hieß, sie konnte nicht nur ihrem Volk helfen, sondern auch sich selbst. Zumindest redete Viri sich das ein, denn es blieb in der Hektik nicht viel Zeit, um nachzudenken.

Viri und Unico wurden glücklicherweise dem selben Luftschiff zugewiesen. Es war aus Vargladia, das Holz war dunkler und auch die Sammler und Vollstrecker, die sie in Empfang nahmen, hatten eine etwas dunklere Haut als Viri. Offenbar schien dort öfters die Sonne. Doch sie konnte sich nicht besonders mit den Gedanken an dieses Land beschäftigen, auch wenn sie immer interessiert hatte, wie es in diesem fernen Land wohl aussehen sollte.

Es dauerte danach tatsächlich nur einen Tag, bis die Flotte der Schiffe über den großen Kontinent nach Süden flog. Viri und Unico teilten sich eine Kabine, das Schiff war eng und hektisch, die Crew sorgte dafür, dass das Gefährt den schnellen Flug überstehen konnte, und die anwesenden Kämpfer wurden hart trainiert.

Gleich nachdem das Schiff die Flughöhe erreicht hatte, kam ein strenger Vollstrecker aus Vargladia auf Viri und Unico zu, sein Name war Emunger. Er zeigte den beiden, wie man mit schweren Schwertern umgehen konnte und erlegte ihnen schwieriges Training auf. Stunde um Stunde kämpften Viri und Unico mit anderen in Scheinkämpfen, und erst als die Nacht schon fortgeschritten war, durften sie sich auf eine Matratze am Boden legen. Viri hatte keinen der anderen Kämpfer beim Namen kennen gelernt, und sie wollte diese auch nicht kennenlernen. Alles was zählte war die Aussicht, die Menschen bald zu besiegen und dann ihren Manai wieder in die Arme nehmen zu können.

Viri war froh, dass Unico bei ihr war, denn ansonsten hätte sie sich in diesem Schiff voller Fremder unbeschreiblich verloren gefühlt.

Sie stand auf dem Oberdeck, als am nächsten Tag Predinas am Horizont erschien. Wobei man nicht mehr von Predinas sprechen konnte, fand Viri. Es war eine Ansammlung riesiger, schwarzer Häuser. Dichter Rauch stieg aus vielen Schloten empor, so dass sich der Himmel

am Horizont verfinsterte. Um die großen Häuser herum breiteten sich Baracken und Hütten viele Kilometer weit aus. Predinas war zum Moloch der Menschen geworden.

Die Flotte hielt an, die Schiffe blieben auf einmal in der Luft stehen, als hätte sich eine unsichtbare Wand vor ihnen aufgetan.

Vor den vielen hunderten Luftschiffen flog die Nidhögger mit Eding und Ciseding an Bord. Die beiden standen auf dem Deck und hoben ihre Hände. Viri musste sich bemühen, die beiden zu erkennen, doch ihr eigenes Schiff war im Flottenverband so weit vorne, dass sie einen Blick erhaschen konnte. Von einem Moment auf den anderen spürte Viri eine wohlige Wärme durch ihren Körper fließen, und mit dieser Wärme schien es ihr, als wäre sie stärker, vitaler und mächtiger geworden. Der Himmel verfärbte sich rot.

„Zum Angriff!“ rief der Kommandant ihres Schiffes. Sie suchte Unico, der aufgereiht in ihrer Nähe stand. Viri und Unico waren den Bodentruppen zugewiesen worden. Das Schiff aus Vargladia landete, und die Sammler und Vollstrecker darauf liefen in den Lagerraum im Rumpf des Schiffes. Dort standen Pachas, und einige der Kämpfer stiegen auf die Sättel der Tiere. Die Tiere waren gepanzert und geschützt, ebenso wie auch Viri und die Anderen. Sie trug einen metallenen Brust- und Rückenpanzer. Er war nicht schwer, und doch fühlte sich Viri durch ihn so sehr belastet.



Schließlich öffneten sich die Tore des Rumpfes und Viri lief hinaus und auf Predinas zu. In Ihrer Hand hielt sie ein Schwert. Nun war es an der Zeit zu kämpfen.

## 45 Viri | Weltrevolution

Die Menschen hatten ganz offensichtlich nicht mit diesem Angriff gerechnet. Diejenigen Luftschiffe, die in der Luft blieben, waren mit Kanonen bestückt worden. Diese Kanonen feuerten auf die Türme und Baracken der Stadt, trieben die Menschen aus ihren Häusern oder töteten diejenigen, die sich nicht schnell genug ins Freie retten konnten. Überall war Lärm, aus den Vorstädten stieg schnell Rauch auf, und auch die Türme vibrierten im Kanonenfeuer, hielten aber stand.

Von den Bewohnern hörte Viri noch nichts, da sie noch ein Stück von den Baracken entfernt war, welche die Stadt umschlossen. Sie lief und rannte wie von Sinnen, vor ihr die Hütten, aus deren Mitte Holzsplitter beim Aufschlag der Geschosse aus den Luftschiffen emporflogen, der Lärm der Kanonen sorgte wie Donnerschall dafür, dass sie alles nur noch dumpf um sich herum vernahm.

Schon nach kurzer Zeit aber reagierten die Menschen. Aus den Türmen stiegen ihre Luftschiffe auf. Die Spitzen der hohen Häuser öffneten sich. Zuerst waren es nur mehrere kleinere Schiffe, die aus den Luken der gigantischen Türme abhoben, diese hatten aber ebenso wie das große Schiff diese seltsame Bauform. Sie sahen aus, als würde das Schiff unter der Gashülle fehlen.

Kurz darauf stieg hinter den größten Türmen auch das große Luftschiff empor, das Viri schon in Gaalkayo gesehen hatte, wenngleich sie dort nur einen kurzen Blick erhascht hatte in der Hektik. Damals war sie so besorgt um Manai gewesen und war dann von Unico beinahe umgestoßen worden, sodass sie keinen zweiten Blick für das Schiff selbst hatte opfern können.

Viri hatte die Baracken am Rande der Stadt immer noch nicht erreicht und hielt kurz inne, da ihr dieses Ungetüm Angst einflößte. Sie verband so viele schlechte Erinnerungen. Der riesige Schild in Form eines menschlichen Schädels, der den Bug des Schiffes zierte, sah so furchterregend aus, wie ein Sinnbild des Todes und der Machtübernahme der Menschen in ihrer Welt.

Doch Viri besann sich schnell und lief wieder los. Sie fühlte sich so befreit, so entfesselt. Es war an der Zeit, die Menschen aufzuhalten und ihren Manai zurückzuholen. Sie lief in Richtung der Stadt, die feindlichen Schiffe bewegten sich auf sie zu. Sie fühlte sich, als würde sie alleine gegen die Armada der Menschen laufen. Und sie fühlte sich, als würde sie gewinnen können.

Zusammen mit einigen anderen Sayt erreichte sie als erste die Baracken der Menschen. Viri war gerannt wie noch nie zuvor. Diese flüchteten und schlossen die Türen, doch für sie gab es kein Erbarmen, die Sammler und Vollstrecker traten die Türen ein und erschlugen die Menschen, sie waren in einem Bluttausch. Viri schreckte

vor dieser brachialen Gewalt zurück, doch auch sie riss eine der Türen auf. In der Baracke waren alte Männer, Frauen, teilweise entsetzlich entstellte Gestalten. Als sie in den Raum lief, zögerte sie. Ihre Hand zitterte. Ihr Kopf fühlte sich an, als würde er anschwellen. Sie wollte sie töten. Alle. Ihr Verstand fühlte sich wie benebelt an, doch ihr Herz rebellierte. Hier saßen keine Menschen, die den Tod verdient hatten. Sie ließ das Schwert sinken und verließ die Hütte. Ein anderer Sammler rannte sie beim Hinausgehen beinahe um und erschlug die Menschen.

*„Nein, das... so ist das doch nicht richtig.“*

Viri lief weiter und ließ das Töten sein. Sie musste klar denken, wollte sie in das Herz dieser Stadt. Sie wollte Manai wiedersehen. Sie wollte den Anführer der Menschen zur Strecke bringen, nicht die Unschuldigen, die sich hier in dieser Stadt nur Rettung erhofft hatten.

Kurz darauf hörte sie, wie die Baracken zermalmt wurden. Viri hörte Holz brechen, Schreie, Lärm. Tod. Überall stieg noch mehr Rauch auf. Doch es waren nicht die ihren, welche die Baracken niederrissen.

Die Menschen hatten metallene Gefährte gebaut, rauchende, stinkende Ungetüme mit Kanonen, die nicht auf Rädern fuhren, sondern auf eisernen Ketten. Diese Ungetüme fuhren aus der Stadt hinaus, schossen aus ihren dicken Rohren auf die einfallenden Sammler und Vollstrecker oder überfuhren sie einfach. Viri lief gerade zusammen mit einer Vollstreckerin auf das Gefährt zu,

beide wollten auf einer anderen Seite daran vorbeilaufen. Doch nur Viri schaffte es, sie hörte einen unterdrückten Schrei der anderen, nun war sie wieder alleine. Und sie graute vor dem Gedanken daran, was mit ihrer Mitstreiterin eben geschehen war. Ihre Wut und Verzweiflung stiegen ins Unermessliche. Die Gefährte schien unzerstörbar.

Ein weiterer dieser Panzerwagen huschte an Viri vorbei, wieder hechtete sie zur Seite. Die Menschen darin hatten sie wohl nicht gesehen.

Die Gefährte und die Luftschiffe waren unerbittlich. Es dauerte nicht lange bis die ersten Luftschiffe der Sayt abstürzten. Brennend und rauchend gingen sie zu Boden mit einer nicht zu erahnenden Anzahl an Opfern, die sich noch an Bord befunden hatten. Sie sah die abstürzenden Schiffe nur, die Schreie und Verzweiflung der Ihren konnte sie nicht hören.

Viri war entsetzt. Die Menschen waren stark geworden. Viel zu stark. Unter diesen Umständen würde an diesem Tag noch ihre ganze Kultur untergehen. Viris Welt. War die Armada der Luftschiffe geschlagen, hatten die Bewohner dieser Welt nichts mehr, was sie den Menschen entgegensetzen konnten.

Hinter Viri brach Holz. Der Panzerwagen, dem sie ausgewichen war, hatte sie offenbar doch noch erkannt und fuhr nun rückwärts über das Haus, hinter dem sich Viri versteckte. Sie würde nicht mehr so schnell fliehen

können, sie hatte keine Chance, dem Fahrzeug auszuweichen.

Das war ihr Ende. Sie sollte wohl noch vor der Welt sterben.

Doch gerade bevor die Reste der Hütte auf sie stürzten und die unbarmherzigen Ketten des riesigen Wagens Viri in Grund und Boden drückten, riss sie irgendetwas am Nacken in die Luft. Viri wusste zuerst nicht, was los war, bis sie eine Stimme in ihrem Kopf hörte. Es war die Stimme einer Frau. Es war die Stimme ihrer Großmutter aus Etheria. Nur viel jünger.

*„Rena. Sei vorsichtig.“*

Sie drehte ihren Kopf um. Viri wurde von einem Extant getragen. Jene gefährlichen Wesen, von denen die schlimmsten Geschichten erzählt wurden. Grausame, allesfressende Monster sollten es sein. Doch Viri erkannte tief in ihrem Inneren, dass dieses Wesen jene Ciolet war, die sie in Etheria getroffen hatte. Sie sah jung aus, nicht wie eine alte Frau, auch wenn außer ihrem Gesicht, dem Torso und ihren Unterarmen und Oberschenkeln kaum etwas an einen Menschen oder eine Frau erinnerte.

Kurz darauf landeten sie etwas außerhalb der Baracken, außerhalb des Kampfgebietes. Wieder weiter weg von den Türmen, in denen Viri Ardankin vermutete.

*„Bist du Ciolet?“*

Die Extant schüttelte den Kopf und berührte Viri.

*„Ich bin Ciel. Ciel aus der Waldhöhle.“*, hörte Viri wieder im Kopf. Das Wesen unterhielt sich wie Eding.

*„Wo kommst du her? Und wieso nennst du mich Rena?“*

Eigentlich war nicht die Zeit für Fragen. Aber eigentlich war auch nicht die Zeit dafür, dass plötzlich eine Extant erschien.

*„Ich komme aus dem Wald. Wir sind weit geflogen. Morel ist ein guter Mann. Er hat ein fliegendes Schiff gebaut. Ich habe gesagt, du bist in Gefahr.*

*Du bist mit mir verbunden. Ich fühle, wenn du glücklich bist, ich fühle, wenn du leidest. Ich begleite dich dein ganzes Leben, Rena.“*

Viri stockte der Atem. Sie stand da, mit offenem Mund.

*„Und du liebst. Erfülle deine Aufgabe, meine Rena. Ich helfe dir. Und andere helfen dir, schau!“*

Ciel deutete auf den Himmel. Dort flogen noch viele andere Extant und griffen die Menschen an. Sie kämpften sogar gegen Luftschiffe, einige stürzten ab.

*„Morel hat alle mit uns gesucht.“*

*„Woher kennst du Morel?“*, fragte Viri unvermittelt.

*„Er war plötzlich in der Stadt. Er reparierte die Häuser und lernte uns kennen. Er half mir und Tero. Ich spürte,*

*dass du in Gefahr bist. Er baute das Schiff und wir haben mehr Wesen wie uns gefunden.“*

Viri sah die vielen Wesen am Himmel fliegen und schöpfte Hoffnung. Sie sah noch einmal zu den Luftschiffen und musste feststellen, dass alle kleineren Luftschiffe der Menschen verschwunden waren. Im ersten Moment dachte Viri, es seien allein die Extant gewesen, die ihr zur Hilfe eilten, doch dann erkannte sie, was geschehen war.

Das große Luftschiff der Menschen stand in den Reihen der Armada und kämpfte gegen die Panzerwagen und feuerte gnadenlos in die Baracken.

„Ayrina“, hauchte Viri.

Dennoch stürzten durch das Feuer der Panzerwagen oder einzelner Menschen noch weitere der Luftschiffe ab, auch einige Extant fielen verletzt oder tot vom Himmel. Es war eine blutige Schlacht. Eine hässliche Schlacht.

Viri wollte wieder loslaufen. Sie hatte ja nach Manai zu suchen. Unico hatte sie aus den Augen verloren als die Panzerwägen heranrückten. Sie hatte mit ihm abgesprochen, dass derjenige der beiden, der Predinas am schnellsten erreichen konnte ohne Rücksicht auf den jeweils anderen nach vorne stürmen würde. Sie war sich sicher, mit dem Ende Ardankins wäre diese menschliche Revolution sicherlich am Ende. Sie fürchtete sich vor nichts.



## 46 Viri | Schlachtgetümmel

Wieder pirschte Viri in die Stadt hinein, diesmal jedoch fühlte sie sich wesentlich sicherer, da Ciel über ihr kreiste und darauf achtete, dass Viri nicht mehr überrascht werden konnte.

Deckung suchend lief sie gebückt von Haus zu Haus, prüfte, ob in den Überresten der Baracken noch überlebende Menschen waren, und wenn ein Haus sicher war, dann nutzte sie dieses als Schutz und atmete dort kurz durch.

Sie war angespannt, ihr Herz raste und schlug heftig in Viris Brust. Das Zeitgefühl hatte sie völlig verloren, sie wusste nicht ob sie nur wenige Minuten in den Baracken gewesen war oder mehrere Stunden. Zumindest war es immer noch hell.

Die Intensität der Schlacht war in der Luft zu spüren. Die Sayt setzten alles auf diesen einen Moment, und so wie sich die Dinge anhörten, war dieser Kampf wirklich das letzte Aufbäumen der ursprünglichen Bewohner von Hel. Egal ob sie gewinnen oder verlieren würden, Viri war sich sicher, dass es bald vorbei sein würde.

Während sie sich wieder in einem der Gebäude ausruhte, fiel ihr auf wie bizarr diese Situation eigentlich war. Das ganze Schicksal einer Welt würde sich an diesem einen Tag entscheiden.

*„Wenn die Sayt gewinnen, wird dieser Tag für ewig Geschichte schreiben. Und doch ist es nur dieser eine Tag.“*

Lange jedoch hielt sie sich nicht an solchen Gedankenspielen auf. Sie musste zum Turm gehen, und war nun am Rande der Vororte angelangt, kurz vor den äußeren Befestigungsmauern der eigentlichen Stadt. Sie waren schwarz und hässlich, von den schönen Lehmmauern aus Predinas war nichts mehr zu erkennen.

Zwischen den Baracken und der eigentlichen Stadt war ein wenige hundert Meter breiter Streifen, den sie völlig ohne Deckung überqueren musste. Viri überlegte noch, wie sie das anstellen sollte, doch dann gab sie Ciel ein Zeichen, dass sie die junge Extant hinübertragen sollte. Dort war sie zwar auch ungeschützt, aber immerhin war die geflügelte Frau stark, so konnte sie viel schneller wieder Deckung finden.

Doch gerade als Ciel gelandet war hielt Viri ein und auch Ciel bemerkte die Veränderung. Es wurde dunkel. Der Himmel verfärbte sich blutrot. Finster. Angsteinflößend. Die Panzerwägen blieben stehen, auch die Luftschiffe zeigten keine Aktivitäten mehr, es war, als wäre die Zeit stehen geblieben. Viri lief der Schweiß kalt den Rücken hinunter.

*„Was geschieht hier?“*

Ein Mann erhob sich aus dem Wüstenboden. Es war Eding. Er war riesig, sicherlich mehrere hundert Meter hoch, seine Erscheinung glänzte in der gelben Sonne, welche wohl für den scharlachroten Himmel verantwortlich war. Er trug sein festliches Gewand, die goldenen Fäden strahlten im Licht, das durch den roten Himmel schien.

Eding war nicht mehr der Knochenmann. Er war ein alter Mann, gewiss, aber er hatte ein Gesicht, Fleisch, Haut. Er trug einen langen, weißen Bart, die Augen leuchteten blau und sahen sich um. Er beobachtete die Welt. Und die Welt beobachtete ihn, nichts geschah. Selbst die Extant waren gelandet und blickten gen Himmel.

Beinahe sah es aus, als wäre er durchsichtig oder leicht verschwommen, seine Gestalt war viel mehr als die eines großen Mannes. Seinen Rücken zierte riesige Flügel, die er ausbreitete und so gefühlt die ganze Welt damit umspannen konnte.

Er sah sich um und traf Viris Blick. Er konnte sie aus dieser Entfernung eigentlich nicht erkennen, und doch hatte Viri das Gefühl, dass er sie ansah und lächelte. Er atmete tief durch, Windböen zogen durch das verstummte Schlachtfeld. Eding hob seinen Arm und schloss die Augen. Viri hörte den unterdrückten Schrei vieler Stimmen, blutroter Staub wurde aufgeweht und

mit einem Moment waren fast alle Menschen in Predinas verschwunden.

Eding indes öffnete wieder seine Augen und sah Viri an.

*„Rena, derjenige, der dir wichtig ist, lebt. Und auch derjenige, der das hier zu verantworten hat. Schließe das ab, was ich begonnen habe.“*

*Rena... Re... na“*

Die Haut des riesigen Eding begann abzublättern und verfärbte sich grau. Das Fleisch fiel von den Knochen, und das Gewand löste sich auf, die Federn der mächtigen Flügel lösten sich und wurden vom Wind über die Wüste hinfortgetragen. Nach einer kurzen Weile stand nur noch ein gigantischer Knochenmann in der Weite der Wüste. Doch er bewegte sich nicht mehr. Schließlich brachen die Knochen zusammen und zerfielen zu Staub.

Von Eding blieb nicht mehr übrig als Wüstensand.

## 47 Viri | Nach der Schlacht

Nachdem Eding verschwunden war, ging alles recht schnell. Die Soldaten aus den Luftschiffen und auch die berittenen Streitkräfte auf den Pachas sammelten die verbliebenen Menschen ein und sperrten sie in die Gitterboxen, in welche normalerweise auch die gewöhnlichen Neuankömmlinge gesperrt wurden oder diejenigen, die von den Sammelhallen zur Vollstreckung gebracht werden. Das alles wurde nüchtern und pragmatisch ausgeführt. Gerade so, als hätte es die große Schlacht nicht gegeben, so schnell waren die Sayt wieder in ihre täglichen Gewohnheiten verfallen. Dabei war die Rebellion gerade einmal seit wenigen Minuten Geschichte.

Die unmittelbare Bedrohung war vorbei. Der große Moloch der Menschen, er war fast leer. Warum nur die meisten Menschen verschwanden und nicht alle, konnte sie zu diesem Zeitpunkt nicht verstehen.

Viri war verwirrt, Eding hatte nur mit ihr gesprochen. Ihre Gedanken schwirrten unsortiert in ihrem Kopf, und sie wusste nicht, wer sie nun war. War sie wirklich die Elvira, die seit fast achtundzwanzig Jahren auf Hel lebte, oder war sie das Mädchen Rena, welches von ihren Großeltern getötet wurde? Nun war nicht die Zeit für solche Gedanken. Es gab Arbeit zu tun, und so schob Viri ihre Zweifel und Ängste erst einmal zur Seite und half

beim Einsammeln der Menschen. Das war schließlich ihre Aufgabe hier in dieser Welt. In Hel.

Ciel und die anderen Extant halfen ebenso mit. Sie flogen über der Stadt und suchten nach Menschen, die sich noch irgendwo verstecken konnten. Ciel war traurig und betrübt, Eding hatte sie wohl seit ihrer Geburt begleitet. Er war wie ein Vater für die junge Extant gewesen.

„Alle, die Schlechtes im Sinn hatten, sind verschwunden. Alle, die hinter der Revolution standen und mit böser Absicht unsere Existenz vernichten wollten.“

Ciseding stand hinter Viri.

„Eding hat nur diejenigen gerichtet, die uns Schaden wollten. Alle anderen Menschen hat er verschont.“

Er stieß einen schnaubenden Laut an.

„Viel zu verschonen gab es allerdings nicht, wenn man sieht, wie leer die Stadt hier nun ist.“

„Wo sind die Menschen hin, die verschwunden sind? Und was ist mit Eding?“, fragte Viri, ohne Ciseding anzusehen. Sie blickte auf die Stadt, auf die noch immer rauchenden Schlote.

„Eding ist tot. Er hat seine letzte Kraft dafür verwendet, ein letztes Gericht über die Wesen zu fällen. Ich weiß selbst nicht, wo diese Menschen sind, oder ob ihre Existenz einfach ausgelöscht wurde.“

Tränen standen in seinen Augen. Eding war auch für Ciseding wie ein Vater gewesen.

„Wenigstens kann wieder alles seinen Lauf nehmen, so wie wir es seit Urzeiten gewöhnt sind.“

Viri sah zu ihm auf.

„Er hat mir gesagt, Manai sei noch am Leben. Und auch Ardankin. Und dass es meine Aufgabe sei, ihn zu erledigen.“

Ciseding nahm seine Brille ab und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Er hat mit dir gesprochen? Seine letzten Worte hat er an dich gerichtet?“

Viri fühlte sich nun schuldig und hatte ein schlechtes Gewissen. Ciseding erkannte das und versuchte sich, ein Lächeln abzurufen, obwohl man ihm seine unermessliche Trauer ansah.

„Dann solltest du diese Aufgabe erledigen.“

Er deutete auf den höchsten Turm der Stadt. Dieser war noch beleuchtet.

„Dort oben vermute ich den Mann, der sich Ardankin nennt.“

Viri beobachtete den Turm. Er war hoch und sah bedrohlich aus. Aber wenn sie dafür sorgen musste, dass der Anführer der Menschen zur Strecke gebracht wurde, dann würde sie das auch tun.

Nein, sie musste nicht. Sie wollte. Es war ihr tief im Inneren bewusst, dass es ihre Aufgabe war, den Menschen zur Strecke zu bringen. Das war das, was sie in den letzten Wochen gewollt hatte. Und nun lag es in ihrer Hand.

Ohne weiter darüber nachzudenken, schritt sie nach vorne.

„Halt“, sagte Ciseding. „Es ist gefährlich, alleine zu gehen.“

„Kommst du mit?“, fragte ihn Viri. Doch Ciseding schüttelte den Kopf.

„Nein, meine Aufgabe ist eine andere. Diese Welt ist in ihren Grundfesten erschüttert. Meine Aufgabe ist es, sie wieder so herzustellen, damit wir unserer Mission weiter folgen können. Menschen sammeln, reinigen, und wieder zurück zur Mittelwelt senden. Und erstmal gilt es, diese Stadt wieder zu dem zu machen, was sie war. Die schöne Wüstenstadt Predinas. Komm mit mir, und wir werden einen Plan erarbeiten.“

So folgte Viri Ciseding. Die Nidhögger stand auf dem Wüstenboden, sie war gelandet. Es freute sie, das Schiff unzerstört zu sehen. Die Nidhögger wirkte so agil, selbst im Stand auf vier dünne Stützbeine gestellt strahlte sie Dynamik aus. Wie ein Raubtier, das darauf wartet, zum Angriff anzusetzen. Das große Tor im Rumpf war offen, sodass man direkt von der Wüste aus in den



Besprechungsraum gehen konnte, mit dem das kleine Schiff ausgestattet war.

Im Besprechungsraum warteten bereits Unico, Morel und Ayrina. Sie trug immer noch die Kleidung, die sie als *Marisa* getragen hatte. In Viri kochte ein seltsames Gefühl hoch, angesiedelt irgendwo zwischen Erleichterung und Wut.

„Wir müssen beraten, was wir mit ihr machen.“

Unico standen die Tränen im Gesicht. Es waren die Tränen der Enttäuschung, aber auch ihm sah man die Erleichterung an, dass Ayrina letztendlich doch das Richtige tat und das Luftschiff der Menschen gegen sie verwendet hatte. Und natürlich, dass sie noch lebte.

Eine angespannte Stille breitete sich im Raum aus, sie war bedrückend.

„Ich war dumm.“, begann Ayrina zu erzählen.

„Als die Menschen in Gaalkayo erschienen, war ich entschlossen, Lijaan und Atilia bis zum Tode zu verteidigen.

Doch die Menschen waren so stark, und ich war völlig machtlos. Nach wenigen Minuten nur lagen wir in Ketten und wurden abgeführt.“

Sie sah zu Boden und ballte die Fäuste.

„Sie schlugen die alten Leute, sie zeigten in jedem Moment, wie wenig Achtung sie vor uns hatten. Der

Hass, der in mir aufstieg, war überwältigend. Aber ich konnte nichts tun, ich lag in Ketten.

Nach der Reise wurden wir in einen Kerker geworfen, und ich dachte, unsere Zeit wäre jetzt abgelaufen, ich dachte, dass wir in diesem schäbigen Kerker einfach verhungern oder verdursten würden.“

Nun blickte sie auf und sah Ciseding an. Ayrina selbst war in Handschellen und auf einen Stuhl gefesselt. Viri war das zunächst gar nicht aufgefallen, so sehr hatte sie sich alleine auf Ayrinas Präsenz konzentriert.

„Ich erinnerte mich, was Ciseding sagte, nachdem Viri in Shion zusammengebrochen war. Er sagte, sie hätte eine spezielle Verbindung in die Oberwelt, Etheria. Ich las in der Bibliothek nach, was Etheria genau war und lernte, dass es sich dabei um eine weitere Welt handeln musste.

Daraufhin wollte ich das Vertrauen der Menschen gewinnen. Das Vertrauen ihres Anführers. Ich wollte, dass die Menschen in die Oberwelt verschwinden, damit wir hier wieder unser Leben führen können, so wie wir es immer lebten.

Doch dafür brauchten wir Viri. Sie war doch der Schlüssel zu der anderen Welt. Ich wusste nicht, welche Rolle sie genau einnahm, aber wenn sie erst einmal hier gewesen wäre, dann hätten sich die Menschen darauf konzentriert, den Weg nach Etheria herauszufinden, und hätten uns in Ruhe gelassen. Und wer weiß, vielleicht

hätten sie es sogar geschafft und hätten uns ein für alle Mal verlassen.“

Ayrina sah zu Viri hinüber.

„Es tut mir leid, Viri, aber hier ging es um ein größeres Ziel. Ich wollte dich nicht verraten oder verkaufen.

Ardankin war schlau. Er wusste, dass man dich nicht einfach so verschleppen konnte. Du warst unter dem Schutz von Ciseding, deswegen lockten wir euch an und entführten Manai, so dass du einen Weg suchen würdest, hier nach Predinas zu kommen.“

Viri ging zu Ayrina und sah ihr ins Gesicht. Ayrina begann zu weinen, ihre Unterlippe zitterte, Tränen liefen ihre Backen hinunter. Sie atmete unruhig und schluchzte gelegentlich, es war ein ungewöhnlicher Anblick für die starke, unabhängige Frau, die sie sonst war. Viri jedoch holte mit der rechten Hand aus und gab Ayrina eine Ohrfeige. Eine schallende Ohrfeige. Ayrinas Kopf wurde zur Seite gerissen, auf ihrer Backe war Viris Handabdruck zu sehen. Doch Ayrina schaute nur auf den Boden und berichtete weiter.

„Dann habt ihr die Menschen angegriffen. Wir hatten nicht damit gerechnet. Ich wusste ja nicht, dass es Eding gab und dass er das Blatt wenden konnte. Als ich das erkannte, war mir klar, zu wem ich gehörte. Ich fühlte mich so stark und unbesiegbar, und ich war fast alleine im Luftschiff.“

„Was war mit den Menschen, die noch im Schiff waren?“, fragte Ciseding.

„Die sind tot.“, hauchte Ayrina leise.

Ciseding ging im Raum herum. Weder Unico noch Morel trauten sich, etwas zu sagen.

„Ayrina, bereust du?“

Ayrina sah auf, ihre rot unterlaufenen Augen waren groß und sie nickte mit dem Kopf.

„Ja, aber ja doch!“

„Dann begleite Viri. Hilf ihr, lebend zu Ardankin zu kommen. Sorge mit deinem Leben dafür, wenn es sein muss.“

Ayrina nickte ohne ein weiteres Wort. Sie wirkte erleichtert. Doch Viri wusste nicht, ob sie dieses Angebot nutzen wollte. Auch wenn es ein Befehl von Ciseding war. In ihrem Kopf ergab all das, was Ayrina sagte, einen Sinn, doch ihr Herz erholte sich nicht so schnell von dem unglaublichen Verrat, den sie begangen hatte. Viri beschloss, erst einmal zu schweigen.

„Morel“, führte Ciseding fort, „auch du begleitest Viri. Und natürlich du, Unico.“

Die beiden nickten ebenfalls.

Viri nahm wieder ein Schwert. Ihres hatte sie irgendwo im Schlachtgetümmel verloren, vermutlich, als sie dem Panzerwagen ausgewichen war.

„Lasst uns bitte allein“, sagte Viri schließlich. Sie stellte sich mit ihrem Schwert vor Ayrina.

Ciseding nickte.

„Lasst sie allein. Wir gehen hinaus.“

Unico stand der Schrecken im Gesicht, das konnte Viri sogar aus den Augenwinkeln erkennen. Er ging zu Viri und drehte sie an der Schulter sanft um.

„Bitte... Viri...“

Viri schüttelte nur den Kopf.

„Auch du. Lass uns bitte allein, Unico.“

Unico standen Tränen im Gesicht, doch er widersprach ihr nicht, und verließ das Schiff. Die Tür des Besprechungsraumes war offen, da keine Gefahr mehr von den Menschen ausging. Viri schloss diese und ging mit dem Schwert in der Hand auf Ayrina zu. Diese saß immer noch gefesselt auf ihrem Stuhl.

Viri hielt ihr die Spitze der Klinge unter das Kinn. Ayrina stand der Schweiß auf der Stirn.

„Weißt du, dass ich ihn liebe?“, sagte Viri leise mit schneidender Kälte in der Stimme.

„Kannst du dir vorstellen, was es bedeutet, jemand in dieser Zeit zu lieben? Wenn man jeden Tag Angst um die Welt hat, wenn man von schlimmen Träumen geplagt wird und nicht einmal mehr weiß, wer man ist?“

Viri drückte das Schwert fester. Ayrinas Kinn begann, zu bluten.

„Er war mein einziger Halt. Er hat mich immer nur als Viri gesehen, egal was ich bin, hat mich unterstützt und gepflegt. Er hat sich um mich gekümmert, als ich hilflos war.“

Ihre Stimme begann zu stocken, sie fühlte die Tränen aufsteigen.

„Und ich... Ich konnte ihm noch nicht einmal annähernd genug zeigen, wie sehr ich ihn liebe, die wenigen Küsse und Umarmungen sind nicht genug für das, was ich empfinde.“

Ihr Arm verkrampfte sich und sie warf das Schwert frustriert durch den Raum.

Sie beugte sich zu Ayrina vor und packte sie am Kragen.

„Hilf mir, ihn wieder in die Arme zu nehmen.“

Ayrina schloss die Augen.

„Das werde ich.“

Viri öffnete wieder die Türe und rief Morel und Unico zu sich. Unico lächelte, als er sah, dass Ayrina wohlbehalten war, doch sein Lächeln gefror, als er ihre Schnittwunde am Kinn sah. Viri senkte den Blick, wohlwissend, dass er fürchterliche Angst um seine Liebe gehabt haben muss.

„Es tut mir leid“, sagte sie leise.

„Ich verstehe“, antwortete Unico ruhig. „Danke.“

Ayrinas Fesseln wurden gelöst und alle vier bewaffneten sich. Viri nahm ein neues Schwert, da sie ihres beim Wurf durch den Raum an der Klinge beschädigt hatte.

Die vier traten aus der Nidhögger und traten auf Predinas zu. Es war Zeit für das letzte Gefecht.

Vor ihnen erhob sich dunkel Ardankins Turm. Er war beschädigt, doch immer noch stand er trutzig inmitten der Wüste. Sein Schicksal jedoch war besiegelt.

## 48 Viri | Zum Turm hinauf

Die Tür des großen Turmes stand weit offen. Die Menschen waren nach Edings Zauber sofort verschwunden und hatten keine Zeit mehr, Tore zu schließen oder Sicherheitssysteme zu aktivieren. Es war niemand mehr da.

Viri, Unico, Ayrina und Morel gingen langsam voran. Viri war sich unsicher was sie erwarten würde, das Gebäude war so völlig anders als jedes Haus und jeder Turm, das sie bisher gesehen hatte. Die Wände waren schwarz, und dennoch konnte man den Boden gut erkennen, denn es gab elektrisches Licht an den Decken, an den Korridoren waren Gitter am Rand befestigt, hinter diesen Gittern waren die Stromleitungen verlegt, die zu den elektrischen Lichtröhren führten.

Die Flure und Treppenhäuser selbst waren eng, es gab kaum Fenster. Die wenigen Fenster, die es gab, waren indes nur schmal. Das Licht, welches die Gänge erleuchtete, kam von den künstlichen Leuchten. Die Luft war vom Staub trübe geworden, der in kürzester Zeit durch die offenen Tore von der Wüste hineingeweht worden war, Schwaden waberten durch das kalte Licht.

Das Treppenhaus, welches die vielen Stockwerke des quadratischen Turmes verband, war am äußeren Rand des Gebäudes angebracht. Der Weg nach oben war



deswegen lang und beschwerlich, die Räume im Inneren, soweit Viri das erkennen konnte, waren dafür sehr groß. Durch Innenfenster konnte Sie Lager, Schreibstuben und sogar Werkstätten erkennen.

Der Turm war unglaublich hoch gebaut. Alle vier beeilten sich, nach oben zu gehen, doch selbst nach einer halben Stunde hatten sie noch nicht die Hälfte des Turmes bestiegen und trotz der Kräfte, die Viri zur Rettung ihres Liebsten aufbringen konnte, verspürte sie öfters unangenehmes Seitenstechen.

Von den Angriffen der Armada war auch dieses Gebäude nicht verschont geblieben. Immer wieder waren die Wände beschädigt, oder es waren sogar ganze Löcher darin. Das Ausmaß der Verwüstung war groß. Und es würde niemand mehr da sein, der diese Türme reparieren würde. Was aus dieser Stadt geworden war, war egal. Sie würde bald wieder Predinas sein. Das Schicksal des Turms war besiegelt, hielt sich Viri wieder vor Augen.

Wachen kamen ihnen keine entgegen. Ab und an sah Viri Geräte, die wie die Schusswaffen der Menschen aussahen. Genau jedoch konnte sie das nicht beurteilen, weil sie erst nach dem Angriff im Schiff von Ciseding solche Waffen sah. Es war erstaunlich, welche grausamen Werkzeuge die Menschen herstellen konnten.

"Halt!"

Es war Ayrina, welche die Gruppe zum Stehenbleiben aufforderte. Viri wollte protestieren, denn Vertrauen hatte sie zu ihr immer noch nicht wieder gefasst. Nur Unico zuliebe hielt sie sich Ayrina gegenüber zurück. Sie hatte ihm genügend Angst gemacht. Ayrina hatte Hochverrat begangen, sie hatte Viri als Medium verwenden wollen, um die Menschen aus Hel zu führen und hatte dafür auch noch Manai entführt. Wenn Ardankin geschlagen war, dann würde sie dafür sorgen, dass Ayrina bestraft würde. Das hatte sich Viri vorgenommen. Sie mochte sich gar nicht ausmalen, was sie mit Ayrina tun würde, wenn Manai die Entführung nicht überleben sollte.

Dennoch führte Ayrina die Gruppe an, da sie den Weg im Turm kannte. Viri konnte nicht abschätzen, ob Ayrina auch voranging, um die Gruppe zu schützen in dem sie als erste Gefahren erkannte. Oder in Fallen tappte.

Unico war die ganze Zeit bei Viri. Es schmerzte ihn, nicht bei seiner Geliebten zu sein. Seinen Gefühlen tat es wohl keinen Abbruch, was sie getan hatte. Dennoch hielt er zu Viri und achtete darauf, dass ihr nichts geschah. Auch wenn Ardankin nur noch alleine war, er hatte auch alleine die Welt aus den Fugen geraten lassen, er war nicht zu unterschätzen.

Nun aber ging Unico an der Gruppe vorbei zu Ayrina. Diese stand hinter einer Biegung. Der Turm war in

seinen Grundmauern viereckig, deswegen bog sich auch das Treppenaus immer im rechten Winkel nach links.

Eine der Kanonen, welche von der Armada der Sayt abgefeuert wurde, hatte an dieser Stelle das Treppenhaus zerstört. Es klaffte ein vier Meter langes Loch. Man sah bis tief in das darunterliegende Stockwerk. Ein Hineinklettern war unmöglich, überall hingen Kabel und Metallstangen herum. Stromkabel sprühten Funken.

Ayrina drehte um, huschte schnell einige Meter zurück und riss eines der Gitter aus der Verkleidung. Es war nicht besonders fest an der Wand montiert, deswegen konnte sie es mit etwas Kraft herausziehen. Es war so lang, dass es als Brücke verwendet werden konnte.

Sie hob das Gitter an und legte es so hin, dass es die intakten Teile des Treppenhauses verband.

"Hält das?", fragte Morel und rieb sich den Bart am Kinn, als er die Konstruktion ansah. Ayrina schüttelte den Kopf.

"Ich weiß es nicht, aber ich werde es testen."

Bevor jemand aus der Gruppe protestieren konnte, schritt sie über das Gitter. Es knarzte, aber es hielt. Dennoch kniete sich Ayrina am Ende der Brücke vor die Stufe, auf der das Gitter auflag, und hielt es fest.

"Nun sollte nichts passieren. Viri, kommst du als Erste?"

Viri nickte und schritt ebenfalls über das Gitter. Es war ein mulmiges Gefühl, unter ihr der zerstörte Turm, Metallspitzen, Kabel, die ab und an Funken sprühten, ein unangenehmes brummendes Geräusch... dieser Turm sorgte für ein beklemmendes Gefühl. Und neben ihr war die Wand des Treppenhauses hinausgerissen, sie sah in die Ferne, über die kleineren Türme der Stadt hinaus in die Wüste. Man konnte von hier aus den Boden sehen, es ging sehr weit nach unten.

Und dennoch, noch bevor sie einmal geatmet hatte, war sie auf der anderen Seite. Sie ging an Ayrina vorbei und wollte sich ebenfalls bücken, um das Gitter zu halten. Doch Ayrina drehte sich um.

"Nein Viri, bitte nicht. Du brauchst deine Hände noch. Du musst Ardankin besiegen."

Viri fühlte sich nicht wohl bei der Aussage, aber sie hatte das Gefühl, dass Ayrina recht hatte und hielt das Gitter nicht.

Als nächstes ging Morel. Auch er fühlte sich nicht wohl beim Überschreiten der notdürftig angelegten Brücke, denn würde er hier stürzen, wäre sein Leben vorbei. Der Turm war von Menschen gemacht. Würde Morel durch diesen Turm sterben, dann wäre das wie ein Tod durch Menschenhand, und er würde für immer verschwinden, so zumindest war Viris Schlussfolgerung. Doch auch er kam über die Brücke.

Der wesentlich leichtere Unico hatte keine Sorge, über die Brücke zu schreiten. Er ging voran, und etwa auf der Mitte der Brücke hielt die untere Verankerung nicht mehr.

"Verdammt!" schrie er, als das Gitter nach unten rutschte. Es glitt zur Seite, hinaus durch das Loch, welches den Blick zur Stadt ermöglichte.

"Unico!" schrie Viri und sprang nach vorne, um ihm zu helfen. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein. Nicht Unico!

Doch als sie vorne war, hing das Gitter scheinbar wieder an einer festen Verankerung. Unico hatte sich festgehalten und baumelte nach unten, doch warum das Gitter nicht nach unten gefallen war, konnte Viri im ersten Augenblick nicht erkennen. Sie sah sich um und sah Ayrina.

Ihr Gesicht war verbissen vor Schmerz, sie stöhnte und stemmte sich mit aller Kraft mit den Knien gegen den Boden. In ihren Händen hielt sie den oberen Rahmen des Gitters. In ihren Armen sah man die Adern hervortreten, ihre Finger, die das Gitter hielten, bluteten stark, das schwere Metallgebilde mit seinen scharfen Kanten bohrte sich in ihre Hände. Lange würde sie es nicht halten können. Morel und Viri wollten ebenso dabei helfen, das Gitter zu halten, aber Ayrina fauchte "Nein!"

"Unico... komm... hoch", stöhnte sie mit zusammengebissenen Zähnen.

Als sich dieser etwas stabilisiert hatte, kletterte er vorsichtig nach oben. Morel hielt ihm die Hand entgegen und Unico zog sich an ihm hoch.

"Uuahh!"

Ayrina schrie, fiel nach hinten und das Gitter stürzte nach unten, dem Boden der Stadt entgegen. Die niedrigeren Gebäude waren mittlerweile in die rotbraune Wolke eines Sandsturmes gehüllt, so dass man in der Weite nur den Sonnenuntergang sah und am Grund eine Wolke, aus welcher schwarze, unbeleuchtete Türme emporstiegen.

Ihre Hände sahen furchterregend aus. Sie waren blutüberströmt und tief eingeschnitten, Ayrina stand der Schweiß auf der Stirn, sie atmete schwer.

"Ayrina!" sagte Unico und setzte sich neben sie. Morel suchte in seiner Bauchtasche, und fand zwei Verbandsrollen. Er wickelte sie auf und Ayrina um die Hände.

"Lasst uns... weitergehen.", stöhnte sie.

Viri konnte immer noch kein Mitgefühl für sie empfinden, doch Ayrina hatte ihr Leben für sie eingesetzt. Viri beschloss, die Wut erst einmal zur Seite zu stellen und nichts weiter zu sagen.

"Bleibt hier."

Unico und Ayrina sahen auf. Viri hatte die beiden angesehen, als sie das gesagt hatte.

"Ihr bleibt hier, Unico und Ayrina. Es ist meine Aufgabe, Ardankin zu schlagen."

"Nein...!", protestierte Ayrina und versuchte, aufzustehen. Aber sie war schwach und ihr war offensichtlich schwindelig, sie hatte bereits viel Blut verloren.

"Du kannst nicht weitergehen. Wenn es eine Aufgabe war, die du zu erfüllen hattest, dann hast du sie jetzt erfüllt. Über alles Weitere hat Ciseding zu richten."

"Ich bleibe hier bei ihr.", unterbrach Morel.

"Es ist eure Aufgabe, Viri und Unico. Ihr habt nicht nur um eure Welt bangen müssen, ihr habt auch verloren, was euch wichtig war. Nun ist es an der Zeit, dass ihr den Menschen, der daran die Schuld hat, dafür zur Rechenschaft zieht. Ich habe meine Aufgabe in dieser Welt. Und ich werde dafür sorgen, dass Ayrina wieder gesund nach unten kommt."

Viri und Unico nickten. Und sie gingen weiter. Morel kniete sich zu Ayrina und versorgte sie noch etwas. Nach kurzer Zeit kam die nächste Biegung des Treppenhauses und die beiden waren nicht mehr zu sehen.

Es waren noch einige Stockwerke, doch den größten Teil des Aufstiegs hatten sie geschafft. Der Weg war anstrengend, doch weder Viri noch Unico fühlten sich erschöpft. Der Bann war immer noch aktiv und die beiden waren stark, viel stärker als sie es normalerweise waren. Doch es war auch ihre Entschlossenheit, die ihnen Kraft gab.

Am obersten Stockwerk, ganz am Ende des Treppenhauses, gab es noch einmal eine große Türe. Viri öffnete diese ohne Vorsicht, denn sie wusste, wer sie dahinter erwarten würde. Der Raum, den sie sah, war riesig. Er war hoch, wie Cisedings Audienzsaal, doch ebenso finster wie der Rest des Turmes. An der Spitze des Raumes war ein riesiges Fenster angebracht, unter dem Fenster stand eine große Orgel. Ihre Pfeifen waren rund um das Fenster angebracht, so dass außer der Klaviatur nichts die Aussicht auf die Wüste versperrte. Man sah weit, auch wenn das Glas durch den Sand etwas schmutzig und milchig war. Ardankin saß an der Orgel und spielte eine Melodie. Sie war friedlich, entspannt, fast schön.

Als er bemerkte, dass sich die Türe öffnete, hörte er auf.

Er trug eine Uniform, an dieser Uniform waren viele silberne und goldene Orden angebracht. Viri wunderte sich, wieso sich Ardankin dekorierte. Er war der unbestreitbare Anführer der Menschen, es gab keinen Grund, das so zur Schau zu stellen. Aber sie verstand die



Menschen zuweilen nicht, egal, wie sehr sie sich immer bemüht hatte. Und ganz besonders verstand sie diesen Menschen nicht.

"Gefällt euch, wie ich aussehe?"

"Grigorij Ardankin, dein Urteil wurde gefällt. Deine Existenz wird heute vernichtet", sagte Viri kurz.

Doch Ardankin grinste. Hinter seinen großen, runden Gläsern seiner Brille blitzten seine kleinen Augen vor. Die Haare hatte er mittlerweile lang wachsen lassen und zu einem Zopf gebunden. Seine Gestalt war immer noch hager.

"Darf ich Einspruch erheben?"

Er näherte sich Viri und Unico. Beide zogen ihre Schwerter, doch Ardankin blieb in gebührendem Abstand stehen.

"Wisst ihr, der Gedanke, den mir eure Marisa genannt hat, gefällt mir. Offenbar gibt es noch eine weitere Welt."

Er drehte sich um und sah zum großen Fenster.

"Diese Welt hier hat Potenzial, das stimmt. Aber ganz ehrlich, sie stinkt mir. Es gibt kaum natürliche Ressourcen, alles ist trocken und ungemütlich, die wenigen schönen Plätze sind schnell aufgebraucht, wenn hier ständig Menschen erscheinen.

Aber eine weitere Welt, ganz leer, und so, wie die Gerüchte sagen, unendlich groß. Das ist wunderbar!"

Er drehte sich wieder zurück und sah Viri an.

"Du bist also diese Elvira. Wir kennen uns. Ich habe dein Gesicht nicht vergessen. Du kannst aber deine Schuld begleichen und mir den Weg in die andere Welt ebnet. Ich werde dir vergeben."

Nun sah er nach oben, über Viri.

"Und ich werde Gnade walten lassen."

Viri drehte sich um. Über der Tür war ein großes Kreuz an die Wand geschlagen. Es sah unpassend aus und war aus dicken Holzbalken angefertigt. An dieses Kreuz angeschlagen hing Manai. Er sah elend aus, ausgetrocknet, blutend, beinahe tot.

"STIRB!", schrie Viri.

Ardankin stürmte zurück und holte ein Rapier aus der Orgel. Er ging in die Knie und wartete Viris Angriff ab.

Sie erkannte jedoch, dass er mittlerweile zu geübt und zu gut ausgerüstet war, als dass sie ihn einfach angreifen konnte. Deswegen wich sie zur Seite aus und blieb erst einmal stehen.

Ardankin war von diesem Winkelzug verwirrt und drehte sich zu Viri. Nun ging er einen Schritt nach vorne und wollte auf Viri einstechen. Viri wich aus und parierte sein Rapier mit ihrem Kurzschwert. Sie war überrascht so gewandt mit dem Schwert zu sein. Sie hatte nie wirklich gelernt, damit zu kämpfen.

Genau genommen strömten in diesem Moment viele Erinnerungen ein, Erinnerungen aus tausenden von Jahren, erlebt in tausenden von Leben. Sie sah Menschen groß werden, sterben, sie nahm an Kriegen teil, sie sorgte für Frieden, ihr Leben war ewig. Eding. Das waren die Erinnerungen von Eding.

Ardankin nutzte den kurzen Moment der Unaufmerksamkeit und griff sie an, doch bevor er Viri verletzen konnte, sprang Unico zur Seite und brach Ardankins Angriff ab.

Dessen Wut stieg immer mehr, seine Augen waren weit aufgerissen und er wandte sich erst einmal von Viri ab und griff Unico an. Dieser war noch in einer ungünstigen Position von der Parade, mit der er eben Viri gerettet hatte, so dass er zu Boden stürzte, als er Ardankins Schlag auswich. Gerade als Ardankin auf Unico einstechen wollte, konnte Viri ihn mit einem simplen Tritt aus dem Gleichgewicht bringen, so dass er nach hinten strauchelte. Unico richtete sich wieder auf.

Viri und Unico stürmten nun beide nach vorne, so dass sie Ardankin gemeinsam angreifen konnten. Unter diesen Umständen konnte er sich sicherlich nicht mehr wehren. Doch Ardankin ging in die Knie und rutschte zwischen Unico und Viri durch. Als er die beiden passierte, drehte er sich und trat Unico derart in den Rücken, dass dieser nach vorne stürzte und in die Klaviatur der Orgel krachte. Es gab einige verzerrte Laute

aus den Pfeifen, doch Unico stand nicht mehr auf. Er war ohnmächtig.

Ardankin stürzte nach vorne und sprang wie ein Berserker auf Viri zu, doch diese setzte zurück und konnte erneut parieren.

Es wurde ein Kampf auf Leben und Tod. Viri kämpfte mit den Erinnerungen von Eding und dem Wissen aus tausenden von Schlachten so behände und geschickt, dass sie überlegen war. Ardankin wurde immer erschöpfter, er kämpfte um sein Leben. Doch wieso? Er hatte alles verloren, was ihm wertvoll war.

Schließlich stolperte er beim Ausweichen eines Angriffs nach hinten und saß am Boden. Er verlor sein Rapier, Viri stürzte zu der Waffe und trat sie in eine der Ecken des Raumes.

Ardankin saß schwitzend am Boden, er war erschöpft. Geschlagen.

"Deine Zeit ist um", sagte Viri nur kalt.

Ardankin sah sie nicht an. Er begann leise zu singen.

"Ich nehme keinen kleinen Preis für mich selbst,  
Also verhandle nicht und sei nicht geizig,  
Bring deine roten Lippen zu mir,  
Setz dich näher zu diesen feinen Burschen."

Er sah zu Boden und sang immer lauter, bestimmter.

"Die neblige Nacht ist schon gekommen,  
Der kühne Bursche wartet bereits,  
Horch, da ist sie! Die Gewünschte ist gekommen,  
Der Händler verkauft ihr seine Waren."

Mühevoll stand er auf, weiter singend.

"Nur die tiefe Nacht weiß,  
Auf was sie sich geeinigt haben.  
Richte dich auf, oh hoher Roggen,  
Und halte ihr Geheimnis für dich!"

Er sah Viri an, zog ein Messer aus einem Stiefel und sprang auf sie. Viri stolperte nach hinten und stürzte zu Boden, Ardankin rammte ihr das Messer in die Schulter, schmerzerfüllt schrie sie auf.

Er kniete sich auf sie und zog ein weiteres Messer aus seinem anderen Stiefel. Mit einer Hand hielt er Viris Kopf nach hinten, und mit der anderen leckte er über das Messer.

"O, meine Kiste ist so leicht,  
Der Schulterriemen tut nicht mehr weh!  
Und alles was mein Mädchen nahm,  
War ein türkisfarbener Ring."

Er holte mit seiner Hand aus und zielte mit dem Messer auf Viris Hals, doch bevor er zustechen konnte, wurden seine Augen leer. Ardankins Gesichtsausdruck war eingefroren, er war überrascht, verzweifelt. Noch bevor er ein weiteres Wort sagen konnte, brach er tot über Viri zusammen.

Sie zog sich das Messer aus der Schulter und schob den Leichnam von Ardankin zur Seite. Über ihm kniete Manai. Seine Hände bluteten schrecklich und waren aufgerissen, sein Körper sah mitgenommen aus. Seine Haut war fast grau.

Er hatte sich selbst vom Kreuz gerissen.

"Er ist.... tot.", hauchte Manai, bevor er umfiel.  
Ardankins Rapier fiel ihm aus der Hand.

"Manai! Manai! Mein Liebster! Manai!", schrie Viri.

Unico wachte wieder auf und sprang sofort zu ihr. Er kniete sich zu Manai.

"Er lebt noch!"

Unico zog die Jacke aus und riss die Ärmel ab. Diese band er um Manais Wunden an den Händen, den Rest der Jacke zerriss er in zwei Stücke und verband Manais blutende Füße.

Er hob Manai auf und sah auf das Kreuz

"Er hat sich da wirklich selbst befreit."

Unico schüttelte kurz den Kopf.

"Wir müssen ihn zu Ciseding bringen! Schnell!"

## 49 Viri | Asche zu Asche

Unico trug Manai in den Armen und lief die Treppen hinab. Viri folgte ihm, beide übersprangen mehrere Stufen auf einmal. Unico lief, als ginge es um sein eigenes Leben, so schnell, dass Viri manchmal ins straucheln kam während sie ihm folgte. Doch sie stolperte nicht. Diesmal nicht. All ihre Gedanken waren bei Manai. Dass sie den Turm hinabliefen, war beinahe nebensächlich.

Es dauerte nicht lange, bis sie wieder die Stelle erreicht hatten, an der das Treppenhaus zerbrochen war und zwischen den Stufen eine große Lücke klaffte.

„Mist, da kommen wir nicht hinüber“, keuchte Unico. Seine Sprache war sehr abgehackt, er atmete heftig und stoßweise. Sie waren wirklich schnell gelaufen.

„Warte, ich hole ein Gitter“, sagte Viri und kehrte um. Sie versuchte, eine der Verkleidungen, welche Ayrina beim Aufstieg so leicht aus der Verankerung gerissen hatte, ebenso von der Wand zu nehmen, doch es gelang ihr nicht. Es war viel zu fest verankert, Viri hatte die Kraft von Ayrina unterschätzt.

„Unico, es klappt nicht! Leg Manai ab und hilf mir, dieses Gitter von der Wand zu bekommen!“, rief Viri ihm zu.

„Wir brauchen doch eine Brücke!“, fügte sie hinzu.

Unico zögerte einen Moment.

„Dafür haben wir keine Zeit!“

Doch gerade in dem Moment erschien Ciel an dem Loch in der Wand. Sie deutete Unico an, dass er Manai in ihre Arme geben sollte. Sie landete auf der Treppe und stellte sich mit gestreckten Armen Unico entgegen. Ihre Augen strahlten Zuversicht aus und sie lächelte Viris alten Freund an.

Vorsichtig übergab Unico den schwer verletzten Manai an Ciel. Sie sorgte dafür, dass er stabil in ihren Armen lag und schlug mit den Flügeln. Sie sprang mit einem Satz nach hinten und hielt sich schon kurz darauf mit mächtigen Flügelschlägen in der Luft. Ciel war stark. Und sie half bei der Rettung der Person, die ihr besonders wichtig war. Viri war in diesem Moment so unendlich dankbar.

Als Ciel in der Sandwolke etwas unterhalb des Lochs verschwunden war, nahm Unico Anlauf und sprang über den beschädigten Teil des Treppenhauses hinweg. Da er diesmal von oben nach unten sprang, waren die vier Meter, welche die Lücke maß, kein Problem. Mit Manai indes hätte er den Sprung sicher nicht geschafft.

Er winkte ihr zu, und auch Viri lief los und sprang Unico entgegen. Früher hätte sie in einem solchen Moment Angst gehabt, hätte vermutet, in ihrer Ungeschicklichkeit nach unten zu stürzen, Viri hätte gezögert und den Sprung nicht gewagt. Doch etwas hatte sich verändert. Ohne viel Mühe meisterte sie den Sprung, und auch das



Landen auf den steilen Stufen gelang ihr ohne Probleme. Unico drehte sich kurz zu ihr, hob eine Augenbraue und lief dann wieder los.

Es dauerte nicht lange, bis die beiden wieder in dem Korridor waren, der kurz nach der Eingangstür des Turmes begann. Es war ein breiter, kurzer Korridor, der auch als Empfangshalle dienen konnte. Doch auch wenn Viri normalerweise ihre Umgebung immer besonders genau beobachtete, diesmal hatte sie keine Augen dafür, und vor allen Dingen keine Zeit. Sie musste wissen, wie es Manai ging.

Sie liefen durch die Stadt im rötlichen Nebel des Sandsturmes, vorbei an den stehenden Panzerwägen, durch die zerstörten, brennenden Hütten hindurch bis zu den gelandeten Luftschiffen der Armada. Es waren nur noch wenige Schiffe da, die meisten waren schon wieder auf dem Weg zurück in ihre Heimat, mutmaßte Viri.

Vorne lag das große Luftschiff der Menschen vor Anker, daneben das kleine Schiff von Morel und schließlich die Nidhögger. Die Seitenwände waren geschlossen, aus Schutz vor dem Sand, denn immer noch wurde hier unten der Sand in starkem, heißem Wind aufgewirbelt.

Niemand war zu sehen. Weder Ciel, noch Ciseding, noch Manai.

„Ist da wer?“ rief Viri laut. Sie war verzweifelt.

Ein kleiner Teil der Seitenwand der Nidhögger öffnete sich. Ciel trat hinaus und winkte ihr zu. Unico und Viri liefen sofort los, in das Schiff hinein.

Kaum darin angekommen drehte Ciel an der großen Kurbel und die Seitenwand wurde wieder geschlossen.

Sie waren wieder im zentralen Besprechungsraum des Luftschiffes, dort, wo schon viele Pläne geschmiedet worden waren. Doch diesmal lagen keine Karten oder Schriften auf dem mittig platzierten Tisch, sondern Manai. Er atmete flach, Ciseding stand neben ihm und murmelte. Lijaan, die Älteste von Gaalkayo saß auf einem der Stühle des Tisches und verband seine Wunden an Händen und Füßen. Sie legte ihm ein Tuch auf die Stirn und braute im Ofen, der an der Spitze des Tisches in einer Nische verankert war, einen Sud.

Ciseding sah besorgt aus, er grübelte über Manai, sah ihn an, ging durch den Raum und rieb sich das Kinn. Schließlich stützte er sich mit beiden Händen am Tisch ab. Als er bemerkte, dass Unico und Viri hier waren, sah er auf. Nun kam auch Morel aus einer der Kabinen, er hatte heißes Wasser aufgesetzt, in dem Handtücher vorbereitet waren.

„Es sieht nicht... gut aus“, sagte Ciseding leise.

Er hielt kurz seine Hand auf Manais Brust. Seine Haut war so fahl. Das Gesicht so eingefallen, so ausgetrocknet, beinahe hätte man ihn für tot halten können. Lijaan

versuchte ihm etwas, von dem Sud zu geben, doch er konnte mit eigenen Kräften nicht mehr trinken.

Viri sprang nach vorne und nahm Manais Hand, sie setzte sich auf den Schemel und hielt sich mit beiden Händen an ihm fest. Ein kalter Schauer lief ihr den Rücken hinab, als sie ihn berührte. Er fühlte sich an, als wäre seine Haut aus Pergament.

„Bitte, Manai, bitte...“, flüsterte sie leise.

Sie saß bei ihm, Stunde um Stunde. Sie hielt seine Hand und hoffte, dass sein Zustand irgendwann wieder besser werden würde. Viri unterstützte Lijaan wo es nur möglich war, sie half beim Zubereiten des Kräutersudes, den Lijaan eigentlich für die Verwundeten der Schlacht vorbereitet hatte, sie wechselte die warmen Wickel, sie sorgte dafür, dass er trinken konnte.

Und im Lauf der Stunden gelang es auch, dass es Manai wieder besser ging. Er begann, wieder selbst zu schlucken und auch sein Atem wurde ruhiger. Sie hatte überdies das Gefühl, dass das fahle Grau von seiner Haut wich und er wieder gesünder aussah.

Nach einer Weile wurde Manai schließlich in eine der Kabinen umgebettet. Auch Ciseding bestätigte, dass Manai auf dem Weg der Besserung war. In diesem Moment konnte sich Viri endlich wieder ein bisschen entspannen. Ardankin war geschlagen, die Bedrohung der Menschen war vorbei. Alles war gut, nun da auch

Manai wieder gesund werden sollte. Jetzt lag es an den Sammlern, Vollstreckern und Wächtern, wieder alles auf den Weg zu bringen, damit sie ihr Leben führen konnten.

Ciseding wies ihr eine eigene Kabine zu. Seine Berater waren gegangen, und so war genügend Platz in der Nidhögger um ihr, Manai und Morel eine eigene Schlafkabine zur Verfügung zu stellen. Nur Lijaan und Atilia wollten gemeinsam in einer Kabine sein. Sie hatten lange genug in der Gefangenschaft der Menschen gelitten. Und sofort nach der Befreiung begann Lijaan, bei der Versorgung der Verwundeten zu helfen, nicht einen Moment der Entspannung gönnte sie sich und ihrem Mann, dabei waren beide doch schon so alt. Unico ging zum Luftschiff der Menschen, in dem Ayrina eingesperrt war.

Nachdem sich Morel bereit erklärt hatte, sich um Manai vorerst zu kümmern, konnte sich Viri entspannt in ihr Bett legen. Sie kuschelte sich in die weiche Decke und war bereit für die erste entspannte, sorgenfreie Nacht seit Monaten. Wenn sie genau darüber nachdachte, wusste sie gar nicht, wie viel Zeit vergangen war, seit der Aufstand der Menschen begann. Doch was war schon Zeit? Sie war gerade einmal achtundzwanzig Jahre alt, und es sollten noch viele hunderte Jahre folgen.

Es klopfte an der Tür.

„Darf ich reinkommen?“, fragte eine männliche Stimme. Es war die Stimme von Ciseding.

„Ja“, stöhnte Viri. Es wäre ihr lieber gewesen, wenn sie eine ruhige Nacht verbringen hätte können, doch wer konnte dem Anführer der Welt schon einen Wunsch abschlagen?

Ciseding kam vorsichtig hinein. Viri wollte sich aufsetzen, doch er winkte ab.

„Bleib nur liegen. Du hattest genug Anstrengung in den letzten Tagen.“

Er setzte sich auf ihre Bettkante und legte die Arme auf seinen Oberschenkeln ab.

„Unico sagte mir, du hast gut gekämpft gegen Ardankin“  
Viri nickte. „Danke.“ Ciseding sah sie an.

„Soweit ich weiß, hast du in deinen Lehrjahren nie besonders gern oder oft gekämpft. Unico berichtete nun aber davon, dass du unbeschreiblich gut im Umgang mit deiner Waffe und deiner Geschicklichkeit warst. Woher kamen deine Kenntnisse?“

Nun schluckte sie. Viri dachte an die Erinnerungen die in sie geströmt waren, an ihre Kampfkünste und an die Gedanken von Eding, die sie erreichten.

„Ich hatte das Gefühl, Edings Erinnerungen zu sehen“, antwortete sie daher wahrheitsgemäß.

Ciseding sah zu Boden.

„Das dachte ich mir. Elvira, du bist aus Etheria. Du bist wirklich eine der Mal'ach, und Eding hat dich zu seiner Nachfolgerin erkoren.“

Viri gefror das Blut in den Adern. Das konnte nicht sein.

„Du bist das neue Wesen der Ewigkeit. Du bist Eding.“

Nun lächelte er.

„Zumindest eine weibliche Version von ihm.“

Doch Viri war nicht zum Scherzen zumute.

„Was bedeutet das für mich?“

„Nun“, begann Ciseding, „du kannst nun zwischen den Welten reisen. Du kannst über die Mittelwelt nach Etheria reisen, und musst dafür sorgen, dass die ganzen Extant wieder zu den Mal'ach werden, die sie waren.

du hast eine große Aufgabe vor dir.“

Viri zog sich die Decke bis hoch zum Hals.

„Was bedeutet das für mich? Was... kann ich tun?“

Ciseding aber schüttelte den Kopf.

„Ich weiß es nicht, es war nicht mehr genug Zeit, dass Eding mich hätte einweihen können. Ich kann dir zeigen, wie du zur Mittelwelt wechseln kannst. Alles weitere musst du dir dann selbst...“

In diesem Moment stürmte Morel bei der Türe hinein.

„Es geht ihm nicht gut! Es geht ihm gar nicht gut!“

Viri sprang aus dem Bett auf und huschte an Ciseding vorbei zu Manais Kabine. Er atmete schwer, er war überall verschwitzt, sein Gesicht war blau angelaufen.

„Nein, nein... Nein!“ hauchte Viri.

Ciseding drängte sich an ihr vorbei und sah Manai an. Er nahm seinen Arm in die Hand und überprüfte den Puls.

„Das ist nicht gut“, sagte er ruhig.

Nun kam auch Lijaan in die enge Kabine.

„Ich richte wieder einen Sud an“, sagte sie nur kurz, ehe sie die Kabine verließ.

Ciseding jedoch sah Manai ernst an.

„Das wird nicht reichen. Er schafft es nicht. Die Lebensgeister verlassen ihn.“

Viri nahm nun Cisedings Hand. Sie sah ihn tief an, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein. Es war doch jetzt endlich alles gut.

„Wenn er hier stirbt, dann endet doch seine Existenz. Er darf nicht sterben. Er darf nicht.“

Wofür hatte sie denn gegen Ardankin gekämpft. Als Nachfolgerin von Eding? Als Retterin der Welt? Als die Auserwählte, vom Herrn der Oberwelt erkoren? Nein. Sie kämpfte für Manai. Nur für ihn. Im Moment des Kampfes gegen Ardankin waren die Erinnerungen an Manai viel stärker als diejenigen, die sie von Eding hatte. Manai war *ihr* Leben, und sie lebte für ihn.

Ciseding schob sich seine Brille nach oben und sah kurz die Kabinendecke an.

„Er ist nicht vorbereitet. Es wird... Schwierig.“

„WAS? Was wird schwierig?“, hakte Viri nach. Sie hatte keine Lust darauf, das unwissende junge Ding zu sein, ganz der Erfahrung des großen Ciseding unterworfen.

„Verdammt, rede doch!“, fauchte sie ihn an.

Ciseding berührte Manai an der Brust und schloss die Augen. Von einem Moment auf den anderen wurde Manais Atem ruhiger. Er schien in einen friedlichen Schlaf zu entschlummern, und schließlich löste er sich in Staub auf.

Viri sprang Ciseding an und packte ihn am Kragen.

„Was hast du gemacht? Was hast du gemacht?“

Sie holte zu einer Ohrfeige aus, doch ihre Hand war plötzlich wie gelähmt. Ciseding sah sie mit einem finsternen Blick an, und ihr Körper schien ihr nicht mehr zu gehorchen, wie schon beim Treffen mit Eding.

„Beruhige dich!“, mahnte er, und obwohl sie so unbeschreiblich verzweifelt und traurig war, ließ sie ab. Sie ging einen Schritt nach hinten, Ciseding stand auf und setzte auch seine Brille wieder auf.

Auch er war traurig und niedergeschlagen.

„Ich konnte nicht anders als ihn zurückzusenden in die Mittelwelt. Er ist nicht vorbereitet, er hat noch seine



Erinnerungen, aber dennoch wird er ein neues Leben beginnen.“

So war es also. Er war weg. Manai war gegangen.

Für Viri brach die Welt zusammen. In ihr erwachten noch einmal alle Erinnerungen, die sie mit Manai verband. Wie sie ihn kennen lernte, wie sie mit ihm nach Predinas ging, wie er sie aus der Gefangenschaft rettete. Sie reisten nach Helgard, er pflegte sie gesund, als sie sich daran erinnerte, Rena zu sein. Manai war gegangen.

Für immer fort.

In Hel gab es einige Millionen Sayt. Doch Viri spürte, dass sie von nun an alleine sein würde.

Ihre Welt war leer. Was interessierte sie, wer sie war. Sie hatte gekämpft, für ihn, und auch für ihre Welt, und letztendlich hatte sie sich so sehr gewünscht, die glückliche Zukunft mit Manai zu verbringen. Nur mit Manai. Er sah ja aus wie einer der ihren, nachdem ihm Ciseding das Aussehen eines Sammlers gegeben hatte.

Langsam verließ sie den Raum und machte sich auf, um in ihre Kajüte zurückzukehren. Ciseding aber hielt sie fest.

„Warte...“

## 50 | Der letzte Traum

Er hing am Kreuz, die Hände schmerzten, und sein Körper fühlte sich an, als würde das Leben langsam aus ihm herauslaufen.

Er wurde schwach, und doch konnte er erkennen, dass sein wertvollster Schatz in Gefahr war. Mit letzter Kraft riss er sich vom Kreuz, die Schmerzen waren nun beinahe unerträglich, und doch hielt er plötzlich eine Waffe in der Hand und schlug den Dämon tot.

Danach Schweiß.

Hitze.

Elend.

Hoffnung.

Schließlich sah er ihr Gesicht und...

...wachte auf.

Das Gesicht verschwand nur langsam wieder vor seinem geistigen Auge. Dieses hübsche Antlitz, der Blick voller Sorgen, die Augen voller Tränen.

Es war noch dunkel, kurz vor Morgengrauen. Noch beleuchtete nur das künstliche Licht der Straßenlaterne sein Zimmer. Die Vögel aber zwitscherten schon ihr Lied, er konnte es durch die offenen Fenster hören.

Es war erst Juni, doch draußen war es bereits unglaublich heiß. Er saß komplett verschwitzt in seinem Bett und sah aus dem Fenster. Dort war sie, die Kleinstadt, in der er lebte. Und in die er nicht gehörte.

Die Uhr zeigte kurz nach vier Uhr morgens.

Er stand auf, frustriert. Es würde sicherlich wieder ein elender Tag werden. Sie würden ihm auf dem Schulweg auflauern, oder danach. Sie würden ihn wieder beleidigen und kränken.

Dabei wusste keiner, wie schlecht es ihm ging. Seit seiner Kindheit hatte er diese Träume, immer wieder sah er eine andere Welt, alles fühlte sich so real an. Zuerst der körperliche Schmerz. Er spürte ihn. Und dann die schier endlose Trauer der Trennung. Als kleines Kind hatten ihn seine Eltern oft getröstet, als er wieder weinend aufwachte, doch irgendwann schickten sie ihn nur noch weg. Er war bei Ärzten, sie stellten Autismus fest. Nun war er siebzehn Jahre alt.

Das reichte schon, um ihn in seiner Klasse unbeliebt zu machen. Er zeichnete oft die Bilder, die sich in seinem Kopf abspielten und sammelte sie, vielleicht würde er irgendwann das Puzzle vereinen können.

Und so wurde es hell an diesem Tag, er ging hinab zu seinen Eltern und tat so, als wäre er von ihnen aufgeweckt worden. Er setzte sich zu ihnen, plauderte ein wenig belangloses Zeug, aß eine Scheibe Brot, bedankte

sich freundlich für das Frühstück, packte die Schultasche und ging hinaus.

Diesmal war der Weg zur Schule erträglich. Das Wetter war schön, die Sonne strahlte über die Kleinstadt, er war alleine und wurde von niemandem belästigt.

Der Schultag war ebenfalls ereignislos. Fast alle Dinge, die ihm die Lehrer beibrachten, beherrschte er sofort und schrieb die besten Noten, ohne viel dafür tun zu müssen. Meistens langweilte ihn jeder Unterricht. Aber die Schule war auch ein Ort, der ihn beruhigte, denn hier konnte er seinen Gedanken folgen. Er dachte immer über die Träume der letzten Nacht nach und machte Skizzen dazu.

Auch an diesem Tag hatte er fast einen ganzen Block voll Notizen und Zeichnungen gemacht. Er war fast ein bisschen stolz darauf. Seine Zeichnungen beinhalteten kleine Feen, Menschen mit zwei und vier Hörnern, geflügelte, mächtige Wesen und eine schwarze Großstadt.

Gut gelaunt ging er nach Hause, nachdem die Schulglocke geläutet hatte.

„Hey, Sonderling!“

Sie hatten ihm wieder aufgelauert.

Es waren drei Jungs, ein großer, der den Ton angab, der die Gruppe leitete, ein dicklicher kleiner Junge, der sicherlich eher Angst hatte vor dem großen starken Jungen, und ein Hagerer mit Brille. Diesen mochte er am

wenigsten, aber scheinbar hielt der Starke recht viel von dem Dünnen.

„Hast wieder den ganzen Tag nichts gemacht!“

Der Hagere ging auf ihn zu und rempelte ihn an.

„Was meinst du eigentlich, wer du bist?“, sagte nun der Dicke.

„Rede mit uns!“, befahl der Große.

Doch er schwieg. Sie würden ihn etwas herumschubsen und dann wieder gehen. So wie fast jeden Tag.

Diesmal aber kam der Große auf ihn zu, schubste ihn nach hinten und entriss ihm die Schultasche.

„Was hast du hier?“

Der Große riss sie auf, so dass die Schnalle zerbrach und alle Bücher auf den Boden fielen.

„Hmpf!“

Der Dicke trampelte auf den Schulsachen herum, dann wandten sich die Drei ab und gingen davon. Sie hatten alles kaputt gemacht. Der ganze Block, den er den Tag über beschrieben hatte, war zerrissen und zertreten.

Die Tränen stiegen auf, er nahm den traurigen Rest seiner Sachen und lief weinend weg. Er hasste das alles so sehr.

Die Stadt, in der er lebte, war an einen Berg gebaut. Ganz oben gab es eine schöne Aussichtsplattform mit einer

Bank und nun, kurz nach Mittag, war dort niemand. Er setzte sich auf die Bank und sah in das Tal hinab, welches seine Stadt durchzog.

Die Wolken zogen vorbei, vereinzelt nur, der Himmel war größtenteils blau. Es war ein wunderschöner Tag, er mochte die Sonne und warmes Wetter, in der Natur hatte er sich immer schon wohl gefühlt. Unter ihm breitete sich Tauberburg aus, eingebettet in eine Hügelkette. Hinter den Häusern lagen Weinberge. Doch er fühlte sich traurig. Wie konnte man nur in so jungen Jahren so verrückt sein?

Er bemerkte, dass sich jemand neben ihn setzte. Er mochte das nicht. Er wollte allein sein. Wie konnte nur jemand um diese Zeit diesen weiten Weg beschreiten? Menschen waren wirklich nicht sein Ding.

„Du warst schwer zu finden.“

Er drehte sich um. Neben ihm saß ein Mädchen, nicht älter als er, vielleicht sogar ein paar Jahre jünger.

„Du hast mich gesucht?“, fragte er mit erhobener linker Augenbraue.

Sie lächelte ihn an. Nun sah er sie genauer an. Sie war dünn, ihr Gesicht war freundlich und hübsch, und sie hatte die Haare seltsam hochgesteckt. Die Frisur war so kunstvoll angerichtet, dass es aussah, als hätte der Kopf Hörner.

„*Himmel hilf, so ein Grufti-Mädchen*“, dachte er sich.

Ihre Haare waren dunkel gefärbt und ihr Gesicht geschminkt, aber sie kam ihm bekannt vor.

Sie sah hingegen wieder in die Ferne der Stadt.

„Es ist schwierig, wenn Menschen nicht vollkommen gereinigt werden. Die Erinnerungen an vergangene Erlebnisse oder Geschehnisse in der unteren Welt treten immer wieder zutage, meistens im Schlaf.“

Sie sprach wirres Zeug, aber er hörte ihr zu. Skepsis und Faszination stiegen gleichermaßen in ihm auf.

„Ich musste auch viel lernen. Ich bin die neue Herrin der Oberwelt, doch um dahin zu kommen, muss ich erst ein ganzes Leben führen! Ein ganzes normales Leben eines Menschen!“

Sie schüttelte den Kopf, beugte sich vor und stützte sich auf ihre Oberschenkel, ohne den Blick von der Weite abzuwenden, von den sattgrünen Hügeln mit den Weinstöcken, die sich am Horizont erstreckten.

„Das ist so schwer! Man kommt zur Welt, man ist im Körper eines Kleinkindes gefangen, doch der Geist ist wach! Dennoch muss man sich erst an den wachsenden Körper gewöhnen, und man sollte ja nicht auffallen. Ich meine, ein kleines Kind das so viel weiß, das fällt doch auf. Und jetzt spielt der Körper verrückt, die Hormone fahren Karussell.“

Sie schloss kurz die Augen.

„Normal würde ich nie so reden. Meine Gedanken sind ganz wirr.“

Er fühlte sich so vertraut in ihrer Nähe, sein Unterbewusstsein sandte ihm Bilder, doch er konnte sie nicht zuordnen. Er war verwirrt, sein Kopf schmerzte.

Sie bemerkte seine Stille und sah ihn an.

„Es ist wirklich nicht gut, euch Menschen zurückzusenden, wenn ihr noch nicht wirklich befreit seid.“

Nun lächelte sie.

„Aber ich bin froh, dass du noch der Alte bist.“

„Welcher... Alte?“, stotterte er kurz.

Sie beugte sich zu ihm, zog seinen Oberkörper heran und küsste ihn. Es war ein intensiver Kuss, er schien eine Ewigkeit zu dauern. Es war sein erster Kuss. Nein. Er hatte diese Lippen schon einmal gespürt. Das Prickeln auf seiner Zunge war ihm bekannt, der warme Atem auf seiner Haut.

Es war seine große Liebe, Viri.

Die Gedanken in seinem Kopf ordneten sich, und Manai wusste, wer er war. Was mit ihm geschah. Er erinnerte sich an sein altes Leben, an sein Leben in Hel, an die Erlebnisse mit Viri, an all die Personen, die ihm ans Herz gewachsen waren.

Sie sah ihn an. Sie war Viri.



„Warum bist du... So jung?“

Viri lächelte.

„Ich habe dir doch gesagt, ich bin auf dem Weg zur Oberwelt. Der Weg dorthin führt über ein ganzes Leben auf der Erde.“

Manai schüttelte den Kopf.

„Wieso Herrin der Oberwelt?“

Viri legte sich auf die Bank und schmiegte sich an ihn.

„Du hast einiges nicht erlebt. Der Herr der Oberwelt, Eding, ist vergangen. Er hat mich zu seiner Nachfolgerin erkoren. Ich weiß nicht, was ich tun soll oder wie ich dorthin gelange. Ich weiß nur von Ciseding, dass ich hier ein Leben zu leben habe.“

Sie drehte sich um und sah ihm in die Augen.

„Ich will, dass du mitkommst. Ich weiß doch nicht, was zu tun ist. Hilf mir, Manai, hilf mir.“

Er nickte, sah kurz in die Ferne und Viri dann wieder in die Augen.

„Wir gehören zusammen. Ich werde alles mit dir gemeinsam machen. Mit dir würde ich durch die Hölle gehen!“

Viri lachte laut.

„Das bist du doch schon.“

Die beiden saßen noch lange Zeit auf ihrer Bank und waren glücklich, wieder vereint zu sein. Sie sprachen und küssten sich viel. Es gab so viel nachzuholen. Mit Anbruch der Dunkelheit wurde es kühl.

Viri und Manai gingen Hand in Hand den kleinen Weg hinunter in das Wohnviertel, in dem Manai lebte.

„Wie geht es jetzt weiter?“, fragte er.

Viri nahm seine Hand und sah ihm in die Augen.

„Ich wohne mit meinen *Eltern* hier ganz in der Nähe. Du bist den Deinen ein guter Sohn, denn sie lieben dich. Doch von heute an sehen wir uns jeden Tag. Wir haben noch viel Zeit zusammen. Sehr viel Zeit!“

Manai lächelte. Das war eine schöne Vorstellung. Er nahm Viri in den Arm und hielt sie fest. Er würde sie nicht mehr loslassen. Nie wieder.

## Coda

Wieder war ein Haus repariert. Morel hatte das erste Viertel der Stadt von Shion wieder restauriert. Es hatte Jahre gedauert, doch nun war ein beachtlicher Teil der Stadt wieder bewohnbar. Dennoch würde die Arbeit am Rest der Häuser noch lange Zeit dauern. Ciseding sandte eine Reihe von Sammlern und Vollstreckern, die in die Häuser einzogen, doch der Großteil der Stadtbevölkerung bestand aus den Extant, die Morel auf der ganzen Welt entdeckt hatte. Shion begann, wieder eine lebendige Stadt zu werden.

Ciel und Tero hatten es sich auch in seiner Stadt wohnlich eingerichtet, Morel hatte sich mittlerweile auch schon daran gewöhnt, dass sie mit ihm nur in Gedanken sprachen.

Abends saßen sie oft zusammen und dachten an die Zeit, als Manai und Viri in dieser Welt waren. Ciel vermisste Viri und sagte immer wieder, dass sie nach Wegen suchen müsste, Hel zu verlassen und zurück nach Etheria zu kehren. Sie saß jeden Tag über alten Büchern, die sie sich aus Helgard holte.

An diesem Abend hatte sich Besuch angekündigt. Unico und Ayrina machten ihre Aufwartung. Ayrina war viele Jahre im Gefängnis gewesen, doch seit kurzem war sie wieder frei. Da sie bei der Befreiung der Welt geholfen

hatte, wurde sie trotz der Schwere ihrer Vergehen schnell begnadigt. Gaalkayo durfte sie aber nicht mehr betreten, auch wenn sie zusammen mit Unico die Aufgabe erhielt, die Nachfolge von Ciseding anzutreten. Er wollte nicht, dass mit Hel das gleiche wie in Etheria geschah und die Welt nach seinem Tod aus den Fugen geriet. Aus diesem Grund ernannte er die beiden zu seinen Nachfolgern, so dass er noch zu Lebzeiten genügend Kraft hatte, sie auf ihre Aufgaben vorbereiten zu können. Die Entscheidung war nicht unumstritten in der Welt, doch auch Morel hatte das Gefühl, dass man Ayrina verzeihen konnte. Schließlich ging ja alles gut aus.

Ciseding hatte bereits ein schlechtes Gewissen, weil er Viri ohne weitere Vorbereitung in die Mittelwelt gesandt hatte. Aber Morel war sich sicher, sie würde dort ihren Weg gehen und das Tor nach Etheria entdecken. Und auch ihren Manai würde sie sicherlich wiederfinden.

An diesem Abend saß Ciel nicht über ihren Büchern, sondern half beim Vorbereiten eines leckeren Mahls. Es gab Sandhuhn mit verschiedenen Kräutern und Gemüse aus Shion.

Auch Tero half kräftig mit, er suchte nach Feuerholz und heizte den Ofen an. Ansonsten half er Ciel beim Stöbern durch die Bücher. Auch er wollte wieder zurück nach Etheria, obwohl sie Beide den Ort nicht mehr kannten.

Doch Unico und Ayrina waren zu früh, schon am Nachmittag klopfte es an Morels Tür. Er drehte sich um,

ging zur Türe und stieß sich fürchterlich den Kopf. Fay, die Morel die Nachricht vom Besuch überbrachte, war selbst überrascht.

Er war es noch nicht gewohnt, zwei große Hörner zu haben. Ciseding hatte sich mit dem Wächterrat abgesprochen und Morel wurde zum vierzehnten Wächter gekürt.

Er hielt sich kurz den Kopf und öffnete die Türe.

Morel erkannte, wieso die beiden schon hier waren. Sie hatten die Nidhögger bekommen, das Schiff von Ciseding. Mit diesem konnten sie den Bergrücken in kurzer Zeit überfliegen.

„Unico, Ayrina, es freut mich!“

Er umarmte die beiden und ließ sie ins Haus. In Hel war wieder alles so, wie es sein sollte.